



GRAF LEO
TOLSTOJ

AUSGEWÄHLTE
ERZÄHLUNGEN
II



Deutsch
von
Aug. Scholz

GRAF LEO
TOLSTOJ



Paul Oestergaard-G.m.b.H. Verlags-Anstalt, Berlin, W.

Graf Leo Tolstoj

Ausgewählte Erzählungen

Deutsch von August Scholz

II.

Auferstehung

Roman

(Erster Teil)

BERLIN W. 57
PAUL OESTERGAARD
G. m. b. H.

Auferstehung

Roman in drei Büchern

Auferstehung

Matth. 18, 21-22. Da trat Petrus zu ihm und sprach: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist es genug, siebenmal? Jesus sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

Matth. 7, 3. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und wirst nicht gewahr des Balkens in deinem Auge?

Joh. 8, 7. . . . Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie.

Luc. 6, 40. Der Jünger ist nicht über seinen Meister; wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen.

Erstes Buch

1.

Zu etlichen Hunderttausenden hatten sich die Menschen auf einem einzigen kleinen Fleck angesammelt, und wie sehr sie sich auch Mühe gaben, die Erde, auf der sie sich preßten und drängten, zu verunstalten, sie mit Steinen zu verrammeln, damit nichts darauf wüchse, jedes Gräschen, das sich ans Licht wagte, sogleich auszujäten, die Luft mit Steinkohlen- und Naphthadünsten zu vergiften, die Bäume zu beschneiden und alle Tiere, alle Vögel zu verjagen — der Frühling war doch Frühling geblieben, sogar in der Stadt. Die Sonne wärmte, das neubelebte Gras wuchs und grünte überall, wo

es nur irgend nicht ausgerissen war, nicht allein auf den Rasenplätzen der Boulevards, sondern auch zwischen den Steinplatten, und die Birken, die Pappeln, die Traubenkirschen entfalteten ihre harzigen, duftenden Blätter, die Linden trieben ihre platzen- den Knospen; die Dohlen, Spatzen und Tauben machten schon in froher Lenzstimmung ihre Nester zurecht, und die Fliegen summten im warmen Sonnenschein an den Wänden. Froh waren sie alle, die Pflanzen, die Vögel, die Insekten und die Kinder. Die Menschen aber — die großen, erwachsenen Menschen — hörten nicht auf, einander zu betrügen und zu quälen. Die Menschen waren der Meinung, heilig und wichtig sei nicht dieser Frühlingsmorgen, nicht diese Schönheit der Gotteswelt, die zur Beseeligung aller Wesen gegeben ist und alle Herzen zum Frieden, zur Eintracht, zur Liebe stimmt — heilig und wichtig sei vielmehr das, was sie selbst sich ausgedacht haben, um über einander zu herrschen.

So wurde auch im Bureau des Gouvernementsgefängnisses nicht für heilig und wichtig gehalten, daß alle Tiere und Menschen der Lust und Seligkeit des Frühlings teilhaftig geworden, sondern für heilig und wichtig wurde gehalten, daß am Abend vorher ein mit Nummer, Siegel und Vordruck versehenes Schriftstück eingegangen war, des Inhalts, daß am heutigen 28. April um 9 Uhr morgens drei im Gefängnis inhaftierte Untersuchungsgefangene, zwei Frauen und ein Mann, nach dem Bezirksgericht abgeführt werden sollten. Eine dieser Frauen sollte, als die am schwersten belastete von den drei

Personen, gesondert vorgeführt werden. Und auf Grund dieser Bestimmung trat am 28. April um 8 Uhr morgens der Oberaufseher in den übelriechenden, dunklen Korridor der weiblichen Abteilung des Gefängnisses. Gleich nach ihm betrat eine Frauensperson mit vergrämtem Gesichte und krausem, grauem Haar, in einer Jacke mit betretenen Ärmeln und blau eingefasstem Gürtel, den Korridor. Es war die Aufseherin.

„Sie wollen die Maslowa haben?“ fragte sie, während sie mit dem diensthabenden Aufseher zu einer der Zellentüren ging, die auf den Korridor mündeten.

Der Aufseher öffnete, mit dem Schlüsselbund rasselnd, das Schloß, riß die Zellentür auf, aus der eine noch übler riechende Luft, als die im Korridor war, hervorströmte, und schrie:

„Maslowa, aufs Gericht!“ Dann machte er die Tür wieder zu und wartete.

Selbst auf dem Gefängnishofe spürte man die frische, belebende Luft der Felder, die der Wind in die Stadt geweht hatte. Im Korridor dagegen herrschte eine beklemmende, von Teer- und Fäulnisgeruch gesättigte Luft, die jeden, der von draußen eintrat, sogleich in eine niedergeschlagene, trübe Stimmung versetzte. Auch die vom Hofe kommende Aufseherin mußte, obgleich sie an die schlechte Luft gewöhnt war, diese Erfahrung machen. Kaum hatte sie den Korridor betreten, als sie auch schon eine Müdigkeit verspürte und schläfrig wurde.

Aus der Zelle vernahm man ein hastiges Ge-

triebe, weibliche Stimmen und die Schritte nackter Füße.

„Immer munter, Maslowa, rühr' dich, sag' ich dir!“ schrie der Oberaufseher zur Zellentür hinein.

Zwei Minuten später trat aus der Tür mit lebhaftem Schritt eine junge Frauensperson von nicht großer Statur, mit sehr vollem Busen, im grauen Gefängnisschlafrock über der weißen Jacke und dem weißen Rock. Sie wandte sich rasch um und trat neben den Aufseher. An den Beinen trug sie Leinwandstrümpfe und über den Strümpfen Filzpantoffel; der Kopf war mit einem dreieckigen weißen Halstuch bedeckt, unter dem, offenbar mit Absicht, ein paar Locken des krausen schwarzen Haars vorge-schoben waren. Das ganze Gesicht der Person hatte einen auffallend weißen Teint, wie er Leuten eigen zu sein pflegt, die lange Zeit in verschlossenem Raume zugebracht haben; es ist dies ein Weiß, das an die Keime im Keller lagernder Kartoffeln erinnert. Die gleiche Farbe wiesen auch die kleinen, breiten Hände und der volle, weiße Hals auf, der aus dem großen Kragen des Schlafrocks hervorschaute. In diesem Gesichte überraschten, zumal im Gegensatz zu seiner matten Blässe, die tief-schwarzen, glänzenden, etwas geschwollenen, doch sehr lebhaften Augen, von denen eins ein wenig schielte. Sie hielt sich sehr gerade und drückte die volle Brust stark heraus. Als sie auf den Korridor hinausgetreten war, sah sie, den Kopf ein wenig zurückwerfend, dem Aufseher gerade in die Augen und blieb stehen, bereit, alles zu tun, was er von ihr verlangen würde. Schon wollte der Aufseher

die Zellentür zuschließen, als das bleiche, ernste, runzelige Gesicht einer barhäuptigen, grauhaarigen Alten in der Öffnung erschien. Die Alte sprach irgend etwas zu der Maslowa. Aber der Aufseher drückte die Tür gegen den Kopf der Alten, und der Kopf verschwand. In der Zelle ließ sich das laute Lachen einer weiblichen Stimme vernehmen. Auch die Maslowa lächelte und drehte sich nach dem vergitterten kleinen Guckloch in der Tür um. Von der andern Seite drängte sich die Alte an das Fenster und sprach mit heiserer Stimme:

„Vor allem sag' nichts Überflüssiges, bleib bei dem, was du einmal gesagt hast, verstanden?“

„Wenn's nur rasch ein Ende nähme, schlimmer kann's nicht mehr kommen,“ sagte die Maslowa.

„Zwei Enden kann's nicht nehmen, das kannst du dir doch denken,“ sagte der Oberaufseher in überlegenem Amtstone, höflich überzeugt von der Scharfsinnigkeit seiner Bemerkung. „Nun komm mit, marsch!“

Das Auge der Alten verschwand von dem Guckloch, und die Maslowa trat in die Mitte des Korridors und folgte mit raschen, kleinen Schritten dem Oberaufseher. Sie stiegen die steinerne Treppe hinunter und gingen an den Männerzellen vorüber, von denen ein noch üblerer Geruch und noch lauterer Lärm als von den Frauenzellen ausging. Aus allen Gucklöchern folgten ihnen die Blicke der Insassen. Endlich kamen sie in das Bureau, wo bereits zwei Eskortesoldaten mit Gewehren standen. Der hier sitzende Schreiber übergab einem der Soldaten ein stark nach Tabak duftendes Schriftstück und sagte,

indem er auf die Gefangene zeigte: „Nimm sie in Empfang!“

Der Soldat, ein Bauer aus der Gegend von Nischnij-Nowgorod, mit rotem, von Pockennarben entstelltem Gesichte, steckte das Schriftstück hinter den Ärmelaufschlag seines Mantels und blinzelte lächelnd, mit einem Kopfnicken nach der Gefangenen, seinem Kameraden zu, dessen starke Backenknochen den geborenen Tschuwaschen*) verrieten. Die Soldaten stiegen mit der Gefangenen die Treppe hinunter und begaben sich zum Hauptausgang.

In der Tür des Hauptausganges öffnete sich ein Pförtchen. Die Soldaten überschritten die Schwelle des Pförtchens, traten mit der Gefangenen in den Hof hinaus, verließen den ummauerten Hof und marschierten dann, immer mitten auf dem gepflasterten Straßendamm gehend, quer durch die Stadt.

Droschkenkutscher, Krämer, Köchinnen, Arbeiter, Beamte blieben stehen und blickten voll Neugier auf die Gefangene; einige schüttelten den Kopf und dachten: „Da sieht man, wohin ein schlechter Lebenswandel führt — uns kann man, Gott sei Dank, einen solchen nicht vorwerfen!“ Die Kinder sahen voll Entsetzen auf die Verbrecherin, und nur der Umstand, daß die Soldaten hinter ihr hermarschierten und sie daran hinderten, noch mehr Böses zu tun, beruhigte sie einigermaßen. Ein Bäuerlein vom Dorfe, das Holzkohlen verkauft und im Wirtshause Tee getrunken hatte, trat auf sie zu, bekreuzte

*) Ein finnisch-türkischer Volksstamm.

sich und reichte ihr eine Kopeke. Die Gefangene erröthete, senkte den Kopf und sagte irgend etwas.

Sie fühlte die auf sie gerichteten Blicke sehr wohl und warf ihrerseits, ohne den Kopf zu wenden, unbemerkt Seitenblicke nach jenen, die sie ansahen. Die Aufmerksamkeit, die man ihr schenkte, freute sie. Es freute sie auch, die im Verhältniß zur Gefängnisluft so reine Frühlingsluft der Straßen zu atmen, dagegen fiel es ihr schwer, mit den des Gehens entwöhnten, in den plumpen Gefängnispantoffeln steckenden Füßen auf die Steine zu treten, und sie sah auf den Weg unter ihren Füßen und bemühte sich, so leicht wie möglich aufzutreten. Als die Gefangene an einer Mehlhandlung vorüberkam, vor der sorglos und unbehelligt mit leichtschaukelndem Gange eine Taubenschar sich tummelte, wäre sie beinahe auf einen blauen Täuberich getreten — rasch mit den Flügeln schlagend, flatterte er in die Höhe und flog dicht am Ohre der Gefangenen vorüber, daß sie den von ihm verursachten Windhauch deutlich spürte. Sie lächelte, und als sie dann ihrer Lage gedachte, entrang sich ihr ein tiefer Seufzer.

2.

Die Geschichte der Arrestantin Maslowa war eine sehr alltägliche Geschichte.

Die Maslowa war die Tochter einer leibeigenen Bauerndirne, die mit ihrer Mutter zusammen auf einem zwei adeligen Schwestern gehörenden Gute als Stallmagd lebte. Diese ledige Person gebar jedes

Jahr ein Kind; das Kind wurde, wie das gewöhnlich auf den Dörfern geschieht, getauft, dann aber kümmerte sich die Mutter nicht weiter um das unerwünscht erschienene, überflüssige, bei der Arbeit störende kleine Wesen und ließ es ohne Nahrung, so daß es bald verhungerte.

So waren ihr fünf Kinder gestorben. Getauft wurden sie alle, jedoch nicht gefüttert, so daß sie starben. Das sechste Kind, dessen Vater ein zufällig das Dorf passierender Zigeuner war, war ein Mädchen, und das Schicksal der Kleinen wäre daselbe gewesen, wenn nicht zufällig eine der beiden alten Damen, denen das Gut gehörte, in den Kuhstall gekommen wäre, um die Mägde dafür auszuschelten, daß der Rahm nach der Kuh roch. In der Mägdestube lag die Wöchnerin mit ihrem hübschen, gesunden Säugling. Das alte Fräulein schalt nun nicht nur wegen des Rahms, sondern auch wegen der Ungehörigkeit, daß man eine Wöchnerin in der Stube der Viehmägde gelassen hatte, und schon wollte sie weggehen, als sie das Kind erblickte. Sie ward gerührt und erbot sich, seine Taufpatin zu sein. Sie hob es auch wirklich aus der Taufe, sorgte für das Patenkindchen, gab der Mutter Milch und Geld, und so blieb die Kleine am Leben. Die alten Damen nannten sie denn auch „die Gerettete“.

Das Kind war drei Jahre alt, als seine Mutter erkrankte und starb. Der Großmutter, die selbst Stallmagd war, fiel die Enkelin zur Last, und so nahmen die alten Fräulein das Kind zu sich. Die schwarzäugige Kleine wuchs zu einem ungemein

lebhaften und anmutigen Mädclchen heran, und die alten Damen hatten ihre Freude an ihr.

Es waren, wie gesagt, zwei alte Damen da: die jüngere, Sofia Iwanowna, war von gutartigem Naturell — sie war es auch gewesen, die das Kind aus der Taufe gehoben hatte; die ältere, Maria Iwanowna, war von strengerer Gemütsart. Sofia Iwanowna putzte das Mädchen, lehrte es lesen und hätte es am liebsten als Pflegekind behalten. Maria Iwanowna aber sagte, das Mädchen müsse arbeiten lernen, müsse zu einem tüchtigen Stubenmädchen ausgebildet werden, und darum war sie streng gegen das Mädchen, strafte es und schlug es sogar, wenn sie schlechter Laune war. So wuchs das Mädchen unter dem Einfluß der beiden alten Damen zu einem Zwitterwesen, halb Stubenmädchen und halb Pflegekind, heran. Und auch einen Zwitternamen gab man ihr — nicht Katjka, und nicht Katenjka, sondern Katjuschka. Sie nähte, räumte die Zimmer auf, putzte die Beschläge der Heiligenbilder mit Kreide, röstete, mahlte und servierte den Kaffee, besorgte die kleine Wäsche und saß zuweilen bei den Fräulein und las ihnen vor.

Sie hatte verschiedene Bewerber, doch wollte sie keinen von ihnen heiraten, da sie wohl ahnte, daß das Leben an der Seite dieser dem arbeitenden Stande angehörenden Freier ihr, nachdem sie die Annehmlichkeiten des Herrenlebens kennen gelernt, doch gar zu schwer fallen würde.

So lebte sie bis zu ihrem sechzehnten Jahre. Als sie aber sechzehn Jahre alt geworden, erhielten die Fräulein den Besuch eines Neffen, eines reichen

Studenten, und Katjuschka verliebte sich in ihn, ohne daß sie es wagte, ihm oder auch nur sich selbst die Tatsache dieser Liebe zu gestehen. Zwei Jahre später machte derselbe Neffe, als er in den Krieg zog, seinen Tanten abermals einen Besuch, blieb bei ihnen vier Tage, verführte Katjuscha und reiste ab, nachdem er ihr am Tage seiner Abreise eine Hundertrubelnote in die Hand gedrückt hatte. Fünf Monate nach seiner Abreise wußte Katjuscha bestimmt, daß sie schwanger war.

Von der Zeit an ward ihr alles gleichgültig, und sie dachte nur darüber nach, wie sie der Schande entgehen könnte, die sie erwartete. Nicht genug daran, daß sie ihren Dienst bei den Fräulein unwillig und schlecht verrichtete, wurde sie auch — sie wußte selbst nicht, wie es geschah — ungezogen und ausfällig gegen sie. Sie sagte den Damen Grobheiten, die sie selbst später bereute, und bat um ihre Entlassung. Und die Fräulein, die mit ihr sehr unzufrieden waren, entließen sie.

Sie ging von ihnen zu einem Bezirkskommissar in Dienst, konnte dort jedoch nur drei Monate bleiben, da der Kommissar, ein fünfzigjähriger Alter, ihr nachzustellen begann. Eines Tages, als er ganz besonders zudringlich geworden, geriet sie in Zorn, nannte ihn einen Dummkopf und einen alten Teufel und stieß ihn so heftig gegen die Brust, daß er zu Boden stürzte. Sie wurde wegen rohen Benehmens aus dem Dienste gejagt. Wieder in Dienst zu treten, hatte keinen Zweck, da sie nun ihrer Niederkunft entgegensah. Sie quartierte sich bei der Dorfhebamme ein, einer Witwe, die nebenher einen

Branntweinhandel betrieb. Die Niederkunft war leicht. Aber die Hebamme, die gleichzeitig eine kranke Frau im Dorfe entbunden hatte, steckte Katjuscha mit dem Kindbettfieber an, und das Kind, ein Knabe, kam ins Findelhaus, wo es nach der Aussage der Alten, die es hingebracht hatte, sogleich nach der Einlieferung starb.

Als Katjuscha zu der Hebamme kam, besaß sie an Geld im ganzen hundertsiebenundzwanzig Rubel; siebenundzwanzig hatte sie verdient, und die hundert hatte ihr Verführer ihr gegeben. Als sie von der Hebamme wegzog, besaß sie nur noch sechs Rubel. Sie verstand sich nicht aufs Sparen, verbrauchte das Geld für sich und gab jedem, der sie darum anging. Die Hebamme hatte von ihr für Unterkunft, Kost und Tee auf zwei Monate vierzig Rubel genommen, fünfundzwanzig Rubel hatte die Unterbringung des Kindes gekostet, vierzig Rubel hatte ihr die Hebamme abgeborgt, um sich eine Kuh anzuschaffen, zwanzig Rubel waren so, für Kleider und Geschenke, draufgegangen, und als nun Katjuscha wieder gesund war, stand sie ohne Geld da und mußte sich eine neue Stelle suchen. Sie fand diese Stelle bei einem Förster. Der Förster war verheiratet, aber ebenso wie der Kommissar wurde er vom ersten Tage an zudringlich gegen Katjuscha und ließ sie nicht mehr in Ruhe. Seine Frau kam hinter seine Schliche, und als sie ihn einmal allein mit Katjuscha im Zimmer überraschte, stürzte sie sich auf diese, um sie zu schlagen. Katjuscha wehrte sich, und es kam zu einer Prügelei, derentwegen sie aus dem Hause ge-

jagt wurde, ohne ihren Lohn bekommen zu haben. Nun fuhr Katjuscha nach der Stadt und hielt sich bei einer Tante auf. Der Mann der Tante war ein Buchbinder, dem es früher gut gegangen war, der aber jetzt alle Kunden verloren und sich dem Trunke ergeben hatte — alles, was ihm unter die Hand kam, vertrank er.

Die Tante aber betrieb eine kleine Wäscherei, von deren Ertrage sie sich samt ihren Kindern wie auch den heruntergekommenen Gatten ernährte. Sie schlug der Maslowa vor, bei ihr als Wäscherin einzutreten. Als die Maslowa jedoch sah, was für ein beschwerliches Leben die Wäscherinnen bei der Tante führten, zögerte sie und suchte sich in einem Vermittlungsbureau eine Stelle als Dienstmädchen. Sie fand eine solche bei einer Dame, die zwei das Gymnasium besuchende Söhne hatte. Acht Tage nach ihrem Dienstantritt hörte der ältere Sohn, ein schnurrbärtiger junger Mann, der die sechste Klasse des Gymnasiums besuchte, auf zu lernen und ließ die Maslowa nicht mehr in Ruhe. Die Mutter gab an allem der Maslowa schuld und entließ sie. Eine neue Stelle fand sie nicht gleich, doch geschah es, daß die Maslowa, als sie in das Vermittlungskontor kam, dort eine Dame mit Ringen und Bracelets an den üppigen bloßen Armen traf. Diese Dame gab der Stellung suchenden Maslowa, als sie ihre Lage erfuhr, ihre Adresse und lud sie zu sich ein. Die Maslowa folgte der Einladung. Die Dame empfing sie freundlich, setzte ihr Pasteten und süßen Wein vor und schickte inzwischen ihr Stubenmädchen irgendwohin mit einem Zettel fort. Am Abend er-

schien ein hochgewachsener Mann mit grau-meliertem langem Haar und grauem Vollbart im Zimmer. Er setzte sich sogleich zu der Maslowa und begann sie lächelnd anzublinzeln und mit ihr zu scherzen. Die Hausfrau rief ihn in ein anderes Zimmer, und die Maslowa hörte, wie sie zu dem Gaste sagte: „Sie kommt ganz frisch vom Dorfe.“ Dann rief die Hausfrau die Maslowa heraus und sagte, der Herr sei ein Schriftsteller, der sehr viel Geld habe und sich erkenntlich zeigen werde, wenn sie ihm gefiele. Sie gefiel ihm, und der Schriftsteller gab ihr fünfundzwanzig Rubel und versprach, sie öfters wiederzusehen. Das Geld ging sehr bald für Bezahlung der Kost bei der Tante, für ein neues Kleid, einen Hut und Bänder drauf. Nach einigen Tagen schickte der Schriftsteller zum zweitenmal nach ihr. Sie ging. Er gab ihr noch fünfundzwanzig Rubel und schlug ihr vor, sie solle in eine besondere Wohnung ziehen.

Während die Maslowa das von dem Schriftsteller gemietete Quartier bewohnte, verliebte sie sich in einen lustigen Kommis, der auf demselben Hofe wohnte. Sie machte dem Schriftsteller selbst davon Mitteilung und zog in eine andere, kleinere Wohnung. Der Kommis aber, der ihr die Ehe versprochen hatte, reiste, ohne ihr ein Wort zu sagen, offenbar in der Absicht, mit ihr zu brechen, nach Nischnij ab, und die Maslowa blieb allein. Sie wollte nun allein in dem Quartier weiterwohnen, doch erlaubte man ihr das nicht. Man erklärte ihr auf der Polizei, sie könne das nur, wenn sie sich unter die Aufsicht der Polizei stelle. Da zog sie

wieder zu ihrer Tante. Als diese sie in dem eleganten Kleide samt Umhang und Hut erblickte, empfing sie sie achtungsvoll und wagte nun nicht mehr ihr vorzuschlagen, sie solle Wäscherin werden, da nach ihrer Meinung Katjuschka jetzt eine höhere Lebensstufe erklimmen hatte. Für die Maslowa handelte es sich nicht mehr um die Frage, ob sie Wäscherin werden solle oder nicht. Sie blickte jetzt mitleidig auf das Sklavenleben herab, das diese — zum Teil schwindsüchtigen — blassen Wäscherinnen mit den mageren Armen in den vorderen Zimmern der Wohnung führten, wo sie bei dreißig Grad Wärme und bei im Sommer wie im Winter geöffneten Fenstern in den heißen Seifendämpfen wuschen und plätteten, und sie ward von Entsetzen erfüllt bei dem Gedanken, daß auch sie ein solches Sklavenleben führen sollte.

Zu jener Zeit nun, in der es der Maslowa, da sie gerade keinen Beschützer hatte, ganz besonders schlecht ging, wurde sie von einer Vermittlerin aufgesucht, die Mädchen für ein öffentliches Haus anwarb.

Das Rauchen hatte sich die Maslowa schon längst angewöhnt, und in der letzten Zeit hatte sie auch am Trinken mehr und mehr Gefallen gefunden. Der Branntwein zog sie weniger darum an, weil er ihr schmeckte, als vielmehr darum, weil er ihr die Möglichkeit gab, all das Schwere, das sie erlebt, zu vergessen, und weil er ihr eine gewisse Ungezwungenheit und eine Überzeugung von dem Werte ihrer Persönlichkeit einflößte, die sie ohne den Branntwein nicht gehabt hätte. Wenn sie

nicht trank, war sie stets niedergeschlagen und schämte sich.

Die Vermittlerin bewirtete die Tante, machte die Maslowa betrunken und schlug ihr vor, in ein gutes, ja in das beste Haus in der Stadt einzutreten. Sie wußte ihr alle Vorteile und Vorzüge einer solchen Stellung in den glänzendsten Farben zu schildern, und der Maslowa blieb nur die Wahl, entweder von neuem die erniedrigende Stellung einer Dienstmagd anzunehmen, bei der es sicherlich ohne Nachstellungen von seiten der Männer nicht abging, oder sich in die gesicherte, ruhige, gesetzmäßige Lage zu begeben, die ihr der Eintritt in ein öffentliches Haus darbot. Sie glaubte überdies durch ihren Eintritt in ein solches Haus auch an ihrem Verführer und an dem Kommis und überhaupt an allen Leuten, die ihr jemals Böses angetan hatten, Rache zu nehmen. Ausschlaggebend aber war für ihre Entscheidung, daß die Vermittlerin ihr sagte, sie könne sich dort so viele Kleider bestellen, als sie nur wolle — aus Samt, aus Rips, aus Seide, auch Ballkleider, welche die Schultern und Arme frei ließen. Als die Maslowa sich vorstellte, wie schön sie in einem hellgelben, mit schwarzem Samt besetzten, ausgeschnittenen Seidenkleide aussehen würde, da konnte sie nicht länger widerstreben und gab ihren Paß ab. Noch an demselben Abend brachte die Vermittlerin sie in das bekannte Haus der Kitajewa.

Und von diesem Augenblick an begann für die Maslowa ein Leben, das nichts anderes als ein fortlaufendes Übertreten der göttlichen und mensch-

lichen Gesetze war, das von hundert und aber hundert Tausenden von Frauen geführt wird und für neun Zehntel von ihnen mit qualvollen Krankheiten und vorzeitigem Verfall und Tode endet.

Am Morgen und tagsüber der dumpfe, schwere Schlaf nach den Orgien der Nacht. Um drei, vier Uhr nachmittags das müde Aufstehen vom schmutzigen Bett, Selterwasser zur Vertreibung des Katzenjammers, und Kaffee — dann das träge Herumschlendern von Zimmer zu Zimmer, im Frisiermantel, in der Nachtjacke, im Schlafrock, das Herausschauen aus dem Fenster, hinter den Vorhängen, das müde Gezänk; dann das Waschen, Salben und Parfümieren des Körpers und des Haars, das Anprobieren der Kleider, das Streiten mit der Wirtin um diese Kleider, das Beschauen im Spiegel, das Schminken des Gesichts und Färben der Augenbrauen, die süße, fette Mahlzeit; dann das Anziehen des hellen, seidenen, den Körper entblößenden Kleides; dann das Hinaustreten in den festlich geschmückten, hell erleuchteten Saal, die Ankunft der Gäste jedes Alters, jedes Standes, jedes Charakters — und Geschrei und Zoten, Prügeleien und Wein, Tabak, Musik und Tanz vom Abend bis zum Morgen, und Konfekt und wieder Wein und Branntwein und Tabak. Und erst am Morgen kommt dann die Erlösung und der dumpfe Schlaf. Und so jeden Tag, im Sommer wie im Winter, am Wochentag wie am Feiertag.

So verlebte die Maslowa sieben volle Jahre. Während dieser Zeit wechselte sie zweimal das Haus und war einmal im Hospital. Im siebenten Jahre ihres Aufenthalts in dem öffentlichen Hause und

im achten nach ihrem ersten Fehltritt, als sie eben sechsundzwanzig Jahre alt war, ereignete sich jener Vorfall, der sie ins Gefängnis brachte und jetzt vor den Richterstuhl führte, nachdem sie sechs Monate lang mit Mörderinnen und Diebinnen zusammen in Untersuchungshaft gesessen hatte.

3.

Zu der Zeit, als die Maslowa, ermüdet durch den langen Weg, mit den beiden sie eskortierenden Soldaten das Gebäude des Bezirksgerichts erreichte, lag jener Neffe ihrer Erzieherinnen, Fürst Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow, der sie einst verführt hatte, in den zerknüllten Kissen seines mit einer Daunenmatratze versehenen Sprungfederbetts, hatte den Kragen seines feinen, auf der Brust mit Plättfalten versehenen Nachthemds aus holländischer Leinwand bequem aufgeknöpft und rauchte eine Zigarette. Er sah mit starren Augen vor sich hin und dachte über das nach, was er heute zu tun hatte, und was gestern gewesen.

Bei der Erinnerung an den gestrigen Abend, den er in dem reichen und angesehenen Hause der Kortschagins verbracht hatte, deren Tochter er, wie man allgemein annahm, heiraten sollte, entfuhr ihm unwillkürlich ein Seufzer. Er warf den Stummel der zu Ende gerauchten Zigarette fort und wollte sich aus dem silbernen Etui eine neue Zigarette herauslangen, doch besann er sich anders, ließ seine glatten, weißen Füße aus dem Bett gleiten, holte

mit ihnen seine Pantoffel heran, warf den seidenen Schlafrock über die vollen Schultern und begab sich mit raschem, schwerem Schritt in den an das Schlafzimmer angrenzenden Ankleideraum, der ganz von dem Dufte der Elixiere, des Kölnischen Wassers, der Bartpomaden und Parfüms erfüllt war. Dort putzte er mit einem besonderen Pulver seine an vielen Stellen plombierten Zähne, spülte sie mit einem wohlriechenden Mundwasser ab und begann hierauf, sich von allen Seiten zu waschen und mit verschiedenen Handtüchern abzureiben. Als er die Hände mit wohlriechender Seife gesäubert, die langgewachsenen Nägel sorgfältig mit Bürsten geputzt und sich dann an dem großen marmornen Waschtisch das Gesicht und den starken Hals gewaschen hatte, ging er noch in ein drittes Zimmer neben dem Schlafgemach, wo ein Duschbad für ihn hergerichtet war. Nachdem er dort seinen muskulösen, mit starken Fettpolstern versehenen weißen Körper dem kalten Wasserstrahl ausgesetzt und ihn darauf mit einem rauhen Laken frottiert hatte, zog er die saubere, geplättete Wäsche und die spiegelblanken Stiefeletten an und setzte sich vor die Toilette, um mittels zweier Bürsten den kurzen, schwarzen, krausen Vollbart und das auf dem Vorderteil des Schädels bereits ziemlich stark gelichtete lockige Haar zu frisieren. Alle Gegenstände, deren er sich bediente — alle Toiletteinstrumente, wie auch die Wäsche, die Kleider, das Schuhwerk, die Krawatten, die Busennadel, die Hemdknöpfe — waren von bester und teuerster Qualität, unauffällig und einfach, dauerhaft und kostbar.

Nachdem Nechljudow aus einem Dutzend Kravatten und Busennadeln die ersten, die ihm unter die Hand kamen, herausgegriffen hatte — vor Zeiten einmal war es ihm wohl neu und unterhaltend erschienen, darunter zu wählen, jetzt indes war ihm alles das ganz gleichgültig — zog er die auf dem Stuhle bereitliegenden, sauber gebürsteten Kleider an und ging, wenn auch nicht vollkommen frisch, so doch leidlich adrett und von Wohlgerüchen umweht, in den langgestreckten Speisesaal mit dem Tags vorher von drei Bauern frisch gewachsenen Parkettfußboden, dem riesigen Eichenbüfett und dem ebenso riesigen Ausziehtisch, dessen breit auseinanderstehende, in Form von Löwentatzen geschnitzte Füße etwas Majestätisch-Feierliches hatten. Auf diesem Tische, der mit einem feinen, gestärkten, mit großen Monogrammen verzierten Tischtuch bedeckt war, stand eine silberne Kaffeekanne mit duftendem Kaffee, eine ebensolche Zuckerdose, eine Rahmkanne mit abgekochter Sahne und ein Korb mit frischer Semmel, kleinen Zwiebäcken und Biskuits. Neben dem Gedeck lagen die eingetroffenen Briefe und Zeitungen und das neueste Heft der „Revue des deux Mondes“.

Nechljudow wollte eben nach den Briefen greifen, als aus der Tür, die nach dem Korridor führte, eine wohlbeleibte, bejahrte Frau in Trauer, mit einem Spitzenhäubchen, das den noch nicht frisch gemachten Haarscheitel verbarg, herangeschwebt kam. Es war die Kammerfrau der vor kurzem in derselben Wohnung verstorbenen Mutter Nechljudows, Agrafena Petrowna, die jetzt bei dem

Sohne in der Stellung einer Haushälterin geblieben war.

Agrafena Petrowna hatte wohl an die zehn Jahre mit der Mutter Nechljudows auf verschiedenen Reisen im Auslande verbracht und besaß ganz das Aussehen und die Manieren einer Dame. Sie hatte von Kindheit an im Hause der Nechljudows gelebt und Dmitrij Iwanowitsch bereits gekannt, als man ihn noch Mitenjka nannte.

„Guten Morgen, Dmitrij Iwanowitsch!“

„Guten Morgen, Agrafena Petrowna. Was gibt's Neues?“ fragte Nechljudow leutselig.

„Ein Brief ist da, von der Fürstin, oder von dem fürstlichen Fräulein. Die Kammerzofe hat ihn schon vor einer ganzen Weile gebracht, sie wartet bei mir,“ sagte Agrafena Petrowna, übergab ihm den Brief und lächelte verständnisinnig.

„Schön, sogleich,“ sagte Nechljudow, während er den Brief nahm. Als er Agrafena Petrownas Lächeln bemerkte, runzelte er die Stirn.

Das Lächeln Agrafena Petrownas besagte, daß der Brief tatsächlich von der jungen Fürstin Kortschagin war, die Nechljudow nach Agrafena Petrownas Meinung zu heiraten im Begriff stand. Und diese Vermutung, die in Agrafena Petrownas Lächeln zum Ausdruck kam, war Nechljudow peinlich.

„Ich will ihr sagen, daß sie warten soll,“ sagte Agrafena Petrowna, nahm den Tischabfeger, der nicht am richtigen Platze lag, legte ihn an einen andern Platz und schwebte zum Speisesaal hinaus.

Nechljudow erbrach den duftenden Brief, den

Agrafena Petrowna ihm gebracht hatte, und begann zu lesen:

„Ich erfülle hiermit die von mir übernommene Pflicht, Ihr ‚Gedächtnis‘ zu sein,“ so stand auf dem dicken grauen Briefbogen mit den ungleichen Rändern in fester, weitläufiger Schrift zu lesen — „und so erinnere ich Sie daran, daß Sie heute, am 28. April, in der Schwurgerichtssitzung zu erscheinen haben, mithin nicht mit uns und Kolossow zusammen in die Gemäldeausstellung fahren können, wie Sie dies gestern mit dem Ihnen eigentümlichen Leichtsinn versprochen haben: es müßte denn sein, daß es Ihnen Vergnügen macht, für den Fall des Nichterscheinens 300 Rubel an die Gerichtskasse zu zahlen, die Sie besser für Ihren Marstall verwenden. Es fiel mir gestern ein, als Sie eben gegangen waren. Vergessen Sie es also nicht.

Fürstin M. Kortschagin.“

Auf der andern Seite war hinzugefügt:

„Mama läßt Ihnen sagen, daß Ihr Couvert Sie bis spät in der Nacht erwartet. Kommen Sie auf jeden Fall, wann es auch sei.

M. K.“

Nechljudow runzelte die Stirn. Der Brief war die Fortsetzung jener geschickten Arbeit, die bereits seit zwei Monaten von der jungen Fürstin Kortschagin an ihm ausgeführt wurde, und die darin bestand, daß sie ihn mehr und mehr mit unsichtbaren Fäden an sich knüpfte. Dabei hatte Nechljudow, abgesehen von jener Unentschlossenheit, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, die nicht mehr in der ersten Jugend-

blüte stehen und nicht leidenschaftlich verliebt sind, noch einen ganz besondern Grund, der ihn bewog, selbst wenn er sich für die junge Fürstin entschied, doch nicht sogleich seinen Antrag zu machen. Dieser Grund bestand nicht etwa darin, daß er damals, vor etwa zehn Jahren, Katjuscha verführt und verlassen hatte — das hatte er längst vergessen und hielt es auch keineswegs für ein Eehindernis; der Grund lag vielmehr darin, daß er um dieselbe Zeit mit einer verheirateten Frau ein Verhältnis hatte, das von seiner Seite zwar bereits gelöst war, ihrerseits jedoch noch nicht als gelöst angesehen wurde.

Nechljudow war den Frauen gegenüber sehr schüchtern, doch eben diese seine Schüchternheit hatte in jener verheirateten Frau den Wunsch erweckt, ihn zu erobern. Diese Frau war die Gemahlin des Adelsmarschalls jenes Kreises, in dem seine Hauptbesitzungen lagen. Er war gerade zur Wahl des Adelsmarschalls anwesend, als die Annäherung geschah. Diese Frau hatte ihn in ein Verhältnis hineingezogen, das für Nechljudow mit jedem Tage fesselnder und zu gleicher Zeit abstoßender wurde. Anfangs hatte Nechljudow der Verführung nicht widerstehen können, und dann hatte er, da er sich ihr gegenüber schuldig fühlte, das Verhältnis nicht ohne ihre Einwilligung abzubrechen gewagt. Das war denn auch die Ursache, weshalb er kein Recht zu haben glaubte, der Kortschagina seine Hand anzutragen, selbst wenn er die Neigung dazu verspürt hätte.

Auf dem Tische lag zufällig ein Brief von dem Gatten dieser Frau. Als Nechljudow die Hand-

schrift und den Poststempel sah, errötete er und fühlte sogleich jenen Aufschwung von Energie, den er jedesmal beim Herannahen einer Gefahr in sich verspürte. Aber seine Aufregung war überflüssig: der Gatte seiner Geliebten benachrichtigte ihn, daß für Ende Mai eine außerordentliche Versammlung der Landstände anberaumt sei, und bat Nechljudow, unbedingt zu erscheinen und bei den bevorstehenden wichtigen Debatten über die Schulen und Landstraßen seinen Einfluß mit in die Wagschale zu legen, da von seiten der reaktionären Partei eine heftige Opposition zu erwarten sei.

Der Adelsmarschall war ein liberaler Mann, der ganz von diesem Kampfe in Anspruch genommen wurde und von seiner häuslichen Schmach nichts wußte.

Nechljudow vergegenwärtigte sich all die qualvollen Minuten, die er in Hinsicht auf diesen Mann schon durchlebt hatte: er erinnerte sich, wie er einmal bestimmt geglaubt hatte, der Mann wisse alles, und wie er sich zum Zweikampf mit ihm vorbereitet hatte, bei dem er in die Luft schießen wollte; auch jener furchtbaren Szene mit ihr erinnerte er sich, als sie voll Verzweiflung in den Garten hinausgerannt war, um sich zu ertränken, und er ihr nachlief, um sie zu suchen.

„Ich kann jetzt nicht hinfahren und kann nichts unternehmen, solange sie mir nicht geantwortet hat,“ dachte Nechljudow. Vor einer Woche hatte er ihr einen entscheidenden Brief geschrieben, in dem er sich schuldig bekannte und zu jeder Art von Genugtuung bereit erklärte, zugleich jedoch sagte,

daß es in ihrem eigenen Interesse liege, das Verhältnis endgültig abzubrechen. Auf eben diesen Brief nun erwartete er ihre Antwort, die noch immer nicht eintraf. Die Verzögerung der Antwort konnte allerdings als ein günstiges Vorzeichen gelten. Wenn sie von der Auflösung des Verhältnisses nichts wissen wollte, hätte sie längst geschrieben oder wäre selbst gekommen, wie sie es früher getan hatte. Nechljudow hatte erfahren, daß dort irgendein Offizier auf der Bildfläche erschienen war, der ihr den Hof machte, und wenn ihn auch die Eifersucht plagte, so erfüllte ihn doch andererseits die Aussicht, endlich von der drückenden Last dieser Lage befreit zu werden, mit freudiger Hoffnung.

Der zweite Brief war von seinem Gutsverwalter. Dieser schrieb, daß er, Nechljudow, unbedingt selbst kommen müsse, um sein Erbe anzutreten und außerdem auch die Frage zu entscheiden, welche Art der Bewirtschaftung fortan befolgt werden solle: ob die Wirtschaft so weitergeführt werden solle wie zu Zeiten der Verstorbenen, oder ob, wie er bereits der seligen Fürstin vorgeschlagen habe und jetzt dem jungen Fürsten vorschlage, das Inventar vermehrt und das bisher an die Bauern verpachtete Land in Selbstbewirtschaftung genommen werden solle. Der Verwalter schrieb, daß eine solche Ausnutzung des Grund und Bodens sich weit vorteilhafter gestalten würde. Er entschuldigte sich bei dieser Gelegenheit, daß er sich mit der Absendung der zum Monatsersten fälligen dreitausend Rubel ein wenig verspäten würde, das Geld werde jedoch mit der nächsten Post abgehen. Die Ursache

der Verspätung sei, daß er das Geld so schwer von den Bauern einbekomme, die ihre Gewissenlosigkeit so weit trieben, daß zur Beitreibung des Pachtzinses unbedingt die gesetzlichen Gewalten angerufen werden müßten. Dieser Brief löste bei Nechljudow sowohl angenehme als auch unangenehme Empfindungen aus. Angenehm war ihm das Bewußtsein, sich als Herrn eines so großen Vermögens zu wissen, unangenehm dagegen waren gewisse peinliche Zweifel, die der Brief in ihm erregte. Er war nämlich in seiner frühen Jugend ein begeisterter Anhänger von Herbert Spencer gewesen, namentlich hatte auf ihn, der selbst Großgrundbesitzer war, der Satz in den „Social statics“, daß das Privateigentum am Grund und Boden mit den Prinzipien der Gerechtigkeit unvereinbar sei, einen tiefen Eindruck gemacht. Mit der Aufrichtigkeit und raschen Entschlossenheit der Jugend hatte er damals nicht nur diesen Satz zu seinem eigenen Bekenntnis gemacht und als Universitätsstudent eine Abhandlung über dieses Thema geschrieben, sondern auch tatsächlich um jene Zeit ein kleines Grundstück, das nicht zum mütterlichen Besitz gehörte, sondern durch Erbschaft vom Vater auf ihn gekommen war, unter die Bauern verteilt, da er nicht seiner Überzeugung entgegen Herr über ein Stück Boden sein wollte. Jetzt, nachdem er durch die mütterliche Erbschaft ein großer Grundbesitzer geworden, blieben ihm nur zwei Möglichkeiten übrig: entweder mußte er auf sein Erbe verzichten, wie er es damals, vor zehn Jahren, mit den zweihundert Desjatinen*) väter-

*) 1 Desjatine mißt etwas mehr als 1 Hektar.

lichen Grundbesitzes gemacht hatte, oder er mußte alle seine früheren Ideen als verkehrt anerkennen.

Das erstere konnte er nicht tun, da er außer dem Landbesitz keine Existenzmittel besaß und in den Staatsdienst nicht eintreten wollte. Er hatte bereits all die Gewohnheiten eines luxuriösen Lebens angenommen, die er nun nicht mehr glaubte ertragen zu können. Es hätte auch gar keinen Sinn gehabt, jetzt auf sein Erbe zu verzichten, besaß er doch nicht mehr jene Kraft der Überzeugung, jene rasche Entschlossenheit, jenen Ehrgeiz, die Welt in Erstaunen zu setzen, die ihm in seiner Jugend eigen gewesen. Die zweite Möglichkeit aber, daß er sich lossagte von jener Auffassung, auf Grund deren er, in Anlehnung an Spencers „Social statics“, das Privateigentum am Grund und Boden für ungerecht erklärt hatte — einer Auffassung, die er späterhin auch in den Schriften von Henry George bekräftigt gefunden hatte — diese zweite Möglichkeit, die ihn zum Verräter an seinen Jugendidealen gemacht hätte, kam für ihn überhaupt nicht in Betracht.

Aus diesem Grunde war ihm der Brief des Gutsverwalters, der ihm dieses Dilemma zum Bewußtsein brachte, unangenehm und peinlich.

4.

Nachdem Nechljudow den Kaffee getrunken hatte, begab er sich in sein Kabinett, um in der ihm zugegangenen Vorladung nachzusehen, wann er auf dem Gericht zu erscheinen habe, und den Brief

der jungen Fürstin zu beantworten. Der Weg nach dem Kabinett führte ihn durch sein Atelier. Im Atelier stand eine Staffelei mit einem angefangenen Bilde, das umgedreht war; an den Wänden hingen verschiedene Skizzen. Der Anblick dieses Bildes, mit dem er sich seit zwei Jahren herumquälte, und der Skizzen an der Wand, wie überhaupt des ganzen Ateliers, brachte ihm das Gefühl seines künstlerischen Unvermögens, das er in letzter Zeit besonders deutlich empfunden hatte, klar zum Bewußtsein. Er erklärte sich dieses Gefühl durch sein allzu fein entwickeltes ästhetisches Empfinden, trotz dieser Erklärung aber blieb doch das Unangenehme und Peinliche jenes Bewußtseins.

Vor sieben Jahren hatte er den Dienst quittiert, da er einen Beruf zur Malerei in sich zu verspüren glaubte, und von der Höhe seiner künstlerischen Tätigkeit hatte er verächtlich auf alle andern Betätigungsarten herabgesehen. Jetzt hatte sich herausgestellt, daß er dazu gar kein Recht hatte, und darum war ihm jede Erinnerung an seine künstlerischen Versuche unangenehm. Mit einem beklemmenden Gefühl blickte er auf all die luxuriösen Vorrichtungen des Ateliers und betrat in unfroher Stimmung sein Kabinett. Dieses war ein sehr großes, hohes Zimmer mit allen möglichen Kunstgegenständen, Apparaten und Bequemlichkeiten.

Er fand sogleich in der Schublade des gewaltigen Schreibtisches unter der Aufschrift „Termine“ das Vorladungsschreiben, aus dem er ersah, daß er um elf Uhr im Gericht zu erscheinen hatte. Dann setzte er sich an den Schreibtisch, um der

Fürstin für die Einladung zu danken und ihr mitzuteilen, daß er, wenn es irgend möglich sei, zum Mittagessen erscheinen werde. Als er das Billet jedoch geschrieben hatte, riß er es entzwei: es klang ihm gar zu intim, was er schrieb; er schrieb ein zweites Billet — das klang aber wieder zu kühl, fast beleidigend kalt. Er zerriß es gleichfalls und drückte auf den Klingelknopf in der Wand. In der Tür erschien ein älterer, mürrisch dreinschauender, bis auf den Backenbart glattrasierter Lakai, der eine graue Baumwollschürze vorgebunden hatte.

„Bitte, schicken Sie nach der Droschke.“

„Zu Befehl.“

„Und sagen Sie — es wartet hier jemand von Kortschagins — ich ließe danken und würde zu sehen, daß ich noch hinkommen kann.“

„Zu Befehl.“

„Es ist nicht höflich, aber ich kann nicht schreiben — schließlich sehe ich sie ja doch heute,“ dachte Nechljudow und ging, um sich anzukleiden.

Als er sich angekleidet hatte und auf die Treppe hinaustrat, erwartete ihn bereits sein ständiger Mietskutscher mit der Gummiräдерdroschke.

„Gestern waren Sie eben vom Fürsten Kortschagin weggefahren,“ sagte der Kutscher, während er ihm den starken, gebräunten Hals mit dem weißen Hemdkragen halb zuwandte — „als ich kam, um Sie abzuholen. ‚Eben weg!‘ sagte der Schweizer.“

„Auch die Droschkenkutscher wissen schon um meine Beziehungen zu den Kortschagins,“ dachte Nechljudow, und die unentschiedene Frage, die ihn

in der letzten Zeit immer wieder beschäftigt hatte, ob er die Kortschagina heiraten solle oder nicht, trat ihm lebhaft vor die Seele. Wie die meisten Fragen, die sich ihm zu jener Zeit aufdrängten, vermochte er auch diese weder in dem einen noch in dem andern Sinne zu entscheiden.

Zugunsten einer Heirat überhaupt sprach zunächst der Umstand, daß die Ehe, indem sie die Unregelmäßigkeit des Geschlechtslebens beseitigte, neben all den sonstigen Annehmlichkeiten des häuslichen Herdes ihm die Möglichkeit eines sittlichen Lebens, worunter er das Familienleben verstand, gewährte; zweitens, und vor allem, sprach dafür der Umstand, daß die Familie, die Kinder, seinem jetzt inhaltleeren Leben eine tiefere Bedeutung geben würden. Das waren die allgemeinen Gründe, die für eine Heirat sprachen. Gegen eine solche sprach zunächst die allen älteren Junggesellen gemeinsame Furcht, die gewohnte Freiheit einzubüßen, und dann auch eine unbewußte Furcht vor dem geheimnisvollen Wesen des Weibes überhaupt.

Zugunsten einer Ehe gerade mit Missi — die Kortschagina führte den Vornamen Maria, hatte aber, wie es in den Familien einer gewissen Gesellschaftsklasse üblich ist, ihren besonderen Kosenamen — sprach erstens, daß sie von „guter Rasse“ war und in allen Dingen, von ihrer Art, sich zu kleiden, bis zu ihrer Sprechweise, ihrem Gang, ihrem Lachen sich vor dem Gros der Frauen auszeichnete, nicht gerade durch etwas Besonderes, Außerordentliches, sondern durch ihre „Korrektheit“ — er kannte keine andere Bezeichnung für diese Eigen-

schaft, die er sehr hochschätzte; und zweitens sprach zugunsten einer Ehe mit ihr auch die Tatsache, daß sie ihn höher schätzte, als alle andern Menschen es taten, also nach seiner Meinung ihn verstand. Und dieses Verständnis für sein Wesen, diese Anerkennung seiner hohen Vorzüge galt Nechljudow als ein Beweis ihres Verstandes und der Richtigkeit ihres Urteils. Gegen eine Heirat speziell mit Missi sprach erstens der Umstand, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht schwer gewesen wäre, ein junges Mädchen zu finden, das noch weit mehr Vorzüge besaß als Missi und darum seiner in höherem Maße wert war, und zweitens auch der Umstand, daß sie bereits siebenundzwanzig Jahre zählte und sicherlich schon andere Neigungen gehabt hatte — ein Gedanke, der Nechljudow besonders peinlich war. Sein Stolz vertrug es nicht, daß sie jemals, auch in der Vergangenheit, einen andern Mann außer ihm geliebt haben sollte. Allerdings hatte sie nicht wissen können, daß sie ihm einmal begegnen würde, aber schon der Gedanke, daß sie früher jemanden geliebt haben könnte, hatte für ihn etwas Beleidigendes.

Es sprachen also ebenso viele Gründe für die Ehe wie gegen sie. Die Beweiskraft dieser Gründe und Gegen Gründe schien sich die Wagschale zu halten, und Nechljudow besaß Humor genug, sich selbst scherzend als „Buridans Esel“ zu bezeichnen. Er gefiel sich augenblicklich noch in dieser Rolle und wußte nicht, welchem der beiden Bündel er sich zuwenden sollte.

„Übrigens, solange ich von Maria Wassiljewna,

der Frau des Adelsmarschalls, keine Antwort habe und die Angelegenheit mit ihr nicht erledigt ist, kann ich überhaupt keinen Entschluß fassen," sagte er sich.

Und dieses Bewußtsein, daß er die Entscheidung noch hinausschieben könne und müsse, war ihm angenehm.

„Ich habe ja auch später noch Zeit genug zu überlegen," sprach er zu sich selbst, als seine Droschke geräuschlos die asphaltierte Auffahrt zum Gerichtsgebäude hinauffuhr. „Jetzt heißt es gewissenhaft, wie es meine Art ist, und wie ich es für meine Schuldigkeit halte, die Bürgerpflicht zu erfüllen. Die Sache ist ja zuweilen auch ganz interessant," sagte er sich und schritt an dem Schweizer vorüber in den Flur des Gerichtsgebäudes.

5.

In den Korridoren des Gerichtsgebäudes ging es bereits recht lebhaft zu, als Nechljudow eintrat.

Die Gerichtsdienner gingen rasch, zuweilen sogar im Trabe, mit schlurrenden Schritten, die Füße kaum vom Boden aufhebend und schwer atmend, mit Aufträgen und Akten hin und her; Advokaten, Richter und Aktuare eilten bald dahin, bald dorthin; Bittsteller und Angeklagte, die nicht in Untersuchungshaft saßen, schlichen in düsterer Stimmung an den Wänden entlang oder saßen erwartungsvoll auf den Bänken.

„Wo ist das Bezirksgericht?" fragte Nechljudow einen der Gerichtsdienner.

„Welche Abteilung? Es gibt eine Zivilabteilung und ein Kriminalgericht . . .“

„Ich bin Geschworener.“

„Also zum Kriminalgericht. Das hätten Sie gleich sagen können. Hier rechts, dann links die zweite Tür.“

Nechljudow ging nach der ihm gewiesenen Richtung.

An der Tür, die man ihm bezeichnet hatte, standen zwei Männer und warteten: der eine war ein dicker Kaufmann von großer Statur, ein gutmütiger Mensch, der offenbar zum Frühstück gut gegessen und getrunken hatte und sich in der heitersten Gemütsverfassung befand; der andere war ein Kommiss von jüdischer Herkunft. Sie unterhielten sich über die Wollpreise, als Nechljudow auf sie trat und fragte, ob hier das Geschworenenzimmer sei.

„Ganz recht, mein Herr, hier ist es. Auch Kollege? Geschworener?“ fragte der gutmütige Kaufmann mit listigem Augenblinzeln. „Na, so werden wir also gemeinsam ans Werk gehen,“ fuhr er auf Nechljudows bejahende Antwort fort. „Kaufmann zweiter Gilde Baklaschow,“ sagte er, ihm seine weiche, breite, kurzfingerige Hand reichend. „Es bleibt uns nichts weiter übrig. Mit wem habe ich das Vergnügen?“

Nechljudow nannte seinen Namen und begab sich in das Geschworenenzimmer.

In dem nicht sehr großen Geschworenenzimmer befanden sich etwa zehn Leute verschiedener Art. Sie waren alle soeben erst angekommen, sie saßen

oder gingen umher, musterten sich gegenseitig und machten sich miteinander bekannt. Ein verabschiedeter Offizier in Uniform war darunter, andere trugen Gehröcke, wieder andere Jacketts, und nur einer war im Bauernwams ohne Ärmel erschienen.

Allen konnte man, obschon der Geschworenen-dienst sie mitten aus ihrer Arbeit herausgerissen hatte und ihnen, wie sie sagten, recht lästig fiel, doch eine gewisse Befriedigung vom Gesicht ablesen, die in dem Bewußtsein, eine wichtige öffentliche Tätigkeit auszuüben, ihren Grund hatte.

Die Geschworenen, die sich teils einander vorgestellt hatten, teils sich mit Vermutungen über die Persönlichkeit dieses oder jenes Kollegen begnügten, sprachen miteinander vom Wetter, von den bevorstehenden Prozessen. Diejenigen, die mit Nechljudow noch nicht bekannt waren, beeilten sich, sich ihm vorzustellen — offenbar hielten sie es für eine besondere Ehre, mit ihm bekannt zu sein. Und Nechljudow nahm das, wie immer, wenn er unter Leute kam, die er nicht kannte, als etwas Selbstverständliches hin. Hätte man ihn gefragt, wie er dazu komme, sich für etwas Besseres zu halten als die meisten andern Menschen, so wäre er die Antwort schuldig geblieben, da sein ganzes Leben nichts aufwies, was man als ein besonderes Verdienst hätte ansehen können. Daß er das Englische, Französische und Deutsche korrekt sprach, daß er Wäsche, Kleider, Krawatte und Hemdknöpfe trug, die in den ersten Modemagazinen gekauft waren, konnte, wie er selbst einsah, wohl kaum als Grund dafür gelten, daß man ihm eine bevorzugte

Stellung zuerkannte. Dennoch machte er auf eine solche unbedingt Anspruch, nahm die ihm erwiesenen Achtungsbezeugungen als etwas ihm Zukommendes hin und fühlte sich gekränkt, wenn sie ihm jemand verweigerte. Und gerade hier, im Geschworenenzimmer, sollte er die peinliche Erfahrung machen, daß ihm jemand nicht die gebührende Achtung erwies. Unter den Geschworenen befand sich ein Bekannter Nechljudows, Peter Gerassimowitsch mit Vor- und Vatersnamen; seinen Familiennamen hatte Nechljudow nie gekannt, und er bildete sich sogar etwas darauf ein, ihn nie gekannt zu haben. Peter Gerassimowitsch war einmal Hauslehrer bei den Kindern von Nechljudows Schwester gewesen und hatte jetzt eine Anstellung als Gymnasiallehrer. Nechljudow hatte ihn nie gemocht, weil er sich gar zu familiär benahm, immer sehr laut und selbstzufrieden lachte und überhaupt ein „kommuner“ Kerl war, wie Nechljudows Schwester sich ausdrückte.

„Ah, auch Sie mußten 'ran!“ begrüßte Peter Gerassimowitsch laut lachend Nechljudow. „Konnten Sie sich die Sache nicht vom Halse schaffen?“

„Ich dachte nicht daran, sie mir vom Halse zu schaffen,“ sagte Nechljudow ernst und düster.

„Ei, das nenne ich Bürgertugend! Aber warten Sie nur, wenn Sie erst so recht ausgehungert sind und nicht zum Schlafen kommen, dann werden Sie ein anderes Lied singen!“ sagte Peter Gerassimowitsch und begann noch lauter zu lachen.

„Dieser Pfaffensprößling wird mich gleich zu duzen anfangen,“ dachte Nechljudow, und mit einer Trauermiene, als hätte er soeben die Kunde vom Tode seiner sämtlichen Verwandten vernommen, ließ er Peter Gerassimowitsch stehen, um sich einer Gruppe zu nähern, in der ein glattrasierter, hochgewachsener, repräsentabler Herr soeben irgend etwas sehr lebhaft erzählte. Er erzählte von einem Prozeß, der augenblicklich in der Zivilkammer verhandelt wurde: er schien mit der Sache sehr vertraut und nannte sogar die Richter und berühmten Advokaten, die damit befaßt waren, beim Vor- und Vatersnamen. Er sprach von der sensationellen Wendung, die einer dieser berühmten Advokaten der Prozeßverhandlung zu geben gewußt hätte — einer Wendung, infolge deren die eine Partei, eine alte Dame, der Gegenpartei eine große Geldsumme würde zahlen müssen, obschon sie, die alte Dame, durchaus im Rechte sei.

„Ein ganz genialer Advokat!“ sagte er.

Man hörte ihn achtungsvoll an, und der eine oder andere versuchte, seinerseits etwas zu bemerken, doch er schnitt allen ohne weiteres das Wort ab, als könne nur er allein etwas über die Sache wissen.

Obschon Nechljudow recht spät gekommen war, mußte er doch noch eine ganze Weile warten. Die Verzögerung hatte darin ihren Grund, daß eins der Mitglieder des Gerichtshofes noch nicht zur Stelle war.

6.

Der Vorsitzende des Gerichtshofes war frühzeitig erschienen. Der Vorsitzende war ein hochgewachsener, beleibter Mann mit einem starken, bereits ergrauenden Backenbart. Er war verheiratet, führte jedoch ebenso wie seine Frau ein recht lockeres Leben. Sie legten einander nichts in den Weg. Er hatte heute morgen von einer Gouvernante, einer Schweizerin, die im Sommer in seinem Hause gelebt hatte und jetzt auf der Durchfahrt vom Süden nach Petersburg in der Stadt angekommen war, ein Briefchen erhalten, daß sie ihn zwischen drei und sechs Uhr im „Hôtel Italia“ erwarte. Es lag ihm daher daran, die heutige Sitzung recht früh beginnen und enden zu lassen, damit er noch vor sechs Uhr seine rothaarige Klara Wasiljewna, mit der er während des letzten Sommers in seiner Villa einen Roman angeknüpft hatte, im Hotel anträfe.

Sobald er sein Kabinett betreten hatte, verriegelte er die Tür, holte aus dem untersten Fache des Aktenregals ein Paar Hanteln hervor und führte damit etwa zwanzig Bewegungen nach oben, nach vorn, nach der Seite und nach unten aus, worauf er, die Hanteln hoch über dem Kopfe haltend, dreimal die Kniebeuge machte.

„Nichts erhält einen doch so gesund, wie das Abbrausen und Turnen,“ dachte er, mit der linken Hand, deren Goldfinger einen kostbaren Ring trug, den Muskel des rechten Oberarmes betastend. Er hatte nur noch die „Mühle“ zu machen — eine

Übung, die er vor dem langen Sitzen in einer Verhandlung nie verabsäumte — als plötzlich an der Tür gerüttelt wurde. Irgend jemand wollte sie öffnen. Der Vorsitzende legte rasch die Hanteln an ihren Platz zurück und öffnete die Tür.

„Verzeihen Sie,“ sagte er.

Ins Zimmer trat eins der Mitglieder des Gerichtshofes, ein Herr in goldener Brille, von kleinem Wuchse, mit hohen Schultern und finsterem Gesichte.

„Matwjej Nikititsch ist wieder einmal nicht da,“ sagte der Eintretende unzufrieden.

„Nein, leider nicht,“ entgegnete der Vorsitzende, während er sein Amtsgewand anlegte. „Er muß immer zu spät kommen.“

„Merkwürdig — daß er sich daraus kein Gewissen macht!“ sagte der Richter mit dem finsternen Gesichte, setzte sich unwillig hin und holte seine Zigaretten hervor.

Dieser Richter war ein sehr pünktlicher Mann. Er hatte am Morgen ein unangenehmes Rencontre mit seiner Frau gehabt, die ihr Monatsgeld vorzeitig ausgegeben hatte. Sie hatte ihn um einen Vorschuß gebeten, er hatte ihr jedoch erklärt, daß er das prinzipiell ablehne, und so hatte es eine Szene gegeben. Die Frau sagte, daß sie unter diesen Umständen auch kein Mittagessen kochen könne, er möge sich nur danach einrichten. Damit waren sie voneinander geschieden, und er fürchtete nun, daß sie ihre Drohung wahr machen könnte, denn er mußte bei ihr auf alles gefaßt sein.

„Das hat man nun von seinem moralischen

Lebenswandel,“ dachte er, während er den übers ganze Gesicht strahlenden gesunden, heiteren, gutmütigen Vorsitzenden ansah, der, die Ellbogen breit auf den Tisch stützend, sich mit den wohlgepflegten weißen Händen durch den dichten, langen Backenbart fuhr, der ihm links und rechts über den gestickten Uniformkragen fiel. „Der ist immer munter und guter Dinge, und ich habe ewig meinen Ärger!“

Der Sekretär trat mit einem Aktenbündel ins Zimmer.

„Ich danke Ihnen bestens,“ sagte der Vorsitzende und rauchte sich eine Zigarette an. „Welche Sache wollen wir zuerst nehmen?“

„Ich denke, den Giftmord,“ sagte der Sekretär in gleichgültigem Tone.

„Meinetwegen, nehmen wir den Giftmord,“ sagte der Vorsitzende, in der Annahme, daß dieser Prozeß bis vier Uhr beendet sein würde, so daß er dann gleich wegfahren konnte.

„Ist denn Matwjej Nikititsch noch nicht da?“

„Nein, noch immer nicht.“

„Ist Brewe schon da?“

„Ja,“ antwortete der Sekretär.

„Dann sagen Sie ihm doch, wenn Sie ihn sehen, daß wir mit dem Giftmordprozeß anfangen.“

Brewe war der Staatsanwaltsgehilfe, der in dieser Sitzung die Anklage zu vertreten hatte.

Als der Sekretär in den Korridor hinaustrat, stieß er gerade auf Brewe: mit hoch emporgezogenen Schultern ging dieser in aufgekнопfter Uniform, das Portefeuille unterm Arm, fast im Laufschrift, laut mit den Absätzen polternd und den freien Arm

wie einen Perpendikel hin und her schwingend, im Korridor daher.

„Michail Petrowitsch läßt ergebnst anfragen, ob Sie bereit sind,“ wandte sich der Sekretär an ihn.

„Gewiß, ich bin immer bereit,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe. „Welche Sache kommt zuerst dran?“

„Der Giftmordprozeß.“

„Ausgezeichnet!“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe, doch fand er diese Wahl durchaus nicht so besonders ausgezeichnet: er hatte nämlich eine schlaflose Nacht hinter sich. Er hatte an einem Abschiedssouper teilgenommen, das einem Kollegen gegeben worden war; bis gegen zwei Uhr war fleißig getrunken und gespielt worden, dann war die ganze Gesellschaft nach einem öffentlichen Hause gefahren — demselben, in dem noch vor sechs Monaten die Maslowa gelebt hatte. Er hatte also keine Zeit mehr gehabt, die Akten der Giftmordsache zu studieren, und wollte sie jetzt rasch durchsehen. Der Sekretär, der es wußte, daß Brewe die Akten des Giftmordprozesses noch nicht kannte, hatte absichtlich, um ihm einen Possen zu spielen, dem Vorsitzenden geraten, diesen Fall zuerst vorzunehmen. Der Sekretär war ein Mann von liberaler, ja sogar radikaler Gesinnung, während Brewe konservativ war und, wie fast alle in Rußland im Staatsdienst angestellten Deutschen, sich streng zur orthodoxen Kirche hielt; der Sekretär liebte ihn nicht und neidete ihm seine Stellung.

„Nun — und wie steht es mit dem Prozeß gegen die Skopzen?“ fragte der Sekretär.

„Ich sagte schon, daß ich diese Sache ablehne,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe. „Wegen Mangels an Zeugen, wird meine Erklärung an den Gerichtshof lauten.“

„Aber das ist doch ganz gleich . . .“

„Es geht wirklich nicht,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe und eilte rasch nach seinem Kabinett.

Er nahm den Prozeß der Skopzen*) offiziell darum nicht auf, weil ein ganz unwichtiger, für die Entscheidung der Sache nicht in Betracht kommender Zeuge nicht aufzufinden war — in Wirklichkeit jedoch wollte er die Sache nicht vor ein aus intelligenten Leuten zusammengesetztes Geschworenengericht bringen, das leicht einen Freispruch fällen konnte. Laut Verabredung mit dem Vorsitzenden sollte die Verhandlung dieser Sache auf eine Session in einer Kreisstadt verschoben werden, wo mehr Bauern als Geschworene fungieren und darum auch mehr Chancen einer Verurteilung gegeben sein würden.

Immer lebhafter wurde das Treiben im Korridor. Am dichtesten drängten sich die Leute vor dem Saale der Zivilabteilung, in dem der Prozeß verhandelt wurde, von dem vorhin der wohlunterrichtete respektable Herr den übrigen Geschworenen erzählt hatte. In der Pause kam aus diesem Saale jene alte Dame heraus, die der geniale Advokat um ihr Vermögen gebracht hatte, um es seinem Klienten zuzuschancen, einem geriebenen Geschäftsmann, der darauf nicht das geringste Recht besaß. Natürlich wußten sowohl die Richter als auch der Gegner

*) Eine russische Sekte.

der Dame und sein Advokat, wie die Sache in Wirklichkeit lag, aber die Angelegenheit hatte eben eine solche „Wendung“ genommen, daß sie unbedingt der Alten ihr Vermögen absprechen und es dem Geschäftsmann zuerkennen mußten. Die alte Dame, eine dicke Person im Staatskleide, mit ungeheuren Blumen auf dem Hute, trat aus der Saaltür heraus, blieb im Korridor stehen und sagte, die feisten kurzen Arme wie Flügel bewegend, immer wieder zu ihrem Advokaten: „Was soll nun werden? Erbarmen Sie sich! Was soll ich nun anfangen?“ Der Advokat betrachtete die Blumen auf ihrem Hute, hörte gar nicht auf ihre Worte und hing seinen eigenen Gedanken nach.

Gleich nach dem alten Frauchen trat aus der Saaltür der Zivilabteilung, übers ganze Gesicht strahlend, raschen Schrittes jener berühmte Advokat, der es bewirkt hatte, daß die Alte mit dem Blumenhute das Nachsehen hatte, während der Geschäftsmann, der ihm zehntausend Rubel Honorar gezahlt hatte, über hunderttausend Rubel erhielt. Aller Augen wandten sich dem Advokaten zu, und er fühlte das, und sein ganzes Äußere schien zu sagen: „Bitte, nur keine Ovationen!“ — worauf er so rasch wie möglich an allen vorüberging.

7.

Endlich kam auch Matwjej Nikititsch an, und der Nuntius, ein hagerer Mensch mit langem Halse, schiefem Gang und schiefgezogener Unterlippe, trat in das Geschworenenzimmer.

Dieser Nuntius war ein achtbarer Mensch mit besserer Bildung, doch hatte er sich nirgends auf einem Posten halten können, weil er ein Quartalsäuffer war. Vor drei Monaten hatte eine Gräfin, die seine Frau protegierte, ihm seine gegenwärtige Stelle verschafft, und er hatte sich bis jetzt darauf gehalten und freute sich darüber.

„Nun, meine Herren, sind Sie alle beisammen?“ fragte er, sein Pincenez aufsetzend und die Geschworenen musternd.

„Ja, es scheint so,“ sagte der fidele Kaufmann.

„Dann wollen wir mal die Liste durchgehen,“ sagte der Nuntius, nahm ein Blatt Papier aus der Tasche, rief die Namen auf und sah jeden Aufgerufenen durch das Pincenez oder darüber hinweg an.

„Staatsrat J. M. Nikiforow.“

„Hier,“ sagte der repräsentable Herr, der mit allen Prozessen so vertraut war.

„Oberst a. D. Iwan Semjonowitsch Iwanow.“

„Ist da,“ antwortete der magere Herr in der Uniform eines verabschiedeten Offiziers.

„Kaufmann zweiter Gilde Peter Baklaschow.“

„Hier sitzt er!“ sagte der gutmütige Kaufmann und lächelte über das ganze Gesicht.

„Leutnant der Garde Fürst Dmitrij Nechljudow.“

„Hier,“ antwortete Nechljudow.

Der Nuntius blickte mit ganz besonderer Ehrerbietung und Zuvorkommenheit über sein Pincenez hinweg und machte eine Verbeugung, durch die er Nechljudow gleichsam über das Gros der übrigen Geschworenen emporhob.

„Kapitän Jurij Dmitrijewitsch Dantschenko, Kaufmann Grigorij Jefimowitsch Kuleschow usw., usw.“

Alle Geschworenen, bis auf zwei, waren anwesend.

„Nun bitte ich die Herren, in den Saal einzutreten,“ sagte der Nuntius, mit einer höflichen Handbewegung nach der Tür weisend.

Alle erhoben sich, schritten, sich gegenseitig Platz machend, durch die Tür nach dem Korridor und begaben sich aus dem Korridor nach dem Sitzungssaale.

Der Verhandlungssaal war ein großer, langer Raum. An dem einen Ende befand sich eine Estrade, zu der drei Stufen emporführten. Inmitten der Estrade stand ein mit grünem Tuch überzogener Tisch, dessen Rand mit einer gleichfalls grünen, doch dunkleren Franse besetzt war. Hinter dem Tische standen drei Sessel mit sehr hohen, eichengeschnitzten Lehnen, und dahinter hing ein Porträt des Kaisers im goldenen Rahmen an der Wand. In der rechten Ecke hing ein Heiligenschrein mit einem Bilde, das den dornengekrönten Christus darstellte; ebenda stand ein Betpult, und weiterhin an der Wand der Tisch des Staatsanwalts. Auf der linken Seite befand sich, dem Staatsanwalts-tische gegenüber, im Hintergrunde das Tischchen des Sekretärs, und näher zum Publikum hin eine in Eichenholz gedrechselte Barriere, hinter der die noch leere Anklagebank stand. Auf der rechten Seite waren zwei Reihen Stühle mit hohen Lehnen auf die Estrade gestellt — sie waren für die Ge-

schworenen bestimmt, während sich unten die Tische der Advokaten befanden. Alles dies befand sich im vorderen Teil des Saales, der durch eine Barriere in zwei Hälften getrennt wurde. Der hintere Teil des Saales war ganz mit Bänken besetzt, die tribünenartig anstiegen und bis an die hintere Wand reichten. In diesem hintern Teile des Saales saßen auf den vorderen Bänken vier Frauen, anscheinend Fabrikarbeiterinnen oder Stubenmädchen, und zwei Männer, gleichfalls dem arbeitenden Stande angehörig; die pompöse Ausstattung des Saales machte offenbar großen Eindruck auf sie, so daß sie nur leise miteinander zu flüstern wagten.

Gleich nach den Geschworenen kam der Nuntius mit seinem schiefen Gange mitten in den Saal und rief ganz laut, als wollte er die Anwesenden erschrecken:

„Der Gerichtshof!“

Alle standen auf, und auf die Estrade des Saales traten nun die Richter. Voran der Vorsitzende mit den starken Muskeln und dem schönen Backenbart, und hinter ihm der mürrische Herr mit der goldenen Brille, der jetzt noch mürrischer dreinschaute, da er kurz vor Beginn der Sitzung seinen Schwager, einen Richteramtskandidaten, getroffen und von diesem erfahren hatte, er sei bei seiner Schwester gewesen, und diese habe erklärt, daß es tatsächlich kein Mittagessen geben werde.

„Es wird uns also nichts weiter übrig bleiben,“ hatte der Schwager lachend bemerkt, „als irgendwohin nach einer Kneipe zu fahren.“

„Die Sache ist durchaus nicht lächerlich,“ hatte der mürrische Richter gesagt und war noch mürrischer geworden.

Endlich erschien auch das dritte Mitglied des Gerichtshofes, Matwjej Nikititsch, der immer zu spät kam, ein bärtiger Mann mit großen, gutmütig dreinschauenden Augen. Er litt an einem Magenkatarrh und hatte gerade an diesem Morgen auf Anraten des Arztes mit einer neuen Diät begonnen, die ihn heute noch länger als sonst zu Hause aufgehalten hatte. Als er jetzt die Estrade betrat, schien irgend etwas seinen Geist ganz besonders zu beschäftigen: er hatte nämlich die Gewohnheit, bei allen möglichen Fragen, die ihn interessierten, das „Orakel“ zu befragen, und hatte auch jetzt wieder solch eine Orakelfrage aufgeworfen: würde die Zahl der Schritte von der Tür des Kabinetts bis zu seinem Sessel sich durch die Zahl 3 ohne Rest teilen lassen, dann würde sein Katarrh durch die neue Diät beseitigt werden — andernfalls würde er weiter bestehen bleiben. Schon hatte er fünf- undzwanzig Schritte gezählt, und bis zum Sessel war nur noch ein Schritt — da machte er statt des einen, größeren Schrittes zwei kleine und erhielt so die Zahl 27, die seinen Wünschen entsprach.

Die Gestalten des Vorsitzenden und der übrigen Mitglieder des Gerichtshofes, die in ihren mit goldgestickten Kragen versehenen Uniformen die Estrade betraten, hatten etwas recht Imponierendes. Sie fühlten das wohl selbst, denn alle drei setzten sich, gleichsam über ihre eigene Wichtigkeit bestürzt, mit niedergeschlagenen Augen rasch auf die eichen-

geschnitzten Sessel, an den mit grünem Tuch überzogenen Tisch, auf dem ein dreikantiges, mit einem Adler gekröntes Instrument, ferner eine Glasvase, ein Tintenfaß, ein paar leere Bogen Papiers und eine Anzahl frisch angespitzter Bleistifte verschiedener Länge zu sehen waren. Zugleich mit den Richtern war auch der Staatsanwaltsgehilfe eingetreten. Auch er begab sich rasch, mit dem Portefeuille unterm Arme und den andern Arm hin und her schlenkernd, nach seinem Platze am Fenster und vertiefte sich sogleich in die Durchsicht der Akten — jede Minute suchte er zu benutzen, um sich für die Verhandlung vorzubereiten. Es war erst das vierte Mal, daß er die Anklage vertrat. Er war sehr ehrgeizig und fest entschlossen, Karriere zu machen, weshalb er es für unumgänglich notwendig hielt, jedesmal, wenn er in einem Prozesse Ankläger war, auch eine Verurteilung zu erzielen. Der Tatbestand in der Giftmordsache war ihm in den Hauptzügen bekannt, und er hatte auch schon sein Plaidoyer im Entwurf fertig, nur einige Daten brauchte er noch, und die schrieb er jetzt eilig aus den Prozeßakten aus.

Der Sekretär saß am entgegengesetzten Ende der Estrade; er hatte alle Schriftstücke, die etwa zur Verlesung kommen konnten, bereit gelegt und vertrieb sich die Zeit damit, einen in einem ausländischen Journal erschienenen Artikel zu überfliegen, den er gestern bekommen und gelesen hatte. Er wollte betreffs dieses Artikels mit dem magenkranken Mitglied des Gerichtshofes, das zu seiner politischen Partei gehörte, Rücksprache nehmen und sich zu

diesem Zweck noch einmal den Inhalt des Artikels ins Gedächtnis zurückrufen.

8.

Der Vorsitzende sah die Akten durch, stellte an den Nuntius und den Sekretär einige Fragen und ließ, nachdem diese bejahend beantwortet waren, die Angeklagten vorführen. Sogleich öffnete sich die Tür hinter der Barriere, zwei Gendarmen mit Mützen auf den Köpfen und blanken Säbeln traten ein, und hinter ihnen her kam zunächst der eine Angeklagte, ein Mann mit rotem Haar und Sommersprossen, und hierauf zwei Frauen. Der Mann trug einen Arrestantenschlafrock, der ihm viel zu weit und zu lang war. Beim Eintritt in den Gerichtssaal hielt er die Hände mit den gespreizten Daumen krampfhaft an den Hosennähten fest, um dadurch die Ärmel zurückzuhalten, die für seine Arme viel zu lang waren. Er blickte weder die Richter noch die Zuschauer an, sondern betrachtete nur mit Aufmerksamkeit die Bank, um die er herumging. Nachdem er sie umschritten hatte, setzte er sich behutsam auf das eine Ende, damit für die übrigen Angeklagten Platz genug bliebe, richtete seinen Blick auf den Vorsitzenden und begann die Backenmuskel zu bewegen, als wenn er etwas vor sich hinflüsterte. Ihm folgte eine nicht mehr junge Frau, die gleichfalls Arrestantenkleidung trug. Um ihren Kopf hatte sie ein dreieckiges Tuch gebunden, wie es die Frauen

im Gefängnis trugen. Ihr Gesicht war grauweiß, die Augen waren entzündet, ohne Wimpern und Brauen. Sie schien vollkommen ruhig. Als sie auf ihren Platz ging, blieb ihr Schlafrock an irgend etwas hängen; sie machte ihn vorsichtig, ohne sich zu beeilen, los und nahm Platz.

Die dritte Angeklagte war die Maslowa.

Vom Augenblick ab, da sie eingetreten war, wandten sich die Augen aller Männer, die im Saal waren, ihr zu und konnten sich lange nicht von ihrem weißen Gesichte mit den glänzenden schwarzen Augen und von ihrem unter dem Schlafrock hervortretenden üppigen Busen losreißen. Selbst der Gendarm, an dem sie vorüberging, verwandte kein Auge von ihr, sondern starrte sie, während sie nach ihrem Platz schritt und sich setzte, nur immer an, und als sie dann saß, wandte er sich rasch, als fühle er sich schuldig, von ihr ab, schüttelte sich und sah nur noch starr vor sich hin nach dem gegenüberliegenden Fenster.

Der Vorsitzende wartete, bis die Angeklagten Platz genommen, und wandte sich, sobald die Maslowa sich gesetzt hatte, an den Sekretär.

Es erfolgte nun das übliche Verfahren: das Auszählen der Geschworenen, die Beratung über die Nichterschienenen, die Verhängung von Strafen über diese Säumigen, die Entscheidung über die Urlaubsgesuche und die Auslosung von Ersatzgeschworenen an Stelle der Fehlenden. Dann legte der Vorsitzende die Lose zusammen, tat sie in die vor ihm stehende Glasvase, streifte die gestickten Ärmel seiner Uniform ein wenig herauf, nahm die

Lose einzeln heraus, faltete sie auseinander und las die darauf geschriebenen Namen vor. Hierauf streifte er die Ärmel wieder herunter und ersuchte den anwesenden Geistlichen, den Geschworenen den Eid abzunehmen.

Der Geistliche, ein alter Mann mit gedunsenem, gelblich-bleichem Gesichte, im braunen Priesterrock, mit dem goldenen Kreuz auf der Brust und einem seitwärts davon auf dem Gewand befestigten Orden, trat, die geschwollenen Beine unter dem Priesterrocke langsam vorwärts schleppend, an das unter dem Christusbild befindliche Betpult heran.

Die Geschworenen standen auf und näherten sich in geschlossener Gruppe dem Pult.

„Ich bitte,“ sagte der Geistliche, während er, das Nähertreten der Geschworenen erwartend, mit der geschwollenen Hand sein Kreuz auf der Brust betastete.

Als alle Geschworenen die Stufen zu der Estrade hinaufgegangen waren, neigte der Geistliche seinen grauen, kahlen Kopf auf die Seite, steckte ihn durch das Schultertuch, strich darauf sein in Unordnung geratenes dünnes Haar zurecht und wandte sich an die Geschworenen.

Der Geistliche bekleidete sein Amt bereits seit sechsundvierzig Jahren und wollte in vier Jahren sein Jubiläum feiern, wie es kurz vorher auch der Erzpriester an der Kathedralkirche gefeiert hatte. Seinen Posten beim Bezirksgericht bekleidete er seit der Einführung der Gerichtsordnung, und er war sehr stolz darauf, daß er schon etlichen Zehntausenden von Menschen den Eid abgenommen

hatte, und daß er auch in seinem vorgerückten Alter noch fortfahren konnte, zum Wohle der Kirche, des Vaterlandes und seiner Familie zu wirken, welche letztere von ihm dereinst außer einem Hause ein Kapital von wenigstens dreißigtausend Rubeln in Wertpapieren zu erwarten hatte.

„Heben Sie die rechte Hand auf, und legen Sie die Finger in dieser Weise zusammen,“ sprach er langsam mit seiner greisen Stimme, während er die geschwollene Hand mit den Grübchen über jedem einzelnen Finger emporhob und die Finger zusammenlegte, als wollte er eine Prise Schnupftabak nehmen. „Nun sprechen Sie mir nach,“ sagte er und begann also: „Ich verspreche und schwöre bei Gott dem Allmächtigen, vor seinem heiligen Evangelium und dem lebenspendenden Kreuze des Herrn, daß ich in dem Prozeß, in welchem . . .“ sagte er, nach jeder Phrase eine Pause machend. „Lassen Sie aber die Hand nicht sinken, halten Sie sie so,“ wandte er sich an einen jüngeren Mann, der seine Hand hatte herabfallen lassen — „daß ich in dem Prozeß, in welchem . . .“

Der respektable Herr mit dem Backenbart, der Oberst, der Kaufmann und alle die andern hielten ihre Hände mit den zusammengelegten Fingern so, wie der Geistliche es verlangte, und zwar taten sie dies sehr exakt und präzise, als wenn es ihnen ein besonderes Vergnügen bereitete, während einige andere die Zeremonie nur lässig und ungern erledigten. Die einen wiederholten die vorgedachten Worte zu laut, gleichsam widersprechend, als wollten sie sagen: „Ja, ja, ich will es ja schon

sagen!“ — und andere wiederum sprachen nur flüsternd und blieben gleichsam hinter dem Geistlichen zurück, um dann, als wenn sie plötzlich Angst kriegten, zur Unzeit das Versäumte nachzuholen; die einen hielten ihre „Prisen“ ganz fest, als fürchteten sie, etwas davon fallen zu lassen, und setzten dabei eine höchst herausfordernde Miene auf, während andere die Finger öffneten und wieder schlossen.

Nach der Ableistung des Eides forderte der Vorsitzende die Geschworenen auf, einen Obmann zu wählen. Die Geschworenen standen auf und gingen, sich gegenseitig drängend, in das Beratungszimmer, wo fast alle sofort ihre Zigaretten hervorholten und zu rauchen begannen. Irgend jemand schlug den repräsentablen Herrn zum Obmann vor, und alle waren sogleich einverstanden. Sie warfen die Zigarettenstummel fort, traten sie aus und kehrten in den Saal zurück. Der erwählte Obmann stellte sich dem Vorsitzenden in seiner neuen Eigenschaft vor, und alle nahmen wieder, einander auf die Füße tretend, auf den Stühlen mit den hohen Rückenlehnen Platz, die in zwei Reihen für sie bereit standen.

Alles ging ohne Aufenthalt vor sich, ganz rasch und nicht ohne Feierlichkeit, und diese Regelmäßigkeit, Folgerichtigkeit und Feierlichkeit machte den Beteiligten offenbar Vergnügen und bestärkte in ihnen das Bewußtsein, daß sie eine ernste und wichtige öffentliche Handlung vollzogen. Dieses Gefühl hatte auch Nechljudow.

Sobald die Geschworenen sich gesetzt hatten,

hielt der Vorsitzende ihnen eine Rede über ihre Rechte und Pflichten und ihre Verantwortlichkeit. Während er sprach, änderte er beständig seine Haltung: bald stützte er sich auf die linke, bald auf die rechte Hand, bald auf die Lehne oder die Arme des Sessels — jetzt strich er die Ränder des Papiers, das auf dem Tische lag, glatt, und dann tastete er wieder nach dem Papiermesser oder dem Bleistift.

Ihr Recht bestand nach seiner Darlegung darin, daß sie an die Angeklagten durch Vermittelung des Vorsitzenden Fragen stellen durften, daß ihnen der Gebrauch von Bleistiften und Papier und die Besichtigung der ausliegenden Beweisstücke freistand. Ihre Pflicht bestand darin, daß sie nicht falsch, sondern gerecht richten sollten. Ihre Verantwortlichkeit aber bestand darin, daß sie über die Beratungen nichts nach außen hin verlauten lassen noch auch mit Fremden in Beziehungen treten durften, widrigenfalls sie Bestrafung zu gewärtigen hatten.

Alle hörten mit ehrerbietiger Aufmerksamkeit zu. Der Kaufmann, der einen Branntweingeruch um sich verbreitete und vergeblich ein lautes Aufstoßen zu unterdrücken suchte, nickte bei jedem Satze beifällig mit dem Kopfe.

9.

Als der Vorsitzende seine Rede beendet hatte, wandte er sich zu den Angeklagten.

„Simon Kartinkin, erheben Sie sich,“ sagte er. Simon sprang nervös in die Höhe. Seine

Backenmuskeln begannen sich noch rascher zu bewegen.

„Wie heißen Sie?“

„Simon Petrow Kartinkin,“ antwortete er hastig, mit knarrender Stimme — er hatte die Antwort offenbar schon vorbereitet.

„Ihr Stand?“

„Bauer.“

„Aus welchem Gouvernement und Bezirk?“

„Aus dem Gouvernement Tula, Bezirk Krapiwno, Gemeinde Kupjansk, Dorf Borki.“

„Wie alt?“

„Dreiundvierzig Jahre, geboren achtzehnhundert . . .“

„Welchem Glauben gehören Sie an?“

„Dem rechtgläubigen russischen Glauben.“

„Verheiratet?“

„Nein.“

„Womit beschäftigen Sie sich?“

„Ich war Korridorkellner im Gasthof ‚Maurentania‘.“

„Haben Sie schon Vorstrafen erlitten?“

„Noch niemals, ich hab' nämlich alleweil so gelebt . . .“

„Also noch unbestraft?“

„Ja, so wahr Gott lebt.“

„Haben Sie eine Kopie der Anklageschrift bekommen?“

„Ja, die habe ich bekommen.“

„Setzen Sie sich. Euphemia Iwanowna Botschkowa,“ wandte der Vorsitzende sich an die nächste Angeklagte.

Doch Simon blieb stehen, so daß der Vorsitzende die Botschkowa nicht sehen konnte.

„Kartinkin, setzen Sie sich!“

Kartinkin blieb noch immer stehen.

„Kartinkin, setzen Sie sich!“

Doch Kartinkin stand und stand und setzte sich erst, als der Nuntius rasch auf ihn zutrat und, den Kopf auf die Seite neigend und die Augen in unnatürlicher Weise aufreißend, ihm in tragischem Flüsterton zurief: „Setzen, setzen!“

Kartinkin setzte sich ebenso schnell, wie er sich erhoben hatte, schlug die Schöße seines Schlafrocks übereinander und begann wieder, lautlos die Backen zu bewegen.

„Ihr Name?“ wandte der Vorsitzende sich zu der zweiten Angeklagten, ohne sie anzusehen, und blätterte in einem vor ihm liegenden Schriftstück. Er hatte in der Ausübung seines Vorsitzendenamtes eine solche Routine, daß er zweierlei Arbeit auf einmal zu verrichten imstande war.

Die Botschkowa war dreiundvierzig Jahre alt, von kleinbürgerlichem Stande, in Kolomna geboren und als Korridormädchen in demselben Gasthof „Mauretania“ beschäftigt. Sie war unbestraft und hatte gleichfalls eine Kopie der Anklageschrift erhalten. Die Botschkowa brachte ihre Antworten ungemein keck heraus, mit einer Betonung, als wollte sie sagen: „Ja, gewiß, ich bin die Euphemia, die Botschkowa, und ich habe die Kopie erhalten und bin stolz darauf, und kein Mensch soll mir darüber lachen.“ Sie wartete nicht erst,

bis sie aufgefordert wurde, sich zu setzen, sondern setzte sich sogleich nach Erledigung aller Fragen.

„Ihr Name?“ wandte sich der Vorsitzende an die dritte der angeklagten Personen. „Sie müssen aufstehen,“ fügte er sanft und freundlich hinzu, als er bemerkte, daß die Maslowa sitzen blieb.

Die Maslowa erhob sich mit einer raschen Bewegung und mit dem Ausdruck der Bereitwilligkeit, wobei ihre üppige Büste noch stärker hervortrat. Sie antwortete nicht, sondern sah schweigend mit den lachenden, ein wenig schielenden schwarzen Augen dem Vorsitzenden ins Gesicht.

„Wie heißen Sie?“

„Ljubow heiß' ich,“ sagte sie rasch.

Nechljudow hatte, während der Vorsitzende seine Fragen an die Angeklagten richtete, diese nacheinander durch sein Pincenez betrachtet. „Das ist doch sonderbar,“ dachte er, ohne einen Blick von dem Gesichte der Maslowa zu verwenden. „Aber der Name Ljubow stimmt nicht,“ dachte er, als er ihre Antwort vernahm.

Der Vorsitzende wollte weiterfragen, doch der Richter mit der Brille unterbrach ihn und flüsterte ihm ärgerlich irgendetwas zu. Der Vorsitzende nickte zum Zeichen der Zustimmung und wandte sich an die Angeklagte.

„Wieso heißen Sie denn Ljubow?“ sagte er. „Hier steht ein anderer Name.“

Die Angeklagte schwieg.

„Ich frage Sie nach Ihrem wirklichen Namen!“

„Wie Sie getauft wurden!“ fügte der mürrische Richter hinzu.

„Früher hieß ich Katerina.“

„Das kann ja nicht sein!“ fuhr Nechljudow in seinem stummen Selbstgespräch fort, obschon es für ihn ganz zweifellos war, daß sie es war — jenes selbe Mädchen, das im Hause seiner Tanten als Pflegekind und Stubenmädchen gelebt hatte, in das er eine Zeitlang verliebt — ja, buchstäblich verliebt — gewesen war, das er dann in einem tollen Rausche der Leidenschaft verführt und sitzen gelassen hatte, und an das er niemals wieder gedacht hatte, weil diese Erinnerung für ihn gar zu peinlich war, ihn gar zu laut anklagte und den Beweis lieferte, daß er, der auf seine Ehrenhaftigkeit so stolz war, diesem Mädchen gegenüber nicht nur nicht ehrenhaft, sondern geradezu gemein gehandelt hatte.

Ja, sie war es. Er sah jetzt ganz deutlich jenes geheimnisvolle, ausschließliche Merkmal, das jeden Menschen von allen andern unterscheidet und ihn zu einem besonderen, einzigen, sich nirgends wiederholenden Wesen stempelt. Trotz der unnatürlichen Weiße und Fülle des Gesichts war dieser Stempel des Persönlichen, diese liebe, ausschließliche Besonderheit doch in ihrem Gesichte, in dem Zuge um den Mund, in den ganz wenig schielenden Augen, vor allem aber in diesem naiven, lächelnden Blicke und dem Ausdruck der Bereitwilligkeit im Gesichte, wie überhaupt in der ganzen Gestalt, nicht zu verkennen.

„Das hätten Sie gleich sagen sollen,“ sagte der Vorsitzende wiederum ganz sanft. „Und der Vatersname?“

„Ich bin unehelich geboren,“ sagte die Maslowa.

„Na, dann wurden Sie doch nach dem Taufpaten genannt. Also?“

„Michajlowna.“

„Was mag sie nur begangen haben?“ fuhr in-
zwischen Nechljudow, nur beklommen atmend, in
seinen Gedanken fort.

„Ihr Familienname?“ fragte der Vorsitzende
weiter.

„Maslowa, nach der Mutter.“

„Ihr Stand?“

„Kleinbürgerin.“

„Zur rechtgläubigen Kirche gehörig?“

„Ja.“

„Ihr Beruf? Womit haben Sie sich beschäf-
tigt?“

Die Maslowa schwieg.

„Womit haben Sie sich beschäftigt?“ wieder-
holte der Vorsitzende seine Frage.

„Ich war in einem Hause,“ sagte sie.

„In was für einem Hause?“ fragte der Richter
mit der Brille in strengem Tone.

„Sie wissen es doch selbst,“ sagte die Maslowa,
lächelte und sah, nachdem sie einen Moment zur
Seite geschaut hatte, wieder offen und gerade den
Vorsitzenden an.

Es lag etwas so Ungewöhnliches in ihrem Ge-
sichtsausdruck, etwas so Erschreckendes, Tieftrau-
riges in dem Sinn ihrer Worte, in ihrem Lächeln
und dem raschen Blick, den sie über den Saal ge-
worfen, daß der Vorsitzende die Augen niederschlug

und für einen Moment vollkommene Stille im Saale herrschte. Dann fuhr der Vorsitzende fort zu fragen.

„Sie haben noch nicht vor Gericht gestanden, sind noch nicht in Untersuchung gewesen?“

„Nein,“ sagte die Maslowa leise, mit einem Seufzer.

„Ist Ihnen eine Kopie der Anklageschrift zugestellt worden?“

„Ja.“

„Setzen Sie sich,“ sagte der Vorsitzende.

Die Angeklagte nahm ihren Arrestantenrock mit einer Bewegung auf, wie geputzte Frauen ihre Schleppe aufzunehmen pflegen, setzte sich und schob ihre kleinen weißen Hände in die Ärmel des Schlafrocks, wobei sie nicht mit einem Blick von dem Vorsitzenden wegsah.

Es folgte nun die Verlesung der Zeugenliste, die Entlassung der Zeugen, der Beschluß über die Vernehmung des ärztlichen Sachverständigen und sein Erscheinen im Sitzungssaal. Dann erhob sich der Sekretär, um die Anklageschrift zu verlesen. Er las laut und deutlich, doch dabei so schnell, daß seine Stimme, die das l und r falsch aussprach, nur ein einziges fortlaufendes, einschläferndes Geräusch hervorzubringen schien. Die Richter stützten sich abwechselnd auf den einen und andern Ellbogen, schlossen die Augen oder öffneten sie und flüsterten leise miteinander. Der eine der beiden Gendarmen bemühte sich immer wieder, einen Gähnkrampf zu unterdrücken.

Der Angeklagte Kartinkin arbeitete ununterbrochen mit den Backenmuskeln. Die Botschkowa saß vollkommen ruhig und gerade da und kratzte sich nur zuweilen mit dem Finger unter dem Tuche den Kopf. Die Maslowa saß unbeweglich da, den Blick auf den Vorsitzenden gerichtet und ihm zuhörend, oder sie fuhr empor, als wollte sie etwas einwenden, errötete dann und seufzte tief auf, änderte die Haltung der Hände, sah sich um und blickte wieder auf den Vorleser.

Nechljudow saß auf seinem hohen Stuhle in der dritten Reihe, als zweiter vom Rande; er sah, ohne sein Pincenez abzunehmen, unverwandt die Maslowa an, und in seiner Seele vollzog sich eine komplizierte, qualvolle Gedankenarbeit.

10.

Die Anklageschrift hatte folgenden Wortlaut:

„Am 17. Januar 18 .. verstarb plötzlich im Gasthof ‚Mauretania‘ der auf der Durchreise begriffene, in Kurgan, Sibirien, zuständige Kaufmann zweiter Gilde Ferapont Jemeljanowitsch Smjelkow. Der Polizeiarzt des vierten Bezirks bescheinigte, daß der Tod infolge einer Herzruptur, hervorgerufen durch übermäßigen Genuß spirituöser Getränke, eingetreten sei. Die Leiche Smjelkows wurde zur Bestattung freigegeben. Nach Verlauf von einigen Tagen jedoch sprach der aus Petersburg zurückkehrende Kaufmann Timochin, ein Landsmann und Freund Smjelkows, nachdem er die näheren Um-

stände, unter denen Smjelkow verstorben, in Erfahrung gebracht hatte, den Verdacht aus, der Verstorbene könnte möglicherweise vergiftet worden sein, zu dem Zweck, ihn des Geldes, das er mit sich führte, zu berauben.

Dieser Verdacht wurde im Verlauf der eingeleiteten Untersuchung als wohlbegründet befunden und durch die Untersuchung folgendes festgestellt.

1. Smjelkow hatte kurz vor seinem Tode einen Betrag von 3800 Silberrubeln in der Bank erhoben. Es wurden jedoch bei der nach dem Tode Smjelkows vorgenommenen Inventuraufnahme nur 312 Rubel 16 Kopeken in Bargeld bei seinen Reiseeffekten gefunden.
2. Den ganzen Tag, der seinem Todestage voranging, sowie die darauf folgende Nacht hatte Smjelkow mit einem Mädchen namens Ljubka (Jekaterina Maslowa) im Hause der Kitajewa sowie im Gasthof ‚Mauretania‘ zugebracht, wohin die Jekaterina Maslowa im Auftrage Smjelkows und in seiner Abwesenheit sich aus dem erwähnten Hause begeben hatte, um daselbst Geld zu holen, das sie aus Smjelkows Reisekoffer nahm, nachdem sie diesen mit dem ihr von Smjelkow übergebenen Schlüssel in Gegenwart zweier Bediensteten des Gasthofs ‚Mauretania‘, nämlich der Euphemia Botschkowa und des Simon Kartinkin, geöffnet hatte. In Smjelkows Koffer haben, als die Maslowa ihn öffnete, die Botschkowa und Kartinkin, welche dabei zugegen waren, die Päckchen mit den Hundertrubelnoten gesehen.
3. Als Smjelkow aus besagtem Hause nach dem Gasthof ‚Mauretania‘ zugleich mit Ljubka zurückkehrte, schüttete diese

letztere auf den Rat des Korridordieners Kartinkin ein ihr von Kartinkin übergebenes weißes Pulver in ein Glas Kognak, das sie dem Smjelkow zu trinken gab. 4. Am darauf folgenden Morgen verkaufte die Ljubka (Jekaterina Maslowa) ihrer Wirtin, der Zeugin Kitajewa, den Brillantring Smjelkows, den dieser ihr angeblich geschenkt hatte. 5. Die Euphemia Botschkowa, Korridormädchen im Gasthof ‚Mauretania‘, hatte auf ihr Guthaben in der Kommerzbank nach dem Tode Smjelkows einen Betrag von 1800 Silberrubeln eingezahlt. Durch die gerichtsarztliche Obduktion der exhumierten Leiche Smjelkows und die chemische Untersuchung seiner Eingeweide wurde das Vorhandensein von Gift in dem Organismus des Verstorbenen unzweifelhaft festgestellt, es liegt somit der Schluß nahe, daß der Tod Smjelkows tatsächlich durch Vergiftung erfolgt ist.

Die der Tat verdächtigen Angeklagten, nämlich die unter dem Namen Ljubow bekannte Maslowa, wie auch die Botschkowa und Kartinkin, bekennen sich nicht schuldig. Die Maslowa hat ausgesagt, sie sei, als der Kaufmann Smjelkow sich in dem Hause der Kitajewa befand, in dem sie, wie sie sich ausdrückte, in Arbeit stand, tatsächlich von Smjelkow nach dem Gasthof ‚Mauretania‘ geschickt worden, um dort für den Kaufmann Geld zu holen; sie habe, nachdem sie mittels des ihr übergebenen Schlüssels den Koffer des Kaufmanns geöffnet, aus dem letzteren 40 Silberrubel, wie ihr befohlen worden, entnommen. Mehr Geld habe sie nicht genommen, was die Botschkowa und Kartinkin, in deren

Gegenwart sie den Koffer geöffnet und verschlossen und das Geld herausgenommen habe, ihr bestätigen könnten. Fernerhin sagte sie aus, daß sie bei ihrem zweiten Besuche auf dem Zimmer des Kaufmanns Smjelkow diesem tatsächlich auf Kartinkins Anraten ein Pulver in den Kognak geschüttet habe, das sie für ein Schlafpulver hielt, weil sie auf diese Weise, sobald der Kaufmann den Kognak getrunken, rascher von ihm loszukommen hoffte. Den Ring habe ihr Smjelkow selbst geschenkt, nachdem er sie geprügelt und sie geweint und nicht mehr bei ihm habe bleiben wollen.

Die Euphemia Botschkowa hat ausgesagt, sie wisse überhaupt nichts von dem verschwundenen Gelde, sie sei gar nicht in dem Zimmer des Kaufmanns gewesen, sondern Ljubka habe dort ganz allein herumgewirtschaftet, und wenn etwas bei dem Kaufmann geraubt worden sei, dann habe Ljubka allein diesen Raub ausgeführt, als sie mit dem Schlüssel kam, um Geld für den Kaufmann zu holen.“

An dieser Stelle der Anklageschrift fuhr die Maslowa wieder zusammen, öffnete den Mund und sah sich nach der Botschkowa um.

„Als der Euphemia Botschkowa die Bankquittung über die 1800 Silberrubel vorgelegt wurde“ — fuhr der Sekretär in der Verlesung fort — „und als sie gefragt wurde, woher sie soviel Geld hätte, sagte sie, sie habe sich diese Summe zusammen mit Simon Kartinkin, der sie heiraten wolle, im Verlauf von zwölf Jahren gespart. Simon Kartinkin hatte seinerseits bei seiner ersten Vernehmung aus-

gesagt, er habe gemeinsam mit der Botschkowa auf Anstiften der Maslowa, die mit dem Schlüssel nach dem Gasthof gekommen sei, das Geld entwendet und mit der Maslowa und der Botschkowa geteilt. Kartinkin hatte auch eingestanden, daß er der Maslowa das Pulver zum Zweck der Einschläferung des Kaufmanns gegeben habe; bei einer zweiten Vernehmung jedoch habe er seine Beteiligung an dem Raube wie auch die Übergabe des Pulvers an die Maslowa rund abgeleugnet und alle Schuld der letzteren zugeschoben. Was das von der Botschkowa auf die Bank gebrachte Geld betraf, so sagte er in Übereinstimmung mit dieser aus, er habe sich dieses Geld mit der Botschkowa gemeinsam während der zwölf Jahre seiner Dienstzeit in dem Gasthofs aus den ihm von den Gästen geschenkten Trinkgeldern erspart.“

Es folgten nun in der Anklageschrift die Ergebnisse der Konfrontationen sowie die Aussagen der Zeugen.

Der Schluß der Anklageschrift lautete wie folgt:

„Der Kaufmann zweiter Gilde Smjelkow war dem Trunke und sonstigem Laster ergeben, er machte im Hause der Kitajewa die Bekanntschaft der Maslowa, genannt Ljubka, für die er eine besondere Neigung faßte. Am 17. Januar 18.. schickte er besagte Ljubka mit dem Schlüssel seines Reisekoffers nach seinem Hotelzimmer, damit sie dort aus dem Koffer ihm Geld im Betrage von 40 Rubeln hole, deren er zur Begleichung seiner Zeche benötigte. Nachdem die Maslowa, genannt Ljubka, in dem Hotelzimmer angekommen war, nahm sie

die bezeichnete Summe aus dem Koffer und faßte in Gemeinschaft mit der Botschkowa und mit Kartinkin den Plan, das ganze Geld sowie die Kostbarkeiten Smjelkows zu rauben und unter sich zu verteilen, was sie alle drei auch ausgeführt haben.“

An dieser Stelle fuhr die Maslowa wieder von ihrem Platz empor, sie sprang fäst auf, wurde feuerrot im Gesicht und begann irgend etwas zu sprechen, so daß der Nuntius sie zur Ruhe weisen mußte.

„Bei der Teilung erhielt Ljubka den Brillantring“ — fuhr der Sekretär fort — „und vermutlich auch eine kleine Summe Geldes, die sie entweder versteckt oder verloren hat, da nämlich die Maslowa (Ljubka) in jener Nacht sich in betrunkenem Zustande befand. Um nun die Spuren des Verbrechens zu verwischen, wurde durch die drei daran Beteiligten beschlossen, den Kaufmann Smjelkow wieder nach dem Hotelzimmer zu bringen und ihn dort mittels Arseniks, das sich im Besitz Kartinkins befand, zu beseitigen. Zu diesem Zweck war die Maslowa nach dem Hause der Kitajewa zurückgekehrt und hatte dort den Kaufmann Smjelkow zu bestimmen gewußt, mit ihr nach dem Gasthof ‚Mauretania‘ zurückzufahren.

Als nun Smjelkow nach dem Gasthause zurückkehrte, nahm die Maslowa von Kartinkin das Pulver entgegen, schüttete es in den Wein und gab diesen Wein dem Smjelkow zu trinken, wovon dann der Tod Smjelkows erfolgte.

Auf Grund alles Obenstehenden wird gegen Simon Kartinkin, 33 Jahre alt, Bauer aus dem Dorfe

Borki, gegen die Kleinbürgerin Euphemia Iwanowna Botschkowa, 43 Jahre alt, sowie gegen die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowna Maslowa, 27 Jahre alt, die Anklage erhoben, daß sie am 17. Januar 18., nachdem sie hierüber in Einvernehmen getreten, 2500 Rubel Geld sowie einen Ring des Kaufmanns Smjelkow geraubt und in der Absicht, ihm das Leben zu nehmen, ihm, besagtem Smjelkow, Gift eingegeben haben, worauf dann auch sein, des Smjelkow, Tod erfolgte. Dieses Verbrechen ist unter Artikel 1453, Absatz 4 und 5, des Strafgesetzbuches vorgesehen. Infolgedessen und auf Grund des § 201 der Strafprozeßordnung sind der Bauer Simon Kartinkin, die Kleinbürgerin Euphemia Botschkowa und die Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa zur Aburteilung dem Bezirksgericht unter Heranziehung von Geschworenen zu überweisen.“

Der Sekretär hatte den Vortrag der umfangreichen Anklageschrift beendet. Er legte die Blätter zusammen, setzte sich auf seinen Platz und fuhr sich mit beiden Händen durch das lange Haar. Alle atmeten erleichtert auf, in dem angenehmen Bewußtsein, daß nun die Untersuchung des Tatbestandes beginnen, daß binnen kurzem alles geklärt und der Sieg der Gerechtigkeit entschieden sein werde. Nur Nechljudow hatte dieses Gefühl nicht: er war ganz von dem schrecklichen Gedanken erfüllt, was wohl diese Maslowa begangen haben mochte, die er vor zehn Jahren als ein reizendes, unschuldiges Mädchen kennengelernt hatte.

11.

Sobald die Anklageschrift verlesen war, wandte sich der Vorsitzende nach kurzer Beratung mit den Richtern an Kartinkin, und zwar mit einer Miene, welche deutlich besagte, daß „wir nun alles ganz sicher mit allen Einzelheiten feststellen werden“.

„Bauer Simon Kartinkin,“ begann er, sich nach links hinüberneigend.

Simon Kartinkin erhob sich, legte die Hände an die Oberschenkel und streckte den Körper vor, wobei er lautlos seine Backenmuskel bewegte.

„Sie sind angeklagt, am 17. Januar 18.. in Gemeinschaft mit der Euphemia Botschkowa und der Jekaterina Maslowa aus dem Reisekoffer des Kaufmanns Smjelkow eine diesem gehörende Geldsumme entwendet, hierauf der Jekaterina Maslowa ein Quantum Arsenik ausgehändigt und ihr zuge-redet zu haben, sie solle dieses Gift dem Kaufmann Smjelkow im Weine zu trinken geben, was zum Tode des besagten Smjelkow geführt hat. Bekennen Sie sich schuldig?“ sagte er, sich nach rechts hinüberneigend.

„Keineswegs, weil es nämlich meine Pflicht ist, den Gästen zu dienen...“

„Das können Sie nachher sagen. Bekennen Sie sich schuldig?“

„Keineswegs. Ich habe nur...“

„Das können Sie nachher sagen. Bekennen Sie sich schuldig?“ wiederholte der Vorsitzende nochmals ruhig, doch bestimmt.

„Nein, das kann ich nicht, weil ich nämlich...“

Wiederum sprang der Nuntius auf Simon Kartinkin zu und brachte ihn mit seinem tragischen Flüstern zum Schweigen.

Der Vorsitzende, dessen Miene deutlich zeigte, daß dieser Punkt jetzt für ihn erledigt sei, gab seinem Körper eine kleine Wendung und wandte sich nun an die Angeklagte Botschkowa.

„Euphemia Botschkowa, Sie sind angeklagt, am 17. Januar 18.. im Gasthof ‚Mauretania‘ gemeinsam mit Simon Kartinkin und Jekaterina Maslowa dem Kaufmann Smjelkow aus seinem Reisekoffer bares Geld sowie einen Ring entwendet und nach Verteilung des Raubes, um die Spuren des Verbrechens zu verwischen, dem Kaufmann Gift eingegeben zu haben, an dem er gestorben ist. Bekennen Sie sich schuldig?“

„Nicht im geringsten,“ erwiderte die Angeklagte keck und bestimmt. „Ich bin nicht einmal in seinem Zimmer gewesen . . . Wenn diese gemeine Person da drin gewesen ist, so wird sie es wohl getan haben . . .“

„Das können Sie nachher sagen,“ versetzte der Vorsitzende sanft, doch zugleich entschieden. „Sie bekennen sich also nicht schuldig?“

„Ich habe das Geld nicht genommen, und hab' ihm auch nichts zu trinken gegeben, und war überhaupt nicht in seinem Zimmer. Wäre ich drin gewesen, dann hätte ich die Person hinausgeworfen.“

„Sie bekennen sich nicht schuldig?“

„Niemals!“

„Sehr gut.“

„Jekaterina Maslowa,“ begann der Vorsitzende,

zu der dritten Angeklagten gewandt — „die Anklageschrift behauptet, Sie seien mit dem Schlüssel zum Reisekoffer des Kaufmanns Smjelkow nach dessen Zimmer im Gasthof ‚Mauretania‘ gekommen, und Sie hätten aus diesem Koffer bares Geld und einen Ring“ — hier unterbrach er für einen Augenblick seine mechanisch hergeplapperte Rede, um sein Ohr dem links von ihm sitzenden Richter zuzuneigen, der ihm soeben zugeflüstert hatte, daß von den in den Akten verzeichneten Beweisstücken ein Weinglas fehle — „aus diesem Koffer bares Geld und einen Ring entwendet“ — wiederholte der Vorsitzende — „hätten den Raub mit den beiden andern Angeklagten geteilt, wären dann noch ein zweites Mal mit dem Kaufmann Smjelkow nach dem Gasthof ‚Mauretania‘ gekommen und hätten ihm vergifteten Wein zu trinken gegeben, an dem er gestorben sei. Bekennen Sie sich schuldig?“

„Ich bin nicht im geringsten schuldig,“ entgegnete die Angeklagte rasch und lebhaft — „was ich von Anfang an gesagt habe, das sage ich auch jetzt wieder: ich habe nichts, nichts, nichts genommen, gar nichts genommen, und den Ring hat er mir selber gegeben.“

„Sie bekennen sich also bezüglich des Raubes der 2500 Rubel in barem Geld in keiner Weise schuldig?“ sagte der Vorsitzende.

„Ich sage, daß ich nichts genommen habe außer den 40 Rubeln.“

„Nun, und daß Sie dem Kaufmann Smjelkow Gift in den Wein geschüttet haben — das gestehen Sie ein?“

„Ja, das gestehe ich ein. Nur glaubte ich, es sei ein Schlafpulver, das ihm nicht schaden könne, wie man mir's eben gesagt hatte. Ich dachte nicht daran, ihn zu vergiften, ich wollte es nicht. Gott ist mein Zeuge: ich wollte es nicht,“ sagte sie.

„Sie bleiben also dabei, daß Sie an dem Raube des Geldes und des Ringes des Kaufmanns Smjelkow nicht schuldig sind,“ sagte der Vorsitzende, „gestehen jedoch, daß Sie ihm das Pulver eingegeben haben?“

„Ja, das gestehe ich, nur meinte ich, es sei ein Schlafpulver. Ich wollte nur, daß er einschlafen möchte — vergiften wollte ich ihn nicht, nicht im Traume dachte ich daran.“

„Sehr gut,“ sagte der Vorsitzende, offenbar zufrieden mit dem erzielten Resultat. „Erzählen Sie nun, wie die Sache sich zutrug,“ sagte er, sich in den Sessel zurücklehrend und beide Hände auf den Tisch legend. „Erzählen Sie alles so, wie es gewesen ist. Durch ein offenes Geständnis können Sie Ihre Lage sehr erleichtern.“

Die Maslowa sah den Vorsitzenden nach wie vor gerade und offen an und schwieg.

„Erzählen Sie, wie die Sache sich zutrug!“

„Wie sie sich zutrug?“ begann die Maslowa plötzlich rasch und lebhaft. „Ich kam in das Gasthaus, und man führte mich in ein Zimmer, in dem er sich befand; er war aber schon sehr betrunken.“ Jedesmal, wenn sie das Wort „er“ aussprach, machte sie große Augen und schaute ganz erschrocken drein. „Ich wollte fort, er ließ mich jedoch nicht gehen.“

Sie schwieg, als hätte sie plötzlich den Faden der Erzählung verloren, oder als dächte sie an etwas anderes.

„Nun, und dann?“

„Was — dann? Dann blieb ich doch bei ihm und fuhr später nach Hause.“

In diesem Augenblick erhob sich der Staatsanwaltsgehilfe zur Hälfte von seinem Platze, wobei er sich in unnatürlicher Weise auf den einen Ellbogen stützte.

„Sie möchten eine Frage stellen,“ sagte der Vorsitzende, und als der Staatsanwaltsgehilfe bejahend antwortete, bedeutete er ihm durch eine Handbewegung, daß er fragen dürfe.

„Ich möchte eine Frage stellen: war die Angeklagte schon vorher mit Simon Kartinkin bekannt?“ fragte der Staatsanwaltsgehilfe, ohne die Maslowa anzusehen.

Nachdem er diese Frage gestellt hatte, preßte er seine Lippen fest aufeinander und setzte eine finstere Miene auf.

Der Vorsitzende wiederholte die Frage. Die Maslowa blickte erschrocken auf den Staatsanwaltsgehilfen.

„Mit Simon? Gewiß war ich mit ihm bekannt,“ sagte sie.

„Ich möchte nun noch wissen, welcher Art die Bekanntschaft der Angeklagten mit Kartinkin gewesen ist? Haben Sie sich öfters gesehen?“

„Die Bekanntschaft? Welcher Art die gewesen ist? Er führte mich nur den Gästen zu, eine eigentliche Bekanntschaft war es nicht,“ antwortete die

Maslowa, während ihre Augen unruhig von dem Staatsanwaltsgehilfen zum Vorsitzenden und von diesem wieder zu jenem zurückirrten.

„Ich möchte wissen, warum Kartinkin den Gästen immer nur die Maslowa zuführte, und nicht auch andere Mädchen?“ fragte der Staatsanwaltsgehilfe, die Stirn runzelnd, doch zugleich mit einem feinen, mephistophelisch-pfiffigen Schmunzeln.

„Ich weiß es nicht. Woher soll ich das wissen?“ antwortete die Maslowa, ließ den erschrockenen Blick in die Runde gehen und für einen Moment auf Nechljudow haften. „Er führte ihnen eben zu, wen er wollte.“

„Ob sie mich erkannt hat?“ dachte Nechljudow voll Angst, wobei er fühlte, daß das Blut ihm jäh zu Kopfe stieg. Aber die Maslowa sah ihn ganz so oberflächlich und unbestimmt an wie die andern, wandte sich gleich wieder ab und schaute mit erschrockener Miene auf den Staatsanwaltsgehilfen.

„Die Angeklagte leugnet also, daß sie irgendwelche näheren Beziehungen zu Kartinkin gehabt hat? Sehr gut. Ich habe weiter keine Frage zu stellen.“

Und der Staatsanwaltsgehilfe nahm sogleich seine Ellbogen vom Pult fort und begann irgend etwas zu notieren. In Wirklichkeit aber notierte er gar nichts, sondern fuhr nur mit der trockenen Feder über das vor ihm liegende Blatt Papier hin. Er hatte das den wirklichen Staatsanwälten und den Advokaten abgesehen, die jedesmal nach einer geschickten Fragestellung sich eine Bemerkung für

ihr Plaidoyer machen, die den Gegner zerschmettern soll.

Der Vorsitzende wandte sich nicht sogleich wieder zu der Angeklagten, da er gerade dabei war, den Richter mit der Brille zu fragen, ob er mit der im voraus festgestellten und aufgezeichneten Fragestellung einverstanden sei.

„Was geschah dann also weiter?“ fuhr der Vorsitzende darauf in dem Verhör fort.

„Ich fuhr nach Hause,“ erzählte die Maslowa, die nun schon ein wenig sicherer geworden war und nur den Vorsitzenden ansah — „gab der Wirtin das Geld und legte mich schlafen. Kaum war ich eingeschlafen, als das Stubenmädchen Berta mich weckte: ‚Komm rasch, dein Kaufmann ist wieder da!‘ Ich wollte nicht zu ihm hinausgehen, doch Madame befahl es mir. Ich sah, wie er“ — sie sprach das „er“ wieder mit offener Angst aus — „daß er unsere Mädchen traktierte, und dann wollte er noch mehr Wein zum besten geben, hatte aber kein Geld mehr bei sich. Da schickte er mich nach seinem Zimmer im Gasthof. Er sagte mir, wo er sein Geld habe, und wieviel ich davon nehmen solle. Ich fuhr denn auch hin.“

Der Vorsitzende sprach, während sie erzählte, über irgend etwas mit dem Richter zu seiner Linken und hatte nicht gehört, was die Maslowa gesagt hatte. Um jedoch zu zeigen, daß er alles gehört habe, wiederholte er ihre letzten Worte:

„Sie fuhr denn auch hin. Nun — und was weiter?“ sagte er.

„Ich kam hin und machte alles so, wie er es mir aufgetragen hatte: ich ging in sein Zimmer, und zwar nicht allein, sondern ich nahm Simon Michajlowitsch mit, und auch diese da,“ sagte sie, auf die Botschkowa zeigend.

„Sie lügt ja, nie im Leben bin ich in dem Zimmer gewesen! . .“ schrie die Botschkowa laut, doch wurde ihr Schweigen geboten.

„In Gegenwart der beiden nahm ich vier rote Scheine,“ fuhr die Maslowa finster fort, ohne die Botschkowa anzusehen.

„Nun, und hat die Angeklagte, als sie die vierzig Rubel herausnahm, nicht gesehen, wieviel Geld da war?“ fragte der Staatsanwaltsgehilfe von neuem.

Die Maslowa zuckte jedesmal zusammen, wenn der Staatsanwaltsgehilfe sich an sie wandte. Sie wußte nicht, wie es kam — doch hatte sie das deutliche Gefühl, daß er ihr nicht wohlwolle.

„Ich habe es nicht gezählt; ich sah nur, daß es lauter Hundertrubelnoten waren.“

„Die Angeklagte hat Hundertrubelnoten gesehen — weiter wollte ich nichts hören.“

„Nun, also weiter — Sie brachten ihm das Geld hin?“ fuhr der Vorsitzende, auf die Uhr sehend, fort.

„Ja, ich brachte es ihm hin.“

„Nun — und dann?“ fragte der Vorsitzende.

„Dann nahm er mich wieder mit,“ sagte die Maslowa.

„Nun, und wie gaben Sie ihm das Pulver ein?“ fragte der Vorsitzende.

„Wie ich ihm das Pulver eingegeben habe? Ich schüttete es in den Kognak und gab ihm den zu trinken.“

„Warum taten Sie das?“

Sie antwortete nicht sogleich, sondern stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Er wollte mich gar nicht fortlassen,“ sagte sie dann nach einer Weile. „Ich war so müde, und da ging ich in den Korridor hinaus und sagte zu Simon Michajlowitsch: ‚Wenn er mich doch gehen lassen wollte, ich bin so müde!‘ Simon Michajlowitsch aber meinte: ‚Wir haben ihn auch schon satt. Wir wollen ihm ein Schlafpulver geben, dann schläft er ein, und du kannst von ihm fort.‘ Ich sagte: ‚Meinetwegen!‘ Ich dachte, das Pulver sei gar nicht schädlich. Er gab mir also das Papier mit dem Pulver. Ich ging ins Zimmer, da lag er hinter dem Bettschirm und verlangte gleich einen Kognak. Ich nahm vom Tische eine Flasche Fine-Champagne, goß zwei Gläschen voll, eins für mich und eins für ihn, und in sein Gläschen schüttete ich das Pulver hinein und reichte es ihm. Hätte ich's denn getan, wenn ich's gewußt hätte?“

„Nun, und wie sind Sie zu dem Ringe gekommen?“ fragte der Vorsitzende.

„Den Ring hat er mir selbst geschenkt.“

„Wann hat er Ihnen den Ring geschenkt?“

„Als wir in sein Zimmer gekommen waren, wollte ich wieder fort, und da schlug er mich auf den Kopf und zerbrach mir den Kamm. Ich wurde böse und wollte fort, da nahm er den Ring vom Finger und

schenkte ihn mir, damit ich nur ja bei ihm bliebe,“ sagte sie.

In diesem Augenblick erhob sich der Staatsanwaltsgehilfe wieder und bat mit derselben gekünstelt-naiven Miene um die Erlaubnis, noch ein paar Fragen stellen zu dürfen, und nachdem ihm diese Erlaubnis erteilt war, fragte er, den Kopf über den gestickten Uniformkragen vorneigend:

„Ich möchte gern wissen, wie lange die Angeklagte im Zimmer des Kaufmanns Smjelkow geblieben ist?“

Wiederum ward die Maslowa von einem Gefühl der Angst erfaßt, und während ihre Augen unruhig vom Staatsanwaltsgehilfen zum Vorsitzenden hinübersahen, sagte sie hastig:

„Ich weiß nicht mehr, wie lange.“

„Nun — und erinnert sich die Angeklagte nicht vielleicht, ob sie noch irgendeinen andern Raum in dem Gasthofs betreten hat, nachdem sie den Kaufmann Smjelkow verlassen hatte?“

Die Maslowa dachte nach.

„Ja, ich war in dem anstoßenden Zimmer, das leer war,“ sagte sie.

„Warum haben Sie dieses Zimmer betreten?“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe, den die Sache besonders zu interessieren schien, unmittelbar zu der Angeklagten gewandt.

„Ich ging hinein, um meine Kleider in Ordnung zu bringen und auf die Droschke zu warten.“

„Befand sich Kartinkin gleichzeitig mit der Angeklagten im Zimmer oder nicht?“

„Ja, auch er war darin.“

„Was wollte er denn da?“

„Es war noch etwas von dem Fine-Champagne übrig geblieben, den tranken wir zusammen aus.“

„Ah, den tranken Sie zusammen aus! Sehr gut!“

„Unterhielt sich die Angeklagte bei dieser Gelegenheit auch mit Simon — und wovon unterhielt sie sich mit ihm?“

Die Maslowa wurde plötzlich feuerrot, runzelte die Stirn und sagte rasch:

„Ich weiß nicht mehr, was ich sagte. Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Ich kann nur wiederholen: ich bin unschuldig. Alles habe ich so erzählt, wie es vor sich ging,“ sagte sie.

„Ich habe keine Frage weiter zu stellen,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe zum Vorsitzenden, hob in unnatürlicher Weise die Schultern empor und schrieb rasch für sein Plaidoyer die Notiz nieder, die Angeklagte habe zugegeben, daß sie mit Simon zusammen in dem leeren Zimmer gewesen sei.

Allgemeines Schweigen folgte.

„Haben Sie vielleicht noch etwas mitzuteilen?“ wandte sich der Vorsitzende an die Maslowa.

„Ich habe alles gesagt,“ entgegnete sie mit einem Seufzer und setzte sich.

Gleich darauf machte der Vorsitzende eine Notiz auf dem vor ihm liegenden Schriftstück, neigte sein Ohr dem Richter zu seiner Linken zu, der ihm irgend etwas zuflüsterte, erklärte dann, daß er die Sitzung für zehn Minuten unterbrechen wolle, erhob sich rasch und ging aus dem Saal.

Unmittelbar nach den Richtern erhoben sich auch die Geschworenen, die Advokaten und Zeugen

und zerstreuten sich nach verschiedener Richtung in dem angenehmen Bewußtsein, wenigstens einen Teil der ihnen obliegenden wichtigen Bürgerpflicht erfüllt zu haben.

Nechljudow begab sich in das Geschworenenzimmer und nahm dort am Fenster Platz.

12.

Ja, es war Katjuscha.

Folgendes waren die Beziehungen Nechljudows zu Katjuscha.

Zum erstenmal hatte Nechljudow Katjuscha in jenem Sommer gesehen, den er als Universitätsstudent im dritten Kursus, mit seiner Abhandlung über das Grundeigentum beschäftigt, bei seinen Tanten verbracht hatte. Er pflegte den Sommer sonst mit seiner Mutter und seiner Schwester auf dem großen, der Mutter gehörenden Gute in der Nähe von Moskau zu verleben. In jenem Jahre jedoch hatte seine Schwester sich verheiratet, während die Mutter sich zur Kur nach dem Ausland begeben hatte. Nechljudow wollte in Ruhe seine Abhandlung niederschreiben und hatte sich daher entschlossen, den Sommer über sich auf das Gut der Tanten zurückzuziehen. Es war so still bei ihnen, in diesem entlegenen Winkel, in dem er durch nichts von der Arbeit abgezogen wurde; die Tanten liebten ihren Neffen und zukünftigen Erben zärtlich, und auch er war ihnen zugetan und liebte ihr altmodisches, schlichtes Leben.

Nechljudow durchlebte in diesem Sommer bei den Tanten jenen Zustand freudiger Begeisterung, in dem der Jüngling zum erstenmal nicht nach fremder Anleitung, sondern aus eigener Erfahrung an die Schönheit und Wichtigkeit des Lebens herantritt und die ganze Bedeutung der Aufgabe kennenlernt, die dem Menschen im Leben gestellt ist, indem er die Möglichkeit einer unbegrenzten Vervollkommnung seiner eignen Persönlichkeit wie der ganzen Welt einsieht und sich dem Ideal dieser Vervollkommnung nicht nur voll froher Hoffnung, sondern in der festen Überzeugung hingibt, daß dieses Ideal auch tatsächlich zu verwirklichen sei. Er hatte in jenem Jahre, noch als Hörer der Universität, Spencers „Soziale Statik“ gelesen, und dessen Ansichten über das Grundeigentum hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht, um so mehr, als er selbst der Sohn eines Großgrundbesitzers war. Sein Vater war nicht reich gewesen, die Mutter dagegen hatte einen Grundbesitz von etwa zehntausend Desjatinen als Mitgift erhalten. Zum erstenmal hatte er damals die ganze Ungerechtigkeit des Privateigentums am Grund und Boden erkannt, und da er zu jenen Leuten gehörte, die den höchsten geistigen Genuß darin sehen, im Namen der sittlichen Forderungen sich Opfer aufzuerlegen, so hatte er sich entschlossen, auf sein Eigentumsrecht am Grund und Boden zu verzichten, und hatte damals das nach dem Tode des Vaters ihm zugefallene Gut den Bauern überlassen. Dieses selbe Thema nun behandelte er auch in seiner Abhandlung.

Sein Leben auf dem Gute der Tanten wickelte

sich in jenem Jahre auf folgende Weise ab: er stand sehr früh, zuweilen schon um drei Uhr morgens, auf und begab sich noch vor Sonnenaufgang, oft noch mitten im Morgennebel, nach dem unten am Fuße des Berges vorübereilenden Flusse, um ein Bad zu nehmen, und kehrte zurück, als noch auf Gras und Blumen der ganze frische Tau lag. Dann trank er Kaffee und setzte sich an seine Abhandlung oder vertiefte sich in die Quellen, die er für die Arbeit benutzte, noch öfter jedoch verließ er, statt zu lesen oder zu schreiben, wieder das Haus und schlenderte durch die Felder und Wälder. Vor dem Mittagessen machte er irgendwo im Garten ein Schläfchen, unterhielt dann bei Tisch die Tanten mit seinen lustigen Einfällen, machte am Nachmittag einen Spazierritt oder eine Ruderpartie und verbrachte den Abend entweder wieder bei seinen Büchern oder in Gesellschaft der Tanten, mit denen er Patience legte. Oft konnte er zur Nachtzeit, namentlich wenn der Mond schien, einzig aus übergroßem, vollem Glücksgefühl keinen Schlaf finden — er erhob sich dann vom Lager und ging, statt zu schlafen, ganz mit seinen Gedanken und Träumen beschäftigt, bis zum Tagesanbruch spazieren.

So glücklich und ruhig lebte er während des ersten Monats seines Sommeraufenthalts bei den Tanten. Der schwarzäugigen, schnellfüßigen Katjuscha, die halb als Pflegekind, halb als Stubenmädchen im Hause lebte, schenkte er damals nicht die geringste Aufmerksamkeit.

Unter der Obhut seiner Mutter aufgewachsen,

war Nechljudow mit neunzehn Jahren noch ein vollkommen unschuldiger Jüngling. Das Weib existierte in seiner Vorstellung nur in Gestalt der zukünftigen Gattin. In allen den Frauen, die nach seiner Meinung nicht dazu bestimmt waren, einmal zu ihm in das Verhältnis der Gattin zu treten, sah er nicht das Weib, sondern einzig den Menschen. Es geschah jedoch, daß in jenem Sommer, und zwar am Himmel-fahrtstage, bei den Tanten eine Nachbarin mit ihren Kindern, zwei jungen Fräulein und einem Gymnasiasten, zu dem sich noch ein im Hause verkehrender junger Künstler bäuerlicher Herkunft gesellte, zu Besuch erschien.

Nach dem Tee wurde auf der bereits abgemähten kleinen Wiese vor dem Hause „Fang schon!“ gespielt. Auch Katjuscha spielte mit. Nachdem das Spiel ein Weilchen gedauert, fügte es sich, daß Nechljudow neben Katjuscha zu stehen kam und mit ihr zugleich davonlaufen sollte. Es war Nechljudow immer angenehm gewesen, Katjuscha zu sehen, doch wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, daß zwischen ihm und ihr irgendwelche besondere Beziehungen bestehen könnten.

„Die beiden werden sich wohl nicht fangen lassen,“ meinte der muntere junge Künstler, der zum Fangen dran war und im übrigen auf seinen kurzen, krummen, doch kräftigen Bauernbeinen recht fix war — „es müßte denn eins von ihnen stolpern.“

„Nun, Sie werden sie schon fangen!“ rief ihm jemand zu.

„Eins, zwei, drei!“

Er klatschte dreimal in die Hände. Sich kaum

haltend vor Lachen, drückte Katjuscha noch einmal mit ihrem kräftigen, rauhen Händchen Nechljudows große Hand, ließ ihn dann los und rannte, während ihre gestärkten Röcke knisterten und rauschten, nach links davon.

Nechljudow lief, so schnell er konnte, er wollte sich von dem Künstler nicht besiegen lassen. Als er sich umsah, erblickte er Katjuscha, und dicht auf ihren Fersen den Künstler, aber auf ihren kräftigen jungen Beinen flog sie nur so dahin und wich dem Verfolger nach links aus. Vor ihr stand ein Fliedergebüsch, über das niemand hinauslaufen durfte; doch Katjuscha sah sich nach Nechljudow um und gab ihm ein Zeichen mit dem Kopfe, daß sie sich hinter dem Busch begegnen wollten. Er verstand sie und rannte hinter den Fliederbusch, hier aber befand sich, was ihm unbekannt war, ein von Brennesseln überwucherter Graben; er stürzte hin und geriet mit den Händen in die Brennesseln, doch erhob er sich sogleich wieder, klopfte sich, über sich selbst lachend, die Kleider ab und lief auf den freien Platz hinter dem Gebüsch.

Katjuscha flog ihm entgegen, ein strahlendes Lächeln im Gesicht, in dem die schwarzen Augen wie zwei feuchte Beeren schimmerten. Sie näherten sich einander und faßten sich an den Händen.

„Sie haben sich wohl an den Brennesseln verbrannt?“ sagte sie, während sie mit der freien Hand ihre herabgeglittenen Zöpfe in Ordnung brachte; sie konnte kaum Atem bekommen und sah mit einem vollen, lächelnden Blick zu ihm auf.

„Ich wußte nicht, daß dort ein Graben ist,“

sagte er, gleichfalls lächelnd, ohne ihre Hand loszulassen.

Sie trat dichter an ihn heran, und ohne zu wissen, wie es geschah, näherte er sein Gesicht dem ihrigen; sie wich ihm nicht aus, und er drückte ihre Hand und küßte sie auf den Mund.

„Nun seh' einer!“ rief sie aus, entzog ihm mit einer raschen Bewegung ihre Hand und lief fort.

Sie lief auf die Fliederbüsche zu, brach einen Zweig mit zwei schon zerfallenden weißen Blütentrauben ab, fuhr sich damit über das erhitzte Gesicht und ging, nach ihm zurückschauend und die Arme rasch hin und her schwingend, zu den Spielenden zurück.

Von diesem Tage an änderten sich die Beziehungen zwischen Nechljudow und Katjuscha, und es bildete sich zwischen ihnen jenes besondere Verhältnis aus, das zwischen einem unschuldigen Jüngling und einem ebensolchen jungen Mädchen entsteht, die sich zueinander hingezogen fühlen . . .

Sowie Katjuscha ins Zimmer trat, oder sowie Nechljudow auch nur von ferne ihre weiße Schürze erblickte, war es ihm, als sei die Sonne für ihn aufgegangen. Alles erschien ihm interessanter, heiterer, bedeutsamer, das ganze Leben kam ihm freudiger und schöner vor. Und dieselbe Empfindung hatte auch sie. Doch nicht nur die Gegenwart und die Nähe Katjuschas übten auf Nechljudow diese Wirkung aus; schon das Bewußtsein, daß es überhaupt eine Katjuscha gab, wirkte so auf ihn, und ganz dasselbe Gefühl hatte sie bezüglich seiner. Bekam Nechljudow von seiner Mutter

einen unangenehmen Brief, oder ging es mit seiner Abhandlung nicht recht vorwärts, oder ward sein Jünglingsherz von grundloser Sehnsucht ergriffen, dann brauchte er nur daran zu denken, daß es eine Katjuscha auf der Welt gab, und daß er sie sehen werde, und sogleich war all das andere vergessen.

Katjuscha hatte im Hause viel zu tun, doch wußte sie stets mit ihrer Arbeit früh genug fertig zu werden, um noch einige Zeit zum Lesen zu gewinnen. Nechljudow gab ihr Dostojewskis und Turgenjews Schriften, die er eben erst selbst gelesen hatte. Am besten gefielen ihr die Novellen Turgenjews.

Sie kamen immer nur ganz gelegentlich dazu, miteinander zu sprechen, wenn sie sich im Korridor, auf dem Balkon oder auf dem Hofe trafen, vielleicht auch einmal im Zimmer Matrona Pawlownas, der alten Kammerzofe der Tanten, mit der Katjuscha zusammenwohnte, und bei der Nechljudow zuweilen ein Glas Tee „mit Zubiß“ trank. Diese Unterhaltungen, die in Gegenwart Matrona Pawlownas stattfanden, machten ihm eine ganz besondere Freude. Die Gespräche unter vier Augen dagegen hatten etwas Peinliches — es war, als ob ihre Augen etwas ganz anderes, Wichtigeres zu reden hätten als der Mund, die Lippen verzogen sich, ein beklemmendes Gefühl befiel sie, und sie trennten sich rasch.

So blieben die Beziehungen Nechljudows zu Katjuscha während der ganzen übrigen Zeit seines

ersten Aufenthalts bei den Tanten. Den Tanten entging es nicht, was zwischen den beiden vorging; sie bekamen einen Schreck und schrieben über die Angelegenheit sogar an die Fürstin Helena Iwanowna, die Mutter Nechljudows, die noch im Ausland weilte. Tante Maria Iwanowna fürchtete, daß Dmitrij vielleicht eine Liebelei mit Katjuscha anfangen könnte. Doch ihre Befürchtung war grundlos: Nechljudow liebte Katjuscha, ohne es selbst zu wissen, wie unschuldige junge Leute eben lieben, und seine Liebe war für ihn wie für sie der beste Schutz gegen den Fall. Er hatte nicht nur nicht den Wunsch, mit ihr in physische Beziehungen zu treten, sondern entsetzte sich schon bei dem bloßen Gedanken an ein solches Verhältnis zu ihr. Die Befürchtung der poetisch veranlagten Tante Sofia Iwanowna, Dmitrij könnte vielleicht bei seinem selbständigen, entschlossenen Charakter eine ernstliche Leidenschaft für das Mädchen fassen und ohne Rücksicht auf ihre Herkunft und gesellschaftliche Lage sie zu seiner Gattin machen, war weit gerechtfertigter.

Hätte Nechljudow damals seine Liebe zu Katjuscha klar erkannt, und hätte man vor allem ihm vorzuhalten versucht, daß er unter keinen Umständen sein Schicksal an dieses Mädchen binden dürfe, dann hätte er möglicherweise bei seiner Geradheit in allen Dingen erklärt, daß gar kein Grund für ihn vorliege, ein Mädchen, das er liebgewonnen, nicht zu heiraten, von welcher Herkunft es auch sei, und hätte auch dementsprechend gehandelt. Doch die Tanten sagten ihm nichts von ihren Be-

fürchtungen, und so reiste er ab, ohne sich seiner Liebe zu Katjuscha bewußt geworden zu sein.

Er war davon überzeugt, daß sein Gefühl für Katjuscha nur eine Erscheinung des allgemeinen Gefühls der Lebensfreude sei, das damals sein ganzes Wesen erfüllte, und das von diesem lieben, lustigen Mädchen geteilt wurde. Als er jedoch abreiste und Katjuscha mit den Tanten auf der Freitreppe vor dem Hause stehen sah, als er in ihre schwarzen, ein wenig schielenden Augen sah, die ihm tränengefüllt nachblickten, da fühlte er doch, daß er etwas Schönes, Teures zurückließ, das nie wiederkehren würde. Und tiefe Schwermut bemächtigte sich seines Herzens.

„Leb' wohl, Katjuscha, herzlichen Dank für alles,“ rief er ihr über die Haube Sofia Iwanownas hinweg zu, während er sich in den Wagen setzte.

„Leben Sie wohl, Dmitrij Iwanowitsch,“ sagte sie mit ihrer angenehmen, einschmeichelnden Stimme, gewaltsam die Tränen zurückhaltend, die ihr in die Augen stiegen, und lief rasch in den Hausflur, wo sie sich ungestört ausweinen konnte.

13.

Seit jener Zeit hatte Nechljudow Katjuscha wohl drei Jahre lang nicht gesehen. Er sah sie erst wieder, als er, soeben zum Offizier befördert und zur Armee unterwegs, bei den Tanten zu kurzem Besuche vorsprach. Er war da schon ein ganz anderer Mensch

geworden, als jener gewesen, der drei Jahre vorher den Sommer bei ihnen verlebt hatte.

Damals war er ein ehrenhafter, selbstloser Jüngling gewesen, bereit, sich für jede gute Sache zu begeistern; jetzt war er ein verderbter, verfeinerter Egoist, der nichts liebte als nur den Genuß. Damals war ihm Gottes Welt als ein Geheimnis erschienen, das er voll Freude und Begeisterung zu enträtseln bemüht war; jetzt erschien ihm alles in diesem Leben einfach und klar und durch die Lebensverhältnisse bestimmt, in denen er sich befand. Damals betrachtete er den Verkehr mit der Natur und den Philosophen und Dichtern, die vor ihm gelebt, vor ihm gedacht und gesonnen hatten, als notwendig und wichtig; jetzt betrachtete er die Einrichtungen der Menschen und den Verkehr mit den Kameraden als notwendig und wichtig. Damals war ihm das Weib als ein geheimnisvolles, reizvolles Wesen erschienen: eben in dem Geheimnisvollen hatte der Reiz gelegen; jetzt war seine Vorstellung von der Bedeutung des Weibes, abgesehen von seinen Familienmitgliedern und den Frauen seiner Freunde, eine sehr bestimmte: das Weib war für ihn, der nun schon erfahren war, lediglich ein Gegenstand des Genusses. Damals brauchte er kein Geld, hatte an einem Drittel des Taschengeldes genug, das die Mutter ihm zukommen ließ, und konnte auf das vom Vater ererbte Gut, das er den Bauern überließ, leichten Herzens verzichten; jetzt kam er mit den fünfzehnhundert Rubeln nicht aus, die ihm die Mutter monatlich gab, und er hatte mit ihr seiner Ausgaben wegen bereits mehrere ernsthafte Aus-

einandersetzungen gehabt. Damals sah er sein wahres Ich in seinem inneren, geistigen Menschen, jetzt galt ihm sein gesundes, frisches, animalisches Ich als der eigentliche Mensch.

Und diese ganze furchtbare Wandlung hatte sich nur dadurch in ihm vollzogen, daß er aufgehört hatte, sich selbst zu glauben, und statt dessen begonnen hatte, andern zu glauben, weil es ihm gar zu schwer ward, zu leben, indem er sich selbst glaubte; wenn er nämlich sich selbst glaubte, mußte er fast jede Frage so entscheiden, daß die Entscheidung zu ungunsten seines animalischen Ichs ausfiel, das nur nach leichten Genüssen strebte; wenn er dagegen den andern glaubte, brauchte er nichts selbst zu entscheiden, alles war vielmehr bereits entschieden, und zwar gegen sein geistiges Ich und zugunsten seines animalischen Ichs. Und nicht genug daran: wenn er sich selbst glaubte, konnte er sicher sein, daß die Menschen ihn stets verurteilten — glaubte er dagegen den andern, dann war er des Beifalls von seiten derjenigen, die ihn umgaben, gewiß.

Wenn Nechljudow zum Beispiel über Gott, über die Wahrheit, den Reichtum, die Armut nachdachte, wenn er über diese Dinge sich aus Büchern unterrichtete oder in Gesellschaft darüber sprach, hatten die Angehörigen seines Umgangskreises das für unangebracht, ja zuweilen sogar für lächerlich erklärt, und seine Mutter wie seine Tanten hatten ihn mit leichtem Spott ihren „lieben Philosophen“ genannt; wenn er dagegen Romane las, schlüpfrige Anekdoten erzählte, ins französische Theater ging und sich dort lustige Possen ansah, deren Inhalt er

dann zu Hause in amüsanter Weise wiedererzählte, kicherten alle ganz vergnügt und ermunterten ihn durch ihren Beifall. Wenn er es für geboten hielt, seinen alten Mantel noch länger zu tragen und keinen Wein zu trinken, bezeichneten alle das als Absonderlichkeit und Effekthascherei; gab er dagegen große Summen für ein Jagdfest oder für eine luxuriöse Ausstattung seines Kabinetts aus, dann lobten alle seinen Geschmack und machten ihm obendrein allerhand kostbare Dinge zum Geschenk. Als er noch unschuldig war und es bis zur Eingehung einer Ehe bleiben wollte, zeigten seine Verwandten sich um seine Gesundheit besorgt; dagegen war selbst seine Mutter gar nicht böse, sondern vielmehr ganz erfreut darüber, als sie erfuhr, daß er ein richtiger „Mann“ geworden und einem seiner Freunde irgendeine Französin abspenstig gemacht habe. An die Episode mit Katjuscha dagegen, sowie an die Möglichkeit, daß er dieses Mädchen heiraten könnte, konnte die Fürstin, seine Mutter, nicht denken, ohne aufs tiefste zu erschrecken.

In gleicher Weise hatte Nechljudow, als er nach seiner Mündigsprechung das ihm zugefallene väterliche Gut den Bauern überlassen hatte, weil er das Privateigentum am Grund und Boden für eine Ungerechtigkeit hielt, durch diese Handlung seine Mutter und seine Verwandten aufs tiefste erschreckt und mußte dafür immer wieder den Tadel und Spott der Seinigen über sich ergehen lassen.

Immer wieder erzählte man ihm, daß die Bauern, denen er das Land geschenkt hatte, nicht nur da-

von keinen Segen gehabt hätten, sondern vielmehr verarmt seien, daß sie drei Schenken im Dorfe eröffnet und aller ehrlichen Arbeit entsagt hätten. Als dagegen Nechljudow nach seinem Eintritt bei der Garde mit seinen Kameraden so viel Geld verpraßt und verspielt hatte, daß Helena Iwanowna zur Bezahlung seiner Schulden ihr Kapital angreifen mußte, nahm sie ihm dies durchaus nicht übel, sondern hielt es im Gegenteil für ganz natürlich und richtig, daß diese „Impfung“ an ihm schon frühzeitig und in guter Gesellschaft vorgenommen würde.

Anfänglich versuchte Nechljudow hiergegen anzukämpfen, doch ward ihm dies gar zu schwer gemacht, weil alles das, was er für gut hielt, sobald er an sich selbst glaubte, von den andern für böse gehalten wurde, während umgekehrt alles, was er, an sich selbst glaubend, für böse hielt, von allen, die ihn umgaben, für gut gehalten wurde. Die Sache endete damit, daß Nechljudow sich schließlich ergab, daß er aufhörte, sich selbst zu glauben, und nur noch den andern glaubte. Anfänglich war ihm dieser Verzicht wohl unangenehm, doch hielt die unangenehme Empfindung nicht lange an, und Nechljudow, der damals auch zu rauchen und Wein zu trinken begann, fühlte, als er diese unangenehme Empfindung nicht mehr hatte, sogar eine große Erleichterung.

Und mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seiner Natur ergab er sich nun diesem neuen, von allen Leuten seiner Umgebung gebilligten Leben und brachte jene mahnende Stimme in seinem Innern, die von ihm etwas anderes verlangte, ganz und gar

zum Schweigen. Der Anfang dieser Wandlung fiel mit seiner Übersiedelung nach Petersburg zusammen, und sie war beendet, als er in den Kriegsdienst eintrat.

14.

Der Beweggrund, weshalb Nechljudow diesmal seine Tanten besuchte, war zunächst der, daß das Gut der Tanten auf dem Wege lag, der ihn zu seinem auf dem Kriegsschauplatz befindlichen Regiment führte; dann hatten sie ihn auch sehr darum gebeten, sie zu besuchen — hauptsächlich aber wollte er wieder einmal Katjuscha sehen. Vielleicht hegte er in der Tiefe seiner Seele bezüglich Katjuschas schon gewisse böse Absichten, die ihm sein nun ganz entfesselt animalisches Ich zuflüsterte, doch war er sich dieser Absichten nicht bewußt, sondern wollte einfach wieder einmal an jenen Stätten weilen, an denen er sich so wohl gefühlt hatte, wollte dort die Tanten wiedersehen, die ihn stets mit einer Atmosphäre der Zärtlichkeit und des liebevollen Entzückens umgeben hatten, und wollte auch die liebe kleine Katjuscha wieder begrüßen, von der er eine so angenehme Erinnerung bewahrt hatte.

Gegen Ende März kam er an, gerade am Gründonnerstag, bei strömendem Regen, der alle Wege aufgeweicht hatte, ganz durchnäßt und erfroren, doch dabei frisch und munter, wie er sich stets um diese Jahreszeit fühlte. „Ob sie wohl noch bei ihnen sein

mag?“ dachte er, als er in den ihm wohlbekanntem, von einer Ziegelmauer umgebenen, ganz mit dem von den Dächern herabgerutschten weichen Schnee angefüllten Gutshof der Tanten einlenkte. Er hatte erwartet, daß sie ihm entgegeneilen würde, sobald die Schellen seines Schlittens ertönten, doch erschienen nur zwei barfüßige Weiber, die offenbar die Fußböden scheuerten, mit hochgeschürzten Röcken und Eimern auf der Hintertreppe des Hauses. Katjuscha zeigte sich nicht, weder dort noch auf der vorderen Treppe; nur der Lakai Tichon erschien — er hatte eine Schürze vorgebunden und war anscheinend gleichfalls beim Reinemachen. Im Vorzimmer empfing ihn Sofia Iwanowna, in der Haube und im seidenen Kleide.

„Wie lieb, daß du gekommen bist!“ sagte Sofia Iwanowna, ihn mit einem Kuß begrüßend. „Tante Maria ist leider nicht auf dem Posten, sie hatte in der Kirche einen Schwächeanfall. Wir waren zum Abendmahl.“

„Seien Sie mir herzlich begrüßt, Tante Sonja,“ sagte Nechljudow und küßte Sofia Iwanowna die Hand; „ich habe Sie ganz naß gemacht, verzeihen Sie nur!“

„Tut nichts, geh nur gleich nach deinem Zimmer. Du bist ja ganz durchnäßt! Und einen Schnurrbart hast du schon . . . Katjuscha! Katjuscha! Nur rasch Kaffee für den jungen Herrn!“

„Sofort!“ ließ eine bekannte, trauliche Stimme sich vom Korridor her vernehmen.

Nechljudow fühlte, wie sein Herz freudig erbebte. „Sie ist also da!“ Es war ihm, als ob plötz-

lich die Sonne hinter düsterem Gewölk hervorschaute, und er ging fröhlich mit Tichon nach seinem alten Zimmer, um seine Kleider zu wechseln.

Nechljudow hatte wohl Lust, Tichon über Katjuscha auszufragen — was sie treibe, wie es ihr gehe, ob sie nicht heiraten wolle. Aber Tichon machte ein so gestrenges, ehrbares Gesicht und bestand so energisch darauf, ihm das Wasser aus dem Krüge auf die Hände zu gießen, daß Nechljudow es nicht wagte, ihn nach Katjuscha zu fragen und sich nur nach seinen Enkeln, nach dem Hengst „Brüderchen“ und nach dem Hofhund Polkan erkundigte. . . Alle waren wohl und munter, bis auf Polkan, der im Jahre vorher toll geworden war.

Nechljudow hatte die nassen Kleider ausgezogen und begann eben statt ihrer trockene Kleider anzuziehen, als er rasche Schritte und gleich darauf ein Klopfen an der Tür vernahm. So schritt und so klopfte nur sie.

Er hing seinen nassen Mantel um und ging nach der Tür.

„Herein!“

Ja, sie war es, Katjuscha. Ganz dieselbe war sie — nur noch hübscher als früher. Ganz ebenso schauten ihn lächelnd ihre naiven, ein klein wenig schielenden schwarzen Augen an. Wie früher, trug sie auch jetzt die saubere weiße Schürze. Sie brachte ein Stück wohlriechende Seife, das die Tanten eben erst aus dem Karton genommen hatten, und zwei Handtücher: ein großes leinenes und ein rauhes Frottiertuch. Das noch ungebrauchte Stück Seife mit der vorspringenden Prägung, und die beiden

Handtücher, und Katjuscha selbst — alles das war so gleichmäßig rein und frisch, so unberührt, so sympathisch. Ihre lieben, vollen roten Lippen verzogen sich bei seinem Anblick ebenso wie früher vor lauter Freude.

„Seien Sie willkommen, Dmitrij Iwanowitsch!“ brachte sie mühsam hervor, während helle Röte ihr Gesicht bedeckte.

„Sei gegrüßt . . . seien Sie mir gegrüßt,“ sagte er, im Ungewissen darüber, wie er sie anreden sollte, und ebenso jäh errötend wie sie. „Wie geht's? Gesund und munter?“

„Ja, Gott sei Dank . . . Die Tante schickt Ihnen hier ein Stück Rosenseife, die Sie so gern haben,“ sagte sie und legte die Seife auf den Tisch und die Handtücher auf die Sessellehnen.

„Der junge Herr hat seine eigene Seife,“ bemerkte Tichon, in der guten Absicht, für die Selbständigkeit des Gastes einzutreten, und zeigte mit Stolz auf das offene, silberbeschlagene Reisenecessaire Nechljudows, das ein ganzes Arsenal von Flacons, Bürsten, Schnurrbartpomaden, Parfüms und sonstigen Toilettenartikeln enthielt.

„Ich lasse Tantchen bestens danken. Wie froh bin ich doch, daß ich hergekommen bin,“ sagte Nechljudow, der deutlich fühlte, daß die alte, freundige, herzliche Stimmung wieder in seiner Seele Einkehr hielt.

Sie lächelte nur in Erwiderung dieser Worte und ging hinaus.

Die Tanten, die stets eine besondere Zuneigung für Nechljudow gehabt hatten, empfingen ihn dies-

mal noch freudiger als sonst. Dmitrij zog in den Krieg, er konnte verwundet, konnte getötet werden. Das rührte die guten Tanten.

Nechljudow hatte seinen Reiseplan so eingerichtet, daß er bei den Tanten nur einen Tag verweilen wollte; nachdem er jedoch Katjuscha gesehen, willigte er ein, das Osterfest, das zwei Tage darauf gefeiert wurde, bei den Tanten zu begehen. Er telegraphierte seinem Freunde und Kameraden Schönbock, mit dem er in Odessa zusammentreffen wollte, er möchte doch gleichfalls bei den Tanten vorsprechen.

Vom ersten Augenblick an, da er Katjuscha wiedergesehen, empfand er das frühere Gefühl für sie. Ganz so wie früher konnte er nicht ohne Erregung Katjuschas weiße Schürze sehen, nicht ohne innere Freude ihren Schritt, ihre Stimme, ihr Lachen hören, nicht ohne Rührung in ihre lächelnden schwarzen, an feuchte Johannisbeeren erinnernden Augen schauen, und vor allem nicht, ohne selbst verwirrt zu werden, bei jeder Begegnung mit ihr sie erröthen sehen. Er fühlte, daß er verliebt war, doch nicht so wie früher, als diese Liebe für ihn selbst noch etwas Geheimnisvolles war, als er es nicht wagte, sich einzugestehen, daß er liebe, als er überzeugt war, daß man nur einmal lieben könne: jetzt war er bewußt verliebt, und er empfand Freude darüber und hatte eine, wenn auch nur unbestimmte Vorstellung davon, worin diese Liebe bestehe, und was aus ihr folgen könne.

In Nechljudow steckten, wie in allen Sterblichen, zwei Menschen: ein geistiger Mensch, der

nur nach solchen Gütern trachtete, die auch für die andern Menschen wahre Güter waren, und ein animalischer Mensch, der nur begehrte, was ihm selbst wohlthat, und um seines eigenen Wohles willen das Heil und Wohl der ganzen Welt zu opfern bereit war. In dieser Periode egoistischen Wahns, der in ihm durch das Leben in Petersburg und beim Regiment hervorgerufen war, hatte der animalische Mensch die Oberhand in ihm und unterdrückte den geistigen Menschen vollständig. Als er jedoch Katjuscha wiedergesehen und das gleiche Gefühl, das er früher für sie empfunden, sich jetzt von neuem in ihm regte, erhob der geistige Mensch sein Haupt und begann sein Recht zu verlangen. Und ein beständiger, wenn auch unbewußter innerer Kampf raubte Nechljudow während der beiden Tage vor dem Feste die Ruhe.

Er wußte im Grunde seiner Seele, daß er abreisen müsse, und daß er keinen Anlaß habe, länger bei den Tanten zu bleiben; er wußte, daß nichts Gutes dabei herauskommen könne, aber es war ihm so wohl, so freudig zumute, daß er diesen Erwägungen keinen Raum gab und blieb. Am Oster-sonnabend, dem Tage vor dem heiligen Auferstehungsfeste, kam der Priester mit dem Diakon gegen Abend im Hause der Tanten an, nachdem sie, wie sie erzählten, mit Mühe und Not in ihrem Schlitten die drei Werst von der Kirche bis zum Gutshofe durch all die Pfützen zurückgelegt hatten. Sie wollten die Frühmesse im Hause der Herrschaft lesen, und Nechljudow wohnte dem Gottesdienste mit den Tanten und dem Gesinde bei. Er verwandte

dabei keinen Blick von Katjuscha, die an der Tür stand und dem Priester das Rauchfaß reichte. Er tauschte den Osterkuß mit dem Priester und den Tanten und wollte sich schon schlafen legen, als er im Korridor hörte, daß Matrona Pawlowna, die alte Kammerzofe Maria Iwanownas, sich mit Katjuscha zugleich anschickte, in die Kirche zu gehen, um den Osterkuchen und die Osterspeise weihen zu lassen. „Auch ich will hin,“ nahm er sich plötzlich im stillen vor.

Der Weg zur Kirche war weder im Wagen noch im Schlitten zu passieren. Nechljudow, der im Hause der Tanten ganz so wie in seinem eignen Hause verfügen konnte, ließ sich den Hengst „Brüderchen“ satteln, und statt zu Bett zu gehen, zog er seine glänzende Uniform mit den prall sitzenden Reithosen an, hängte den Mantel um und ritt auf dem wohlgenährten, schwerfälligen, beständig wiehernden alten Hengst in der Dunkelheit durch die Pfützen und den Schnee nach der Kirche.

15.

Diese Frühmesse blieb Nechljudow fürs ganze Leben eine der freudigsten und stärksten Erinnerungen.

Im tiefschwarzen Nachtdunkel, das nur da und dort vom weißschimmernden Schnee erhellt wurde, kam er, durchs Wasser platschend, auf seinem Hengste, der beim Anblick der vielen um die Kirche herum brennenden Festlampen die Ohren spitzte,

auf dem Kirchhof an. Der Gottesdienst hatte schon begonnen. Die Bauern erkannten den Neffen Maria Iwanownas, führten ihn nach einem trockenen Plätzchen, wo er absteigen konnte, nahmen sein Pferd in Empfang, banden es an und geleiteten ihn selbst in die Kirche, die von festlich gekleidetem Volk angefüllt war.

Auf der rechten Seite standen die Bauern: die alten im langen, zu Hause angefertigten Kaftan, in Bastschuhen und sauberen weißen Fußlappen, und die jungen in neuen Tuchröcken, mit bunten Leibbinden umgürtet, in hohen Stiefeln. Links standen die Frauen in roten Seidentüchern und Plüschkamisoln mit grellroten Ärmeln, in blauen, grünen oder roten Röcken und Stiefeletten, deren Absätze mit Eisen beschlagen waren. Die alten Mütterchen in ihren weißen Tüchern und grauen Kaftanen, in altertümlichen Wollröcken und groben Lederschuhen oder neuen Bastschuhen, standen bescheiden hinter ihnen. Dazwischen standen die Kinder in festlichen Kleidern, das Haar mit Butter eingefettet. Die Bauern bekreuzten und verneigten sich, das Haar in den Nacken werfend; die Frauen, besonders die alten, hielten die matten Augen auf das eine Heiligenbild, vor dem die Lichter aufgestellt wurden, gerichtet, führten dabei die geschlossenen Finger der Rechten gegen die Stirn, die Schultern und den Magen und neigten sich flüsternd vor oder fielen auf die Knie nieder. Die Kinder beteten, den Großen nachahmend, mit vielem Eifer, sobald man sie ansah. Die goldgeschmückte Heiligenwand strahlte im Glanze der Lichter, die von allen Seiten

die riesigen, goldumwundenen Kerzen umgaben. Der Kronleuchter war mit Kerzen besetzt, und vom Chor ließ sich der freudige Ostergesang der Sänger mit den dröhnenden Bässen und den hohen Diskantstimmen vernehmen.

Nechljudow ging durch die Menge hindurch nach vorn. Dort stand die Aristokratie der Gegend: ein Gutsbesitzer mit seiner Gemahlin und seinem Sohne, der eine Matrosenjacke trug, der Bezirkskommissar, der Telegraphist, der Krämer in seinen groben Schaftstiefeln, der Dorfälteste mit der Medaille auf der Brust, und weiter rechts von der Lesekanzel, hinter der Gutsbesitzersfrau, stand Matrona Pawlowna in einem schillernden lila Kleide und einem weiß eingesäumten Schal, und Katjuscha im weißen Kleide, mit gefältelter Taille, einem blauen Gürtel und einer roten Schleife in dem schwarzen Haar.

Alles war feierlich, heiter und schön: der Priester in seinem silberglänzenden, mit goldenen Kreuzen verzierten Meßkleide, und der Diakon und Küster in den feiertäglichen, silber- und goldgestickten Gewändern, und die festlich geputzten Sänger mit dem eingefetteten Haar, und die freudig klingenden Ostersänge, und der Ostersegen, den der Priester immer wieder mit den blumengeschmückten Kerzen auf dem dreiarmligen Leuchter dem Volke spendete, und dazu die immer von neuem wiederholten Rufe: „Christ ist erstanden! Christ ist erstanden!“ Alles das war so schön, das Schönste aber von allem war Katjuscha in dem weißen Kleide und dem blauen Gürtel,

mit der roten Schleife im schwarzen Haar und den begeistert strahlenden Augen.

Nechljudow fühlte, daß sie ihn sah, obschon sie sich nicht nach ihm umschaute. Er hatte das gefühlt, als er, ganz dicht an ihr vorüber, nach dem Altar ging. Er hatte ihr nichts weiter zu sagen, hatte sich jedoch etwas ausgedacht und flüsterte ihr, während er an ihr vorüberschritt, leise zu:

„Tantchen sagte, nach dem Hochamt würde die erste Fleischschüssel*) gereicht werden.“

Das junge Blut schoß ihr, wie immer, wenn sie ihn sah, in das anmutige Gesicht, und die lachenden schwarzen Augen blieben, in naiver Freude zu ihm aufblickend, auf seinem Gesichte haften.“

„Ich weiß es,“ sagte sie lächelnd,

In diesem Augenblick ging der Küster, der sich mit einer kupfernen Kanne durch die Menge drängte, an Katjuscha vorüber und streifte sie, ohne sie anzusehen, mit dem Schoße seines Gewands; er hatte offenbar nichts Böses im Sinne gehabt, sondern wollte nur respektvoll um Nechljudow herumgehen. Nechljudow aber war aufs höchste erstaunt, daß er, dieser Küster, nicht begriff, daß alles, was hier in der Kirche, und überhaupt in der ganzen Welt existierte, nur um Katjuschas willen existierte, und daß alles andere in der Welt geringschätzig behandelt werden könnte, nur nicht sie, die das Zentrum, der Schwerpunkt von allem war. Für sie nur glänzte das Gold der Heiligenwand, brannten alle diese Kerzen an dem Kronleuchter und auf

*) Nach der langen Fastenzeit

den Standleuchtern, für sie allein klangen diese jauchzenden Weisen: „Ostern ist da, freut euch, ihr Menschenkinder!“ Kurz: alles, was es nur irgend Gutes und Schönes in der Welt gab, alles war für sie da. Und Katjuscha begriff es auch, daß alles das nur für sie da war: es schien Nechljudow wenigstens so, als er ihre graziöse Gestalt in dem gefältelten Mieder und ihr in heller Freude erstrahlendes Gesicht sah, dessen Ausdruck ihm zu sagen schien, daß dieselbe Melodie, die in seiner Seele erklang, auch in der ihrigen klinge.

In der Zeit zwischen der Frühmesse und dem Hochamt hatte Nechljudow sich aus der Kirche hinausbegeben. Das Volk machte ihm Platz und grüßte ihn. Etliche erkannten ihn, andere fragten: „Wer ist denn das?“ In der Vorhalle blieb er stehen. Die Bettler umringten ihn — er verteilte alles, was er an kleinen Münzen in der Börse hatte, und stieg die Stufen der Treppe hinunter.

Es war schon soweit hell geworden, daß man sehen konnte, doch war die Sonne noch nicht aufgegangen. Das Volk saß auf den Grabhügeln rings um die Kirche. Katjuscha war noch in der Kirche geblieben, und Nechljudow stand da und erwartete sie.

Immer noch kamen Leute aus der Kirche — mit den Nägeln der Stiefel laut auf die Steinfliesen aufklopfend, schritten sie die Stufen hinab und zerstreuten sich auf dem Platze vor der Kirche und auf dem Friedhof.

Ein uraltes Männchen mit wackelndem Kopfe, der Konditor von Maria Iwanowna, hielt Nech-

ljudow an und gab ihm den Osterkuß, und seine Frau, ein altes Mütterchen mit runzligem Halse unter dem seidenen Kopftuch, nahm ein mit Safran gefärbtes Ei aus dem Tuche und reichte es ihm. Im selben Augenblick kam auch ein kräftiger junger Bauer in einem neuen Wams mit grüner Gurtbinde lächelnd auf ihn zu.

„Christ ist erstanden!“ sagte er, während seine Augen lachten. Jener besondere, angenehme Geruch, der den Bauern eigen zu sein pflegt, strahlte von ihm aus; er trat ganz dicht an Nechljudow heran und küßte ihn dreimal mit seinen frischen, vollen Lippen mitten auf den Mund, wobei sein krauses Bärtchen Nechljudow kitzelte. In dem Augenblick, als Nechljudow mit dem jungen Bauern den Osterkuß tauschte und von ihm ein dunkelbraun gefärbtes Ei entgegennahm, erschien Matrona Pawlownas schillerndes Kleid und ein liebes schwarzes Köpfchen mit roter Schleife in der Vorhalle der Kirche. Sie hatte ihn sogleich über die Köpfe der vor ihr Herschreitenden hinweg erblickt, und er konnte sehen, wie ihr Gesicht erstrahlte.

Sie stand eine Weile mit Matrona Pawlowna in der Vorhalle und verteilte Almosen unter die Bettler. Ein Bettler, der an Stelle der Nase ein vernarbtes rotes Geschwür hatte, trat an Katjuscha heran. Sie nahm etwas aus dem Tuche und reichte es ihm, dann näherte sie sich ihm, und ohne den geringsten Widerwillen zu zeigen, küßte sie ihn dreimal mit freudig strahlenden Augen. Und in dem Augenblick, als sie den Bettler küßte, begegneten ihre Augen dem Blicke Nechljudows. Es war, als

wollte sie fragen: „Ist es recht, was ich da tue?“ — „Ja, ja, du Liebe, alles ist recht, alles ist schön, ich liebe dich!“

Sie kamen die Treppe herab, und er ging zu ihr hin. Er wollte nicht den Osterkuß mit ihr tauschen, sondern ihr nur näher sein.

„Christ ist erstanden!“ sagte Matrona Pawlowna, neigte den Kopf und lächelte. Sie sagte es in einem Tone, der da ausdrückte, daß heute alle gleich seien, und nachdem sie sich den Mund mit dem zu einem Mäuschen zusammengewickelten Tuche abgewischt hatte, hielt sie ihm die Lippen hin.

„Er ist in Wahrheit erstanden!“ antwortete Nechljudow und küßte sie.

Er sah sich nach Katjuscha um. Sie wurde feuerrot und näherte sich ihm in demselben Augenblick.

„Christ ist erstanden, Dmitrij Iwanowitsch!“

„Er ist in Wahrheit erstanden!“ sagte er. Sie küßten sich zweimal und schienen dann zu überlegen, ob sie sich noch einmal küssen sollten, und als hätten sie sich dafür entschieden, daß es geschehen müsse, küßten sie sich zum drittenmal und lächelten beide.

„Kommen Sie nicht mit zum Geistlichen?“ fragte Nechljudow.

„Nein, wir bleiben noch ein Weilchen hier, Dmitrij Iwanowitsch,“ sagte Katjuscha, die wie nach einer freudig getanen Arbeit aus voller Brust aufatmete und ihm dabei mit ihren treuen, jungfräulichen, liebenden, kaum merklich schielenden Augen gerade in die Augen sah.

Es gibt in der Liebe zwischen Mann und Frau stets einen Augenblick, in dem diese Liebe ihren Zenit erreicht und nichts Bewußtes, Verstandesmäßiges noch auch Sinnliches hat. Ein solcher Augenblick war für Nechljudow in dieser heiligen Nacht der Auferstehung Christi gekommen. Wenn er jetzt an Katjuscha dachte, so sah er sie nur so, wie sie in jenem Augenblick gewesen — alle andern Lagen, in denen er sie gesehen, traten in den Hintergrund. Er sah das glänzenschwarze Köpfchen, das weiße Kleid mit den Fältchen, das ihre mädchenhaft schlanke Taille und ihre zarte Brust umhüllte, sah das Rot ihrer Wangen, die sanften, mattglänzenden schwarzen Augen, und vor allem die in ihrem ganzen Wesen ausgeprägten zwei Hauptzüge: die Keuschheit ihrer jungfräulichen Liebe nicht nur zu ihm — von der wußte er schon lange — sondern ihrer Liebe zu allen und allem, nicht nur zu allem Guten und Schönen, das es irgend in der Welt gibt, sondern auch zu jenem Bettler, den sie geküßt hatte.

Er wußte, daß diese Liebe in ihr war, weil er während dieser Nacht und dieses Morgens auch in sich selbst das gleiche Gefühl empfand und sich bewußt war, daß er in dieser Liebe mit ihr in eins zusammenschmolz.

Ach, wenn doch alles dies bei dem Gefühl, das ihn in jener Nacht beseelte, stehen geblieben wäre! „Ja, dieses Furchtbare, Entsetzliche geschah nach jener heiligen Nacht der Auferstehung Christi!“ dachte er jetzt, als er am Fenster des Geschworenenzimmers saß.

16.

Aus der Kirche zurückgekehrt, hatte Nechljudow mit den Tanten das Ostermahl eingenommen, und um sich zu stärken, hatte er nach der beim Regiment angenommenen Gewohnheit dem Branntwein und Wein zugesprochen. Er ging dann auf sein Zimmer und schlief sogleich in den Kleidern ein. Ein Klopfen an der Tür weckte ihn. Er erkannte an dem Klopfen, daß sie es war, und er erhob sich, rieb sich die Augen und reckte die Glieder.

„Katjuscha, bist du es? Komm doch herein!“ sagte er, während er sich erhob.

Sie öffnete die Tür ein wenig.

„Sie sollen zu Tisch kommen,“ sagte sie.

Sie trug immer noch das weiße Kleid, doch ohne die Schleife im Haar. Sie sah ihm in die Augen und strahlte übers ganze Gesicht, als hätte sie ihm etwas ganz besonders Freudiges zu sagen gehabt.

„Ich komme gleich,“ antwortete er und nahm den Kamm, um sein Haar zu kämmen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen. Er bemerkte das, warf den Kamm weg und näherte sich ihr. In diesem Augenblick jedoch wandte sie sich rasch um und ging mit ihrem gewohnten, leichten Schritt auf dem buntgestreiften Läufer des Korridors davon.

„Was für ein Dummkopf bin ich doch!“ sagte sich Nechljudow — „warum habe ich sie nicht zurückgehalten?“

Und er lief ihr nach und holte sie im Korridor ein.

Was er von ihr wollte, wußte er selbst nicht. Es schien ihm jedoch, daß er, als sie in sein Zimmer kam, irgend etwas hätte tun sollen, was alle in einem solchen Falle zu tun pflegen, er aber nicht getan hatte.

„So wart' doch, Katjuscha,“ sagte er.

Sie blickte sich um.

„Was wünschen Sie?“ sagte sie stehen bleibend.

„Nichts weiter, nur . . .“

Und da er wußte, was in solchen Fällen alle Leute in seiner Lage zu tun pflegen, zwang er sich, dasselbe zu tun und faßte Katjuscha um die Taille.

Sie blieb stehen und sah ihm in die Augen.

„Nicht doch, Dmitrij Iwanowitsch, nicht doch!“ sagte sie tief errötend, den Tränen nahe, und entfernte mit ihrer rauhen, kräftigen Hand den sie umfassenden Arm.

Nechljudow ließ sie los, und für einen Augenblick fühlte er sich verlegen und beschämt, ja er empfand sogar Abscheu vor sich selbst. Er hätte nun sich selbst glauben sollen, doch er begriff nicht, daß diese Verlegenheit, diese Scham die besten Gefühle seiner Seele waren, die sich hier offenbarten. Es schien ihm im Gegenteil, daß es lediglich seine Dummheit sei, die sich so äußerte, und daß er nunmehr das tun müsse, was alle in solchem Falle zu tun pflegen.

Er holte sie nochmals ein, umarmte sie wieder und küßte sie auf den Hals. Dieser Kuß war schon von ganz anderer Art als die beiden früheren: jener

unbewußte hinter dem Fliederbusch, und dann der zweite heute früh in der Kirche. Dieser dritte Kuß hatte etwas Furchtbares, und sie fühlte das.

„Was tun Sie denn?“ schrie sie mit einer Stimme, als habe er etwas unendlich Kostbares in Scherben geschlagen, und lief fort, so rasch sie konnte.

Er kam in das Speisezimmer. Die Tanten standen feiertäglich gekleidet mit dem Hausarzt und einer Nachbarin bei dem Tische mit dem kalten Imbiß. Alles war ganz so wie gewöhnlich, nur in Nechljudows Seele tobte ein Sturm. Er verstand nichts von dem, was zu ihm gesprochen wurde, gab verkehrte Antworten und dachte nur an Katjuscha. Er war noch ganz im Banne der Empfindung, die er bei jenem letzten Kusse im Korridor gehabt hatte, und konnte an nichts anderes denken. Wenn sie ins Zimmer trat, fühlte er, ohne sie anzusehen, doch mit seinem ganzen Wesen ihre Gegenwart, und mußte sich gewaltsam beherrschen, um sie nicht anzusehen.

Sogleich nach dem Mittagessen begab er sich in sein Zimmer und ging darin in großer Erregung lange auf und ab, wobei er auf jeden Laut, der sich im Hause vernehmen ließ, lauschte und jeden Augenblick ihren Schritt zu vernehmen hoffte. Jener animalische Mensch, der in ihm lebte, hatte jetzt nicht nur sein Haupt erhoben, sondern trat auch den geistigen Menschen unter seine Füße, der damals, bei seinem ersten Besuche, in ihm gelebt hatte und auch heute früh in der Kirche noch in

ihm lebendig gewesen war. Dieser animalische Mensch herrschte jetzt ganz allein in seiner Seele. Obschon Nechljudow Katjuscha förmlich belauerte, gelang es ihm im Laufe des Tages doch nicht ein einziges Mal, ihr zu begegnen. Er nahm an, daß sie ihm aus dem Wege gehe. Gegen Abend jedoch fügte es sich, daß sie in das Zimmer gehen mußte, das neben dem seinigen lag. Der Doktor blieb über Nacht, und Katjuscha sollte für den Gast das Bett machen. Als Nechljudow ihre Schritte vernahm, ging er leise, mit verhaltenem Atem, als sei er im Begriff, ein Verbrechen zu begehen, hinter ihr in das Gastzimmer.

Sie hatte beide Arme in den frischen Kissenüberzug gesteckt und hielt mit den Händen die Ecken des Kissens fest — und in dieser Haltung blickte sie sich lächelnd nach ihm um, doch war es kein frohes, heiteres Lächeln wie früher, es lag darin vielmehr etwas Erschrockenes, Klägliches. Dieses Lächeln schien ihm zu sagen, daß das, was er tat, eine Schlechtigkeit sei. Einen Augenblick hielt er inne. Noch war die Möglichkeit eines Kampfes gegeben. Noch ließ sich, wenn auch nur schwach, in seinem Innern die Stimme wahrer Liebe zu ihr vernehmen, die ihm von ihr, von ihren Gefühlen, von ihrem Leben sprach. Doch eine andere Stimme sprach: „Gib acht, sonst entgeht dir dein Genuß, dein Glück!“ Und diese zweite Stimme übertönte die erste, und ein furchtbares, unwiderstehliches animalisches Gefühl bemächtigte sich seiner.

Er ließ sie nicht aus seinen Armen, setzte sie

auf das Bett und ließ sich in dem Gefühl, daß nun noch etwas geschehen müsse, neben ihr nieder.

„Dmitrij Iwanowitsch, mein Lieber, lassen Sie mich, bitte, bitte, los!“ — sprach sie mit kläglich flehender Stimme. „Matrona Pawlowna kommt!“ schrie sie dann plötzlich und riß sich von ihm los.

Wirklich näherte sich jemand der Tür.

„Ich komme in der Nacht zu dir,“ sprach Nechljudow. „Du bist doch allein?“

„Was fällt Ihnen ein? Um nichts in der Welt!“ sagte sie, doch nur mit dem Munde, während ihr ganzes erregtes, verwirrtes Wesen etwas anderes sagte.

Es war in der Tat Matrona Pawlowna, die an die Tür gekommen war. Sie trat mit einer Bettdecke über dem Arm ins Zimmer, warf Nechljudow einen vorwurfsvollen Blick zu und meinte ärgerlich zu Katjuscha, sie habe nicht die richtige Decke genommen.

Nechljudow ging schweigend hinaus. Er hatte nicht einmal das Gefühl der Beschämung. Er hatte an Matrona Pawlownas Miene gesehen, daß sie sein Verhalten mißbillige, und er sagte sich, daß sie recht habe, es zu mißbilligen, und wußte, daß das, was er tat, schlecht sei. Aber das animalische Gefühl, das über dem früheren Gefühl der reinen Liebe zu ihr emporgewuchert war, hatte ihn ganz in seinen Bann geschlagen und beherrschte ihn vollkommen, ohne irgendeine andere Empfindung neben sich aufkommen zu lassen. Er dachte jetzt nur daran, seiner Leidenschaft Genüge zu tun, und war blind für alles andere.

Den ganzen Abend war er wie gestört — bald kam er zu den Tanten, bald ging er wieder in sein Zimmer oder auf den Flur hinaus, und er hatte nur den einen Gedanken, wie er sie allein zu Gesicht bekommen könnte; aber sie mied ihn offenbar, und auch Matrona Pawlowna war bemüht, sie nicht aus den Augen zu lassen.

17.

So verging der ganze Abend, und die Nacht brach an. Der Doktor war zu Bett gegangen. Auch die Tanten legten sich schlafen. Nechljudow wußte, daß Matrona Pawlowna jetzt im Schlafzimmer der Tanten war, und daß Katjuscha allein im Mädchenzimmer weilte. Er ging wieder auf den Flur hinaus und von da auf die Treppe vor dem Hause. Draußen war es dunkel, feucht und warm, und der weiße Nebel, der im Frühling den letzten Schnee zum Schwinden bringt oder vielmehr von dem tauenden letzten Schnee erzeugt wird, erfüllte die ganze Atmosphäre. Vom Flusse her, der in einer Entfernung von hundert Schritten am Bergabhang vorüberströmte, ließen sich seltsame Laute vernehmen: der Eisgang hatte begonnen.

Nechljudow stieg die Treppe hinunter und ging auf dem zu Eis erstarrten Schnee über die Pfützen hinweg nach dem Fenster des Mädchenzimmers. Sein Herz klopfte so laut in der Brust, daß er es hören konnte; sein Atem stockte oder entrang sich als schwerer Seufzer der Brust. In dem Mäd-

chenzimmer brannte eine kleine Lampe. Katjuscha saß allein am Tische, in Nachdenken versunken, und sah vor sich hin. Nechljudow schaute sie lange an, ohne sich zu rühren — er wollte sehen, was sie trieb, wenn sie sich unbeobachtet wähnte. Zwei Minuten etwa saß sie regungslos da, dann erhob sie die Augen, lächelte und schüttelte, als wolle sie sich selbst einen Vorwurf machen, den Kopf; und dann, nachdem sie ihre Haltung verändert, legte sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung beide Arme auf den Tisch und starrte vor sich hin ins Leere.

Er stand da, sah sie an und hörte dabei unwillkürlich das Klopfen seines Herzens und gewisse seltsame Laute, die vom Flusse herüberdrangen. Dort, auf dem Flusse, ging im Nebel eine langsame, rastlose Arbeit vor sich — bald knackte und krachte es, bald erfolgte ein Sturz, bald klirrten die dünnen Eisschollen wie zersplittertes Glas.

Er stand da und blickte auf das nachdenkliche, von innerer Gedankenarbeit zerquälte Gesicht Katjuschas, und er hatte ein lebhaftes Mitgefühl mit ihr, seltsamerweise jedoch steigerte gerade dieses Mitgefühl sein Verlangen nach ihr.

Er klopfte ans Fenster. Sie erbebte am ganzen Körper, wie von einem elektrischen Schläge getroffen, und Entsetzen malte sich auf ihrem Gesichte. Dann sprang sie auf, ging zum Fenster und preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe. Der Ausdruck des Entsetzens wich auch dann noch nicht von ihrem Gesichte, als sie, beide Handflächen wie Scheuklappen an die Augen legend, ihn erkannte. Ihr

Gesicht war ungewöhnlich ernst — er hatte es nie so gesehen. Sie lächelte erst dann, als er sie anlächelte — lächelte nur gleichsam zum Zeichen, daß sie sich ihm unterwerfe, in ihrer Seele aber war kein Lächeln, sondern die helle Angst. Er machte ihr ein Zeichen mit der Hand, sie möchte doch zu ihm auf den Hof hinauskommen. Doch sie schüttelte verneinend den Kopf, sie wollte nicht hinaus und blieb am Fenster stehen. Er näherte sein Gesicht noch einmal dem Fenster und wollte soeben rufen, daß sie hinauskommen möchte, doch in diesem Augenblick wandte sie sich nach der Tür um — offenbar wurde sie von dort aus gerufen. Er trat vom Fenster zurück. Der Nebel war so dicht, daß Nechljudow schon in einer Entfernung von fünf Schritten das Fenster nicht sah und das Licht der Lampe nur wie ein großer roter Fleck aus dem Dunkel hervortrat. Vom Flusse her ließ sich immer noch dasselbe seltsame Rauschen, Krachen und Klingen des Eises vernehmen. Vom Hofe her erscholl, aus ganz kurzer Entfernung, das Krähen eines Hahnes, andere Hähne in der Nähe antworteten aus dem Nebelmeer heraus, und vom Dorfe her ließen sich, einander überschreiend und in eins verschmelzend, weitere Hahnenrufe hören. Alles ringsum, bis auf den Fluß, war sonst vollkommen still. Es war der zweite Hahnenschrei.

Zwei- oder dreimal war Nechljudow um die Hausecke herumgegangen und dabei mehrmals in die Pfützen geraten. Noch einmal trat er an das Fenster des Mädchenzimmers. Die Lampe brannte noch immer, und Katjuscha saß wieder allein am

Tische, als sei sie unentschlossen. Kaum war er ans Fenster getreten, als sie ihren Blick auf ihn richtete. Er klopfte an die Fensterscheibe. Ohne erst nachzusehen, wer geklopft hatte, lief sie sogleich aus dem Mädchenzimmer, und er hörte, wie die Außentür sich mit einem leisen, weichen Geräusche öffnete und dann knarrte. Er erwartete sie schon an der Freitreppe und schloß sie sogleich in seine Arme. Sie schmiegte sich an ihn und hob den Kopf empor, und ihre Lippen empfingen seinen Kuß. Sie standen hinter der Flurecke auf einer trockenen Stelle, von der der Schnee bereits weggetaut war, und er war ganz von qualvollem, unbefriedigtem Verlangen erfüllt.

Plötzlich ließ sich dasselbe weiche Geräusch an der Außentür vernehmen, und Matrona Pawlownas unwillige Stimme rief:

„Katjuscha!“

Sie riß sich von ihm los und kehrte in das Mädchenzimmer zurück. Er hörte, wie der Haken vorgelegt wurde. Gleich darauf wurde alles still. Das rote Auge in dem Fenster verschwand, und nur der Nebel und das Krachen und Knacken auf dem Flusse blieben unverändert.

Nechljudow trat an das Fenster — niemand war zu sehen. Er klopfte — keine Antwort erfolgte. Er kehrte von der Vordertreppe aus in das Haus zurück und ging auf sein Zimmer, doch er konnte nicht einschlafen. Er zog die Stiefel aus und ging barfuß durch den Korridor bis an die Tür von Katjuschas Stübchen, das neben Matrona Pawlownas Zimmer lag. Anfangs hörte er Matrona Paw-

lownas ruhiges Schnarchen, und er wollte schon eintreten, als sie plötzlich zu husten begann und sich auf dem knarrenden Bette umdrehte. Er stand unbeweglich da und blieb wohl fünf Minuten lang so stehen. Als alles wieder still geworden war und das ruhige Schnarchen sich von neuem vernehmen ließ, ging er weiter, wobei er sich bemühte, möglichst auf die nicht knarrenden Dielen zu treten. So gelangte er zu Katjuschas Tür. Alles war still. Sie schlief offenbar nicht, denn ihr Atem war nicht zu hören. Kaum aber hatte er flüsternd „Katjuscha!“ gerufen, als sie aufsprang, an die Tür herankam und in unwilligem Tone, wie ihm schien, ihn zu überreden suchte, doch fortzugehen.

„Was soll denn das heißen? Schickt sich denn das? Die Tanten werden es hören,“ sprach ihr Mund, doch ihr ganzes Wesen sprach: „Ich bin ganz dein.“

Und nur dies vernahm Nechljudow.

„Öffne doch nur einen Augenblick, ich flehe dich an,“ stammelte er halb im Wahnsinn.

Sie wurde still, dann hörte er das leise Geräusch der Hand, die nach dem Haken tastete. Der Haken sprang zurück, und er trat durch die offene Tür.

Er packte sie so, wie sie war, in dem groben, rauhen Hemd, das ihre Arme bloß ließ, hob sie empor und trug sie fort.

„Ach, was tun Sie denn?“ flüsterte sie.

Aber er achtete nicht auf ihre Worte, sondern trug sie auf sein Zimmer.

„Nicht doch, lassen Sie mich los,“ sagte sie, während sie sich dicht an ihn schmiegte.

Als sie zitternd und schweigend, nicht ein Wort auf seine Reden erwidern, von ihm gegangen war, trat er auf die Treppe hinaus, blieb dort stehen und suchte sich die Bedeutung dessen, was geschehen war, klarzumachen.

Auf dem Hofe war es bereits heller geworden; vom Flusse her ließ sich, noch lauter als am Abend, das Schnauben, Knacken und Klingen der Eischollen vernehmen, dem sich noch ein Rieseln zugesellt hatte. Der Nebel begann sich zu senken, hinter der Nebelwand schwebte der abnehmende Mond hervor und beleuchtete etwas Unheimliches, Schwarzes.

„Was ist das nun: ein großes Glück oder ein großes Unglück, was mir da widerfahren ist?“ dachte er. Doch schließlich sagte er sich: „Es ist doch immer so, und alle tun es“ — und er begab sich zur Ruhe.

18.

Tags darauf traf der scharmante, muntere Schönbock bei den Tanten ein, um Nechljudow abzuholen. Durch seine Eleganz, seine Liebenswürdigkeit, Lustigkeit, Freigebigkeit und seine Anhänglichkeit an Dmitrij bezauberte er die Tanten vollkommen. Seine Freigebigkeit gefiel zwar den Tanten, machte sie jedoch andererseits durch ihr Übermaß ein wenig bedenklich. Ein paar blinden

Bettlern, die um ein Almosen baten, schenkte er einen Rubel, an Trinkgeldern verteilte er gegen fünfzehn Rubel, und als Susette, Sofia Iwanownas kleiner Bologneser, sich in seiner Gegenwart ein Bein verletzte, so daß sogar Blut kam, erbot er sich, dem Tierchen einen Verband anzulegen, und riß ohne Besinnen sein feines Batisttuch mit Randstreifen — Sofia Iwanowna wußte, daß diese Tücher wenigstens fünfzehn Rubel das Dutzend kosteten — in Stücke, um daraus eine Binde für Susette zu machen. Die Tanten hatten solche Leute noch nie gesehen und hatten keine Ahnung, daß dieser Schönbock zweihunderttausend Rubel Schulden hatte, die, wie er bestimmt wußte, nie bezahlt wurden, und daß daher fünfundzwanzig Rubel mehr oder weniger für ihn nichts ausmachten.

Schönbock blieb nur einen Tag und reiste in der folgenden Nacht mit Nechljudow zusammen ab. Sie konnten nicht länger bleiben, da die Frist, innerhalb deren sie sich beim Regiment einzufinden hatten, bereits ablief.

An diesem letzten Tage, den Nechljudow bei den Tanten verbrachte, und an dem die Erinnerung an die Geschehnisse der Nacht in ihm noch ganz frisch war, erhoben sich in seiner Seele zwei Gefühle, die einander lebhaft widerstritten: das eine davon waren die heißen sinnlichen Erinnerungen an die animalische Liebe — die ihm freilich bei weitem nicht das gewährt hatte, was sie versprochen — und eine gewisse Genugtuung über das erreichte Ziel; das andere Gefühl war die Empfindung, daß er etwas sehr Böses begangen habe, und daß er dieses

Böse wieder gutmachen müsse, nicht ihretwegen, sondern um seiner selbst willen.

In jenem Zustande egoistischen Wahns, in dem er sich befand, dachte Nechljudow nur an sich selbst, legte sich nur die eine Frage vor, ob und inwieweit man ihn verurteilen würde, wenn es herauskommen sollte, wie er gegen sie gehandelt — nicht im mindesten aber bekümmerte es ihn, was sie empfand, und was mit ihr sein würde.

Er nahm an, daß Schönbock seine Beziehungen zu Katjuscha erriet, und das schmeichelte seiner Eigenliebe.

„Darum also hast du plötzlich deine Tanten so liebgewonnen,“ sagte Schönbock zu ihm, nachdem er Katjuscha gesehen — „das hält dich hier schon eine ganze Woche fest! Nun, auch ich wäre an deiner Stelle geblieben: sie ist reizend!“

Er dachte dann weiter, daß, wenn es auch bedauerlich sei, daß er jetzt fort mußte, ohne die Liebe zu ihr voll genossen zu haben, doch andererseits diese notwendige Abreise den Vorteil hatte, daß sie mit einem Mal einem Verhältnis ein Ende machte, das er doch nur schwer hätte fortsetzen können. Er dachte auch daran, daß er ihr Geld geben müsse, nicht ihretwegen, nicht, weil sie vielleicht dieses Geld nötig haben würde, sondern weil es eben üblich war, Geld zu geben. Er beschloß, ihr so viel Geld zu geben, als nach seiner Ansicht seiner und ihrer Lage angemessen war.

Am Tage der Abreise, nach dem Mittagessen, erwartete er sie im Hausflur. Sie errötete tief, als sie ihn sah, und wollte an ihm vorübergehen, wo-

bei sie mit den Augen nach der offenen Tür des Mädchenzimmers wies; doch er hielt sie zurück.

„Ich wollte mich verabschieden,“ sagte er, ein Kuvert mit einem Hundertrubelschein in der Hand zerknitternd. „Hier, ich . . .“

Sie erriet seine Absicht, runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und stieß seine Hand fort.

„Nein, nimm nur,“ flüsterte er und steckte ihr das Kuvert in den Busen. Als ob er sich verbrannt hätte, lief er, das Gesicht verziehend und fast aufstöhnend, in sein Zimmer.

Und lange darauf noch ging er in seinem Zimmer auf und ab, krümmte sich, sprang in die Höhe und ächzte laut, wie in körperlicher Qual, sobald er sich dieser Szene erinnerte.

Doch was sollte er tun? Es ist immer dieselbe Geschichte. So war es auch mit Schönbock und der Gouvernante gewesen, von der jener ihm erzählt hatte; so war es mit Onkel Grischa gewesen, und so war es auch mit seinem eignen Vater, als dieser auf seinem Landgute lebte und ihm von einem Dorfmadchen ein unehelicher Sohn, Mitenjka, geboren wurde, der noch am Leben war. Wenn alle es so machten, dann mußte es jedenfalls so richtig sein. So suchte er sich zu trösten, ohne doch in Wirklichkeit einen Trost zu finden. Diese Erinnerung brannte ihn tief in seiner Seele.

Dort, auf dem tiefsten Grunde seiner Seele, hatte er das Bewußtsein, so abscheulich, gemein und grausam gehandelt zu haben, daß er mit dem Bewußtsein dieser Handlung fortan nicht nur keinen

Menschen verurteilen, sondern den Menschen überhaupt nicht in die Augen sehen durfte, ganz davon zu schweigen, daß er sich noch länger für den vortrefflichen, edlen, großherzigen Jüngling halten durfte, für den er sich bisher gehalten. Es war ihm aber Bedürfnis, sich für einen solchen zu halten, wenn anders er frisch und froh weiterleben wollte. Dafür gab es nur ein einziges Mittel: nicht an die Sache zu denken. Und das tat er denn auch.

Das Leben, in das er nun eintrat: die neue örtliche Umgebung, die Kameraden, der Krieg — halfen ihm dabei. Und je länger er lebte, desto mehr vergaß er, bis er es schließlich wirklich ganz vergessen hatte.

Nur einmal, als er nach dem Kriege in der Hoffnung, Katjuscha wiederzusehen, bei den Tanten vorsprach und erfuhr, daß sie nicht mehr da sei, daß sie bald nach seiner Abreise von ihnen weggezogen und, wie die Tanten gehört hatten, ganz und gar verkommen sei — nur dieses eine Mal fühlte er sich recht bedrückt und beklommen. Das Kind, das sie geboren hatte, konnte der Zeit nach sein Kind sein, aber es konnte ebensogut nicht das seinige sein. Die Tanten sagten, sie sei ganz verdorben, sei zum Laster veranlagt gewesen, ebenso wie ihre Mutter. Und dieses Urteil der Tanten war ihm angenehm, weil es ihn zu rechtfertigen schien. Anfangs hatte er noch die Absicht gehabt, sie und das Kind aufzusuchen, dann aber gab er, da in der Tiefe seiner Seele der Schmerz und die Scham bei jedem Gedanken an sie doch noch zu lebhaft waren, alle Bemühungen, sie aufzufinden,

auf, vergaß vollends seine Sünde und hörte auf, an sie zu denken.

Und nun rief dieser sonderbare Zufall wieder alle Erinnerungen in ihm wach und zwang ihn zu dem Bekenntnis seiner Herzlosigkeit, Grausamkeit und Verworfenheit, die es ihm ermöglicht hatten, während dieser zehn Jahre mit einer solchen Schuld auf dem Gewissen ruhig fortzuleben. Freilich war er von diesem Bekenntnis noch weit entfernt und augenblicklich nur von der einen Befürchtung erfüllt, daß die Sache jetzt ans Tageslicht kommen, daß sie oder ihr Verteidiger alles erzählen und ihn vor aller Welt blamieren könnte.

19.

In dieser seelischen Verfassung befand sich Nechljudow, als er aus dem Gerichtssaal sich in das Geschworenenzimmer hinausbegeben hatte. Er saß am Fenster, hörte auf die Gespräche, die rings um ihn geführt wurden, und rauchte in einem fort.

Der lustige Kaufmann hatte offenbar ein tiefes Verständnis für den Zeitvertreib, den der Kaufmann Smjelkow sich vor seinem Tode gewählt hatte.

„Der hat es verstanden, Bruder! Der hat die Sache auf echt sibirische Art angefaßt! Der wußte, wo Bartel den Most holt: was für ein Prachtmädel er sich ausgesucht hat!“

Der Obmann machte einige Aeüßerungen, des Inhalts, daß alles auf die Aussage der Sachverständigen ankomme. Peter Gerassimowitsch machte

dem jüdischen Kommiss gegenüher irgendeine scherzhafte Bemerkung, worauf dann beide laut zu lachen begannen. Nechljudow antwortete nur einsilbig auf alle an ihn gerichtete Fragen und hatte nur den einen Wunsch, daß man ihn in Ruhe lassen möchte.

Als der Nuntius mit seinem schiefen Gange ins Zimmer trat und die Geschworenen in den Sitzungssaal zurückrief, empfand Nechljudow eine Angst, als ob er nicht als Richter, sondern als Angeklagter den Saal betreten sollte. In der Tiefe seiner Seele fühlte er schon, daß er ein Schurke sei, der sich schämen müsse, den Menschen in die Augen zu sehen, doch betrat er gleichwohl die Estrade in der gewohnten sicheren Haltung und setzte sich auf seinen Platz, als zweiter nach dem Obmann. Er legte ein Bein über das andere und begann mit seinem Pincenez zu spielen.

Auch die Angeklagten waren irgendwohin hinausgeführt worden und wurden soeben wieder zurückgebracht.

Im Saale waren jetzt neue Gestalten erschienen: die Leute, die als Zeugen vernommen werden sollten. Nechljudow bemerkte, daß die Masłowa mehrmals aufblickte, als könne sie ihre Blicke von einer in Samt und Seide gekleideten, auffallend herausgeputzten dicken Frau nicht abwenden, die in einem hohen Hute mit großer Schleife, mit einem eleganten Ridicule an dem bis an den Ellenbogen entblößten Arme, in der ersten Reihe vor der Barriere saß. Es war dies, wie er später erfuhr, eine Zeugin: die Wirtin des Hauses, in dem die Masłowa gelebt hatte.

Das Zeugenverhör begann: Name, Konfession usw. Nachdem die einzelnen Zeugen befragt worden waren, ob sie ihre Aussage unter Eid oder unvereidigt machen wollten, kam wieder, schwerfällig daherschreitend, jener alte Priester in den Saal, rückte, wie vorher, das goldene Kreuz auf seinem seidenen Gewande zurecht und nahm mit der gleichen Ruhe und Zuversicht die Vereidigung der Zeugen vor. Als die Vereidigung beendet war, wurden alle Zeugen hinausgeführt, bis auf die Kitajewa, die Wirtin des Hauses, in dem Katjuscha gelebt hatte. Man befragte sie, was sie in dieser Angelegenheit wisse; die Kitajewa erzählte mit affektiertem Lächeln und deutschem Akzent ausführlich und zusammenhängend, was sie wußte, wobei ihr Kopf jeden Augenblick in dem riesigen Hute untertauchte.

Zunächst war bei ihr, erzählte sie, der Korridor-kellner Simon vorgefahren, um für einen reichen sibirischen Kaufmann ein Mädchen zu holen. Sie schickte die Ljubascha mit. Nach einiger Zeit kam Ljubascha nach Hause und brachte den Kaufmann mit. „Der Kaufmann war schon im Trans,“ sagte die Kitajewa lächelnd — „und er trank dann bei uns weiter und traktierte die Mädchen; als ihm aber das Geld ausgegangen war, schickte er diese selbige Ljubascha, für die er nu mal ein Faible hatte, in sein Hotelzimmer,“ sagte sie mit einem Blick auf die Angeklagte.

Es schien Nechljudow, als habe die Maslowa bei diesen Worten gelächelt, und er fand dieses Lächeln widerwärtig. Ein seltsames, unbestimmtes

Gefühl des Abscheus und des Mitleids zugleich regte sich in ihm.

„Und welche Meinung hatten Sie von der Maslowa?“ fragte errötend und zaghaft der Gerichtsamtskandidat, der vonseiten des Gerichts der Maslowa zum Verteidiger gestellt war.

„Die allerbeste Meinung,“ antwortete die Kitajewa — „ein gebildetes Mädchen, und ein adrettes Mädchen. Sie ist in 'ner guten Familie erzogen, und sie kann Französisch lesen. Sie hat wohl mal bißchen viel getrunken, aber sie hat sich nie vergessen. Wirklich ein sehr gutes Mädchen.“

Katjuscha sah die Wirtin an, dann aber wandte sie plötzlich ihre Augen auf die Geschworenen und ließ sie auf Nechljudow ruhen, wobei ihr Gesicht einen ernsten und sogar strengen Ausdruck annahm. Eins ihrer strengen Augen schielte. Eine ganze Weile waren diese beiden seltsam blickenden Augen auf Nechljudow gerichtet, und trotz des Schreckens, der ihn ergriff, vermochte auch er seinen Blick von diesen schielenden Augen mit dem grellen Weiß nicht abzuwenden. Er gedachte jener furchtbaren Nacht mit dem brechenden Eis, und dem Nebel, und der umgekehrten Sichel des abnehmenden Mondes, der vor Anbruch des Morgens aufging und etwas Schwarzes, Schreckliches beleuchtete. Diese beiden schwarzen Augen, die ihn anschauten und doch wieder an ihm vorüberschauten, erinnerten ihn an jenes Schwarze und Schreckliche.

„Sie hat mich erkannt!“ dachte er. Und Nechljudow bückte sich förmlich, als wenn er einen Schlag erwartete. Doch sie hatte ihn nicht erkannt.

Sie seufzte leise und sah wieder auf den Vorsitzenden. Auch Nechljudow seufzte auf. „Ach, wenn's doch schon vorüber wärel!“ dachte er. Er hatte jetzt ein Gefühl, ähnlich jenem, das er auf der Jagd empfand, wenn er einen verwundeten Vogel vollends töten mußte: Ekel, Mitleid und Ärger empfindet man zugleich. Der angeschossene Vogel zappelt in der Jagdtasche: abscheulich ist's, und zugleich peinlich — man möchte ihn so rasch wie möglich abtun und vergessen.

Dieses gemischte Gefühl hatte Nechljudow auch jetzt, als er dem Zeugenverhör beiwohnte.

20.

Wie ihm zum Trotz aber zog die Verhandlung sich mehr und mehr hin: nachdem das Verhör der Zeugen und des Sachverständigen beendet war, und nachdem der Staatsanwaltsgehilfe und die Verteidiger, wie üblich, mit wichtiger Miene ihre überflüssigen Fragen gestellt hatten, schlug der Vorsitzende den Geschworenen vor, die Beweisstücke in Augenschein zu nehmen, die in einem mächtigen Fingerring mit einer Rosette von Brillanten und dem Filter, auf dem das Gift untersucht worden war, bestanden. Diese Gegenstände waren versiegelt und mit Etiketten versehen.

Die Geschworenen schickten sich bereits an, diese Gegenstände zu besichtigen, als der Staatsanwaltsgehilfe sich abermals erhob und das Verlangen stellte, daß vor der Besichtigung der Be-

weisstücke das Protokoll über die medizinalamtliche Untersuchung des Leichnams verlesen würde.

Der Vorsitzende, der die Verhandlung möglichst zu beschleunigen suchte, damit er noch rechtzeitig zu seiner Schweizerin käme, durfte gleichwohl den Antrag nicht zurückweisen, obschon er sehr gut wußte, daß die Verlesung des Protokolls nur Langeweile erzeugen und das Mittagessen hinausschieben könne, und daß der Staatsanwaltsgehilfe die Verlesung nur deshalb verlangte, weil er wußte, daß er ein Recht hatte, sie zu verlangen. Der Sekretär holte daher das betreffende Aktenstück heraus und begann mit seiner schnarrenden, das l und r seltsam schleifenden Stimme zu lesen:

„Bei der äußeren Besichtigung des Leichnams hatte sich folgendes ergeben:

1. Der Therapont Smjelkow hatte eine Größe von 2 Arschin 12 Zoll.“

„War das ein langer Kerl!“ flüsterte der Kaufmann Nechljudow mit nachdenklicher Miene ins Ohr.

- „2. Sein Alter war, nach dem Aussehen zu urteilen, auf etwa 40 Jahre anzunehmen.
3. Der Leichnam sah aufgedunsen aus.
4. Die Farbe der Haut war grünlich, da und dort traten dunkle Flecke hervor.
5. An der Oberfläche des Leichnams hatten sich Blasen von verschiedener Größe gebildet, stellenweise war die Haut abgelöst und hing in großen Fetzen herab.
6. Das Haar war dunkelbraun, dicht, und stand bei einer Berührung leicht von der Haut ab.

7. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, und die Hornhaut war getrübt.
8. Aus den Nasenlöchern, den beiden Ohren und der Mundhöhle trat eine wässrig-blutige, schaubildende Flüssigkeit heraus, der Mund war halb geöffnet.
9. Der Hals war infolge der Aufblähung des Gesichts und der Brust fast gar nicht sichtbar.
10. usw. usw.“

Auf vier Seiten war so in 27 Punkten das Ergebnis der äußeren Besichtigung der Leiche festgelegt — ein grausiges Bild des riesigen, dicken, schon ganz in Verwesung übergegangenen Körpers jenes flotten Sibiriers, der in der Stadt sein Amusement gesucht hatte. Das Gefühl des Ekels, das Nechljudow ohnedies schon empfunden hatte, verstärkte sich noch bei der Verlesung dieses Protokolls. Das Leben Katjuschas, das aus den Nasenlöchern fließende Blut, die aus ihren Höhlen getretenen Augen, sein eigenes Betragen gegen Katjuscha — alles dies schien ihm von gleicher Widerwärtigkeit, und widerwärtig war überhaupt alles, was ihn rings umgab. Als endlich die Verlesung des Protokolls über die äußere Besichtigung der Leiche beendet war, stieß der Vorsitzende einen tiefen Seufzer der Erleichterung aus und hob in der Hoffnung, daß nun alles vorüber sei, den Kopf empor. Doch der Sekretär begann sogleich mit der Verlesung des Protokolls über die innere Untersuchung.

Der Vorsitzende ließ den Kopf wieder sinken, stützte ihn mit der Hand und schloß die Augen. Der Kaufmann, der neben Nechljudow saß, konnte

sich kaum des Schlafes erwehren und schwankte zuweilen hin und her; die Angeklagten saßen ebenso wie die Gendarmen hinter ihnen unbeweglich da.

Die Untersuchung der inneren Teile hatte ergeben,

1. daß die häutigen Schädelhüllen sich leicht von den Schädelknochen lösten, und daß nirgends blutunterlaufene Stellen zu konstatieren waren;
2. die Schädelknochen von mittlerer Stärke und unversehrt waren;
3. auf der harten Hirnhaut zwei kleine pigmentierte Stellen in der Größe von etwa vier Zoll vorhanden waren, die Hirnhaut selbst eine bläßlich-matte Farbe zeigte usw., usw. — noch fernere 13 Punkte.

Weiterhin folgten die Namen der bei der Leichenschau anwesenden Zeugen sowie deren Unterschriften und eine Schlußbemerkung des Arztes, aus der hervorging, daß die bei der Obduktion festgestellten und im Protokoll verzeichneten Veränderungen im Magen und teilweise auch im Darm und in den Nieren mit großer Wahrscheinlichkeit den Schluß nahelegen, daß Smjelkows Tod durch ein ihm beigebrachtes Gift verursacht worden sei, das zugleich mit dem Wein in seinen Magen gelangt war. Was für ein Gift in seinen Magen gelangt war, ließ sich nach den im Magen und an den Eingeweiden festgestellten Veränderungen nur schwer bestimmen; daß das Gift mit dem Wein zugleich in den Magen gelangt war, konnte daraus geschlossen werden, daß in Smjelkows Magen ein beträchtliches Quantum Wein vorgefunden wurde.

„Man sieht, daß er einen ordentlichen Stiefel getragen hat,“ flüsterte der Kaufmann, der eben aus seinem Halbschlummer erwacht war, Nechljudow zu.

Die Verlesung des Protokolls, die etwa eine Stunde gedauert hatte, schien jedoch den Staatsanwaltsgehilfen noch nicht zu befriedigen. Als das Protokoll verlesen war, wandte sich der Vorsitzende an ihn:

„Ich meine, die Akten über die Untersuchung der Eingeweide brauchen nicht erst verlesen zu werden.“

„Ich möchte doch bitten, sie zu verlesen,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe mit strenger Amtsmiene. Er sah dabei den Vorsitzenden nicht an, stützte sich nur leicht mit der Seite gegen das Pult und gab durch den Ton seiner Stimme zu erkennen, daß er ein Recht habe, die Verlesung zu verlangen, daß er auf dieses Recht nicht verzichten werde, und daß eine Beschneidung dieses Rechtes ein Kassationsgrund sein würde.

Der Richter mit dem langen Bart und den gutmütigen Augen, der am Magenkatarrh litt, fühlte sich sehr angegriffen und sagte, zu dem Vorsitzenden gewandt:

„Warum soll das alles verlesen werden? Es zieht die Sache nur in die Länge. Diese neuen Besen kehren zwar länger, aber durchaus nicht besser.“

Der Richter in der goldenen Brille sagte gar nichts, sondern sah nur in finsterner Entschlossenheit vor sich hin; er erwartete weder von seiner Frau noch überhaupt vom Leben irgend etwas Gutes.

Die Verlesung des Aktenstückes begann:

„Am 15. Februar 18.. habe ich Endesunterzeichneter im Auftrage der medizinischen Abteilung sub Nr. 638,“ begann der Sekretär kurz entschlossen mit erhöhter Stimme, als wolle er den Schlaf bannen, der sich allen auf die Augen legte — „im Beisein des Gehilfen des Medizinalinspektors eine Untersuchung der Eingeweide angestellt, und zwar erhielt ich zur Untersuchung:

1. die rechte Lunge und das Herz (in einem sechspfündigen Glase);
2. den Mageninhalt (in einem sechspfündigen Glase);
3. den Magen selbst (in einem sechspfündigen Glase);
4. die Leber, die Milz und die Nieren (in einem dreipfündigen Glase);
5. die Eingeweide (in einem sechspfündigen Tongefäße).“

Der Vorsitzende hatte sich bei Beginn der Verlesung zunächst zu dem einen und dann zu dem andern der Richter hinübergeneigt und ihnen irgend etwas zugeflüstert. Nachdem er von beiden zustimmende Antworten erhalten, unterbrach er an dieser Stelle den Sekretär.

„Das Gericht hält die Verlesung dieses Aktenstückes für überflüssig,“ sagte er.

Der Sekretär schwieg und legte die Schriftstücke zusammen; der Staatsanwaltsgehilfe machte sich mit ärgerlicher Miene eine Notiz.

„Die Herren Geschworenen können nun die

Beweisstücke in Augenschein nehmen," sagte der Vorsitzende.

Der Obmann und einige Geschworene erhoben sich und traten, offenbar in Verlegenheit, wohin sie die Hände stecken sollten, auf den Tisch zu, wo sie der Reihe nach den Ring, das Gläschen und den Filter in Augenschein nahmen. Der Kaufmann steckte sogar zur Probe den Ring auf seinen Finger.

„Ist das ein Finger gewesen!“ sagte er, nachdem er den Ring wieder auf den Tisch zurückgelegt hatte. „Wie eine richtige Gurke,“ fügte er hinzu — es machte ihm offenbar Vergnügen, sich den vergifteten Kaufmann als einen rechten Hünen vorzustellen.

21.

Nachdem die Besichtigung der Beweisstücke beendet war, erklärte der Vorsitzende die gerichtliche Untersuchung für abgeschlossen und erteilte, ohne eine Pause eintreten zu lassen, das Wort dem öffentlichen Ankläger. Er wollte auf diese Weise die Verhandlung abkürzen und gab sich der stillen Hoffnung hin, daß auch jener in seiner Sehnsucht nach dem Mittagessen und einer Zigarette Erbarmen mit ihnen haben würde. Der Staatsanwaltsgehilfe aber hatte so wenig mit ihnen wie mit sich selbst Erbarmen. Der Staatsanwaltsgehilfe war von Hause aus ein dummer Mensch; er hatte überdies das Unglück gehabt, das Gymnasium mit der goldenen Medaille zu absolvieren und auf der Universität einen

Preis für eine Abhandlung aus dem römischen Recht, „über die Servitute“, zu erhalten, und er besaß daher ein hohes Maß von Selbstzufriedenheit und Eigendünkel, Eigenschaften, die durch seine Erfolge bei den Frauen noch gesteigert wurden. Seine Dummheit hatte, mit einem Wort, einen recht bedenklichen Grad erreicht. Als er jetzt das Wort erhielt, erhob er sich langsam, wobei er die ganze Grazie seiner Figur zur Geltung zu bringen wußte, legte beide Arme auf sein Pult, neigte leicht den Kopf und ließ seine Augen über den Saal schweifen, wobei jedoch sein Blick die Angeklagten mied.

„Die Sache, die Ihnen, meine Herren Geschworenen, hier zur Begutachtung unterliegt,“ begann er seine Rede, die er bereits vor der Verlesung der Protokolle und Akten sich zurechtgelegt hatte — „ist, wenn ich so sagen darf, ein charakteristisches Verbrechen.“

Die Anklagerede eines Staatsanwalts sollte nach seiner Meinung eine soziale Bedeutung haben, ganz so wie die berühmten Reden gewisser Advokaten von Rang und Ansehen. Allerdings befanden sich im Zuschauerraum nur drei Frauen — eine Schneiderin, eine Köchin und die Schwester des Angeklagten Simon, und außerdem nur noch ein Droschkenkutscher, aber das hatte nichts weiter zu sagen. Auch jene Berühmtheiten hatten so angefangen. Sein Grundsatz war, immer auf der Höhe der Situation zu bleiben, das heißt, die psychologische und soziale Bedeutung des zu beurteilenden Verbrechens zu ergründen und die Schäden der Gesellschaft bloßzulegen.

„Sie haben, meine Herren Geschworenen, hier ein Verbrechen vor sich, das, wenn man sich so ausdrücken darf, charakteristisch ist für den Geist der Jahrhundertwende — das, möchte ich sagen, alle spezifischen Züge jener traurigen Zersetzung an sich trägt, die sich in unseren Tagen innerhalb derjenigen Elemente der Gesellschaft vollzieht, die durch diesen Prozeß in ganz besonders grelle Beleuchtung gerückt werden . . .“

Der Staatsanwaltsgehilfe sprach sehr lange, wobei er sich bemühte, einerseits alle die klugen Einfälle anzubringen, die ihm während der Verhandlung gekommen waren, andererseits — und darauf kam es ihm ganz besonders an — nicht einen Augenblick stecken zu bleiben, sondern durch volle fünf Viertelstunden in stetig fließender Rede ohne Unterlaß zu sprechen. Nur einmal hielt er inne und mußte eine ganze Weile Speichel schlucken, doch kam er bald wieder ins richtige Fahrwasser und machte die Verzögerung durch verstärkte Schönrednerei wett. Er sprach bald mit sanfter, einschmeichelnder Stimme, wobei er abwechselnd auf das eine und andere Bein trat und die Geschworenen ansah, bald in leisem, geschäftsmäßigem Ton, den Blick auf seine Notizen geheftet, bald mit der Wucht und dem Ernst des Anklägers, wobei er sich teils an die Zuhörer, teils an die Geschworenen wandte. Nur die Angeklagten, deren Augen sich an ihm förmlich festgesogen hatten, blickte er nicht ein einziges Mal an. In seiner Rede kam alles vor, was zu jener Zeit in seinen Kreisen als das Modernste galt, und was auch heute noch als das

letzte Wort wissenschaftlicher Weisheit gilt. Er sprach von Vererbung, von angeborenem Verbrechertum, von Lombroso und Tarde, von der Evolution und vom Kampf ums Dasein, von Hypnotismus und Suggestion, von Charcot und dem Dekadententum.

Der Kaufmann Smjelkow war nach der Darstellung des Staatsanwaltsgehilfen der Typus des kraftvollen, urwüchsigen Russen mit seiner breit angelegten Natur, der infolge seiner Vertrauensseligkeit und seiner Großmut als Opfer der durch und durch verderbten Personen gefallen war, in deren Gewalt er geraten. Simon Kartinkin war das atavistische Produkt der Leibeigenschaft, ein verschüchterter Mensch ohne Bildung, ohne Grundsätze, ja selbst ohne Religion. Die Botschkowa war seine Geliebte und das Opfer der Vererbung, sie bot alle Merkmale eines degenerierten Individuums dar. Die Haupttriebfeder des Verbrechens aber war die Maslowa, die einen dekadenten Typus niedrigster Sorte bildete. „Diese Person,“ sagte der Staatsanwaltsgehilfe, ohne sie anzusehen, „hat eine gute Ausbildung erhalten, wie wir hier vor Gericht aus den Mitteilungen ihrer Wirtin entnehmen konnten. Sie kann nicht nur lesen und schreiben, sie hat auch Französisch gelernt; von Haus aus eine Waise, hat sie vermutlich den Keim des Verbrechertums schon von Geburt an in sich getragen; sie ist in einer intelligenten adligen Familie aufgewachsen und hätte sich mit ehrlicher Arbeit durchs Leben bringen können; aber sie verläßt ihre Wohltäter, sie gibt sich ihren Leidenschaften hin und steigt, um sie

zu befriedigen, in ein Milieu hinab, in dem sie dank ihrer Bildung ihre Gefährtinnen überragt und, wie Sie, meine Herren Geschworenen, hier von ihrer Wirtin gehört haben, auf ihre Umgebung jenen geheimnisvollen suggestiven Einfluß ausgeübt hat, mit dessen Wesen sich die Wissenschaft, namentlich die Charcotsche Schule, in letzter Zeit so eifrig beschäftigt hat. Dank diesem Einfluß gelingt es ihr, den gutherzigen, vertrauensseligen russischen Recken, den „reichen Kaufherrn Sadko“ *), unter ihre Gewalt zu bekommen, und sie mißbraucht sein Vertrauen, um ihn zuerst zu bestehlen und dann erbarmungslos umzubringen.“

„Na, das muß man ihm lassen: er nimmt den Mund gehörig voll,“ sagte der Vorsitzende leise, mit spöttischem Lächeln, zu dem strengen Richter.

„Ein schrecklicher Tölpel,“ sagte der strenge Richter.

„Meine Herren Geschworenen,“ fuhr der Staatsanwaltsgehilfe inzwischen mit einer graziösen Bewegung seiner schlanken Taille fort — „Sie halten das Schicksal dieser Menschen hier in Ihrer Hand — aber Sie halten in gewissem Sinne auch das Schicksal der Gesellschaft in der Hand, auf das Sie durch Ihr Urteil Einfluß üben. Wohlan denn, suchen Sie die Bedeutung dieses Verbrechens richtig zu erfassen, suchen Sie die Gefahr zu würdigen, die der Gesellschaft von seiten solcher pathologischen, möchte ich sagen, Individuen wie die Maslowa erwächst, und schützen Sie sie gegen die An-

*) Eine Gestalt der russischen Sage.

steckung, schützen Sie die unschuldigen, gesunden Elemente dieser Gesellschaft vor der Verseuchung, die oft genug zum Verderben führt.“

Und als sei er selbst von der Wichtigkeit des zu fällenden Urteils überwältigt, sank er, offenbar im höchsten Maße entzückt von seiner Rede, auf seinen Stuhl.

Der Sinn seiner Rede war, abgesehen von allen Schönheitsfloskeln, einfach der, daß die Maslowa den Kaufmann hypnotisiert und sich in sein Vertrauen eingeschlichen habe, daß sie, mit dem Schlüssel in dem Hotelzimmer angelangt, alles Geld für sich allein haben wollen, daß sie jedoch von Simon und der Euphemia in ihrem Vorhaben gestört worden sei und mit den beiden den Raub haben teilen müssen. Dann habe sie nachträglich, um die Spuren ihres Verbrechens zu verwischen, sich nochmals mit dem Kaufmann nach dem Gasthofe begeben und ihn dort vergiftet.

Nach der Rede des Staatsanwaltsgehilfen erhob sich auf der Bank der Advokaten ein Mann in den mittleren Jahren, im Frack, mit dem breiten weißen Halbrund des gestärkten Hemdeinsatzes vor der Brust, und hielt, frisch drauflos sprechend, eine kecke Rede zugunsten Kartinkins und der Botschkowa. Es war der Rechtsanwalt, den sie beide sich gegen Zahlung eines Honorars von dreihundert Rubeln genommen hatten. Er führte den Nachweis ihrer gänzlichen Unschuld und schob alle Schuld der Maslowa zu.

Er bestritt die Richtigkeit ihrer Aussage, daß die Botschkowa und Kartinkin mit dabei gewesen

seien, als sie das Geld nahm, und suchte darzutun, daß die Aussage einer Person, die der Giftmischerei überführt war, nicht von Belang sein könne. Die Summe von 2500 Rubeln, sagte der Advokat, könne sehr wohl aus den Ersparnissen der beiden fleißigen und ehrlichen Leute angesammelt sein, die an manchem Tage bis zu drei und fünf Rubeln Trinkgeld von den Hotelgästen bekommen hätten. Das Geld des Kaufmanns dagegen habe die Maslowa genommen und irgend jemandem in Verwahrung gegeben, oder vielleicht gar verloren, da sie an jenem Tage sich nicht in normalem Zustande befunden habe. Die Vergiftung komme jedenfalls ganz allein auf die Rechnung der Maslowa.

Er bat daher die Geschworenen, Kartinkin und die Botschkowa auch betreffs der Entwendung des Geldes für unschuldig zu erklären; sollten sie aber in dieser Beziehung dennoch eine Schuld annehmen, dann sei jedenfalls jeglicher Vorsatz als ausgeschlossen zu erachten; von einer Mitschuld an der Vergiftung aber könne keinesfalls die Rede sein.

Zum Schluß gestattete sich der Advokat noch eine kleine Bosheit gegenüber dem Staatsanwaltsgehilfen: die glänzenden Ausführungen, sagte er, die der Herr Staatsanwaltsgehilfe betreffs der Vererbung gemacht, seien zwar geeignet, die wissenschaftliche Seite dieses Problems in erfreulicher Weise aufzuhellen, doch seien sie im vorliegenden Falle betreffs der Botschkowa nicht am Platze, da die Botschkowa unbekannter Herkunft und über ihre Eltern kaum etwas in Erfahrung zu bringen sei.

Der Staatsanwaltsgehilfe machte eine grimmige

Miene, notierte sich etwas auf dem vor ihm liegenden Blatte und zuckte mit verächtlichem Erstaunen die Achseln.

Hierauf erhob sich der Verteidiger der Maslowa und brachte schüchtern und stotternd seine Verteidigungsrede vor. Er konnte nicht leugnen, daß die Maslowa bei der Entwendung des Geldes beteiligt war, und hielt nur daran fest, daß sie nicht beabsichtigt habe, Smjelkow zu vergiften, sondern das Pulver ihm lediglich als Schlafmittel eingegeben habe. Er versuchte es dann mit einer schönrednerischen Wendung und führte aus, daß die Maslowa doch eigentlich von einem Manne zum Laster verführt worden sei, der straflos ausgegangen sei, während sie die ganze Schwere der Folgen ihres Fehltritts habe tragen müssen. Aber diese Exkursion in das Gebiet der Psychologie mißlang ihm vollständig, so daß alle, die ihn hörten, die Situation peinlich empfanden. Als er irgend etwas von der Grausamkeit der Männer und der Hilflosigkeit der Frauen zu stammeln begann, bat ihn der Vorsitzende, der ihm ein bißchen aus der Patsche helfen wollte, sich doch lediglich an die Sache zu halten.

Nach diesem zweiten Verteidiger erhob sich der Staatsanwaltsgehilfe zu einer Replik — er rechtfertigte seine Auffassung von der Vererbung gegenüber dem ersten Verteidiger damit, daß er sagte: wenn die Botschkowa auch die Tochter unbekannter Eltern sei, so wäre damit die Richtigkeit der Vererbungstheorie doch in keiner Weise in Frage gestellt, da das Gesetz der Vererbung durch die Wissenschaft so fest begründet sei, daß wir nicht

nur die Verbrechen auf die Vererbung zurückführen, sondern auch die Vererbung aus den Verbrechen herleiten können. Was die Annahme der Verteidigung anlange, die Maslowa sei vermutlich — er hob das Wort „vermutlich“ in ganz besonders giftiger Weise hervor — von einem Manne verführt worden, so schienen alle Anzeichen vielmehr darauf hinzuweisen, daß sie alle die zahlreichen Opfer, die durch ihre Hände gegangen, verführt habe. Nachdem er dies gesagt, setzte er sich mit triumphierender Miene auf seinen Platz.

Zum Schluß erhielten nun auch die Angeklagten noch zu ihrer Verteidigung das Wort.

Die Botschkowa wiederholte, daß sie von nichts gewußt und an nichts teilgenommen habe, und bezeichnete immer wieder die Maslowa als die einzige Schuldige. Simon Kartinkin wiederholte nur mehrmals die Worte:

„Wie Sie wollen, meine Herren, aber ich kann nur sagen, daß ich unschuldig bin, daß ich nichts begangen habe.“

Die Maslowa sagte gar nichts. Als der Vorsitzende sie aufforderte, zu sagen, was sie noch zu ihrer Verteidigung vorzubringen habe, hob sie nur rasch ihren Blick zu ihm auf, ließ dann wie ein gehetztes Wild die Augen in die Runde schweifen, senkte sie sogleich wieder und begann laut schluchzend zu weinen.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte der Kaufmann, der neben Nechljudow saß, als er plötzlich einen seltsamen Laut vernahm, der sich der Brust Nech-

Ijudows entrang. Dieser Laut war ein unterdrücktes Schluchzen.

Nechljudow begriff noch immer nicht die ganze Bedeutung seiner augenblicklichen Lage und führte das mühsam unterdrückte Schluchzen sowie die Tränen, die ihm in die Augen traten, auf die Schwäche seiner Nerven zurück. Er setzte das Pince-nez auf, um diese Tränen zu verbergen, holte dann sein Taschentuch hervor und begann sich zu schneuzen. Die Furcht vor der Schande, die auf ihn fallen würde, wenn hier, im Gerichtssaal, plötzlich alle seine Schuld erführen, betäubte die in ihm sich vollziehende innere Arbeit. Diese Furcht war im Augenblick in ihm stärker als alles andere.

22.

Nachdem die Angeklagten zum Wort gelassen waren und die Parteien sich über die Form der Fragestellung ausgesprochen hatten, was immerhin noch einige Zeit in Anspruch nahm, wurden die Fragen endgültig formuliert, und der Vorsitzende begann sein Resümee.

Bevor er auf die Darstellung des Tatbestandes einging, setzte er den Geschworenen in freundschaftlich-vertraulichem Tone sehr ausführlich auseinander, daß Raub — Raub und Diebstahl — Diebstahl sei, daß eine Entwendung aus verschlossenem Raume eben eine Entwendung aus verschlossenem Raume, und eine Entwendung aus nicht verschlossenem Raume eine Entwendung aus nicht verschlos-

senem Raume sei. Und während er dies erklärte, ließ er seinen Blick ganz besonders häufig auf Nechljudow ruhen, als wüßte er lebhaft, gerade ihm diesen wichtigen Umstand begreiflich zu machen, in der Hoffnung, daß er, sobald er ihn erst selbst begriffen hätte, ihn auch seinen Kollegen klar machen werde. Dann, als er annahm, daß die Geschworenen von diesen Wahrheiten bereits gehörig durchdrungen seien, begann er, ihnen eine andere Wahrheit zu enthüllen, daß man nämlich als Totschlag eine Handlung bezeichne, die den Tod eines Menschen zur Folge habe — daß mithin auch Vergiftung sich als Totschlag darstelle. Als auch diese Wahrheit nach seiner Meinung von den Geschworenen richtig kapiert war, setzte er ihnen auseinander, daß, wenn Diebstahl und Totschlag verübt worden seien, das verübte Verbrechen sich in solchem Falle eben aus Diebstahl und Totschlag zusammensetze.

Obgleich er nun selbst so rasch wie möglich von der Sache loszukommen suchte, da die Schweizerin ihn jedenfalls schon erwartete, war er doch an sein Metier so sehr gewöhnt, daß, als er erst zu reden begonnen hatte, er gar keinen Halt mehr finden konnte und den Geschworenen bis ins einzelste darlegte, daß, falls sie die Angeklagten schuldig fänden, sie das Recht hätten, sie schuldig zu finden, und wenn sie sie unschuldig fänden, sie ebensogut das Recht hätten, sie unschuldig zu finden; sollten sie aber sie in dem einen Punkte schuldig, im andern jedoch unschuldig finden, dann wäre es ihnen unbenommen, sie das eine Mal schuldig, das andere Mal unschuldig zu finden. Dann setzte er

ihnen noch auseinander, daß, obschon das Gesetz ihnen dieses Recht zustehe, sie doch wohl! daran täten, von diesem Rechte in vernünftiger Weise Gebrauch zu machen. Er wollte ihnen auch noch klar machen, daß, wenn sie eine der gestellten Fragen in bejahendem Sinne beantworteten, sie durch eine solche Antwort alles das bejahten, wonach gefragt würde, und wenn sie nicht alles bejahen wollten, wonach gefragt würde, sie das verneinen müßten, was sie nicht bejahen wollten. Doch da warf er einen Blick auf seine Taschenuhr und sah, daß nur noch fünf Minuten an drei Uhr fehlten, und so beschloß er denn, nunmehr auf die Darlegung des Tatbestandes überzugehen.

„Die Sachlage stellt sich im vorliegenden Falle folgendermaßen dar,“ begann er und wiederholte nochmals alles das, was bereits die Verteidiger, der Staatsanwaltsgehilfe und die Zeugen zu wiederholten Malen ausgesprochen hatten.

Der Vorsitzende sprach und sprach, und die Richter zu beiden Seiten hörten mit tiefsinniger Miene zu, sahen dabei jedoch von Zeit zu Zeit auf die Uhr, da sie fanden, daß seine Rede zwar sehr gut, das heißt eben so war, wie sie sein mußte, aber doch ein klein wenig zu lang wurde. Derselben Meinung waren auch der Staatsanwaltsgehilfe, wie überhaupt alle beteiligten Juristen und schließlich auch alle andern Personen, die sich im Saale befanden. Endlich war der Vorsitzende mit seinem Resümee zu Ende.

Man hätte nun meinen sollen, daß jetzt alles, was zu sagen war, auch wirklich gesagt war. Aber

der Vorsitzende wollte noch immer nicht auf sein Recht zu reden verzichten — so angenehm klangen ihm die eindringlichen Intonationen seiner Stimme in den Ohren — und er befand es für notwendig, noch ein paar Worte über die Wichtigkeit des Rechtes zu sagen, das den Geschworenen verliehen sei, über die Pflicht, dieses Recht mit Aufmerksamkeit und Vorsicht auszuüben und es nicht zu mißbrauchen, über den Eid, den sie vor der Verhandlung abgelegt hätten, über ihre Rolle als Repräsentanten des öffentlichen Gewissens, über die Heiligkeit des Geheimnisses, das über dem Beratungszimmer schweben müsse, usw., usw.

Von dem Augenblick an, da der Vorsitzende seine Rede begonnen, hatte die Maslowa kein Auge von ihm verwandt, als fürchte sie, daß eins seiner Worte ihr verloren gehen könnte. Nechljudow brauchte daher nicht zu fürchten, ihren Augen zu begegnen, und so schaute er sie unablässig an. Und in seiner Seele ging nun die bekannte Erscheinung vor sich, daß das seit langem nicht gesehene Antlitz eines geliebten Menschen, das im Anfang durch die in der Zeit der Trennung stattgefundenen Veränderungen frappierte, allmählich wieder ganz genau so wird, wie es vor Jahren gewesen — alle stattgefundenen Veränderungen verschwinden, und vor dem geistigen Auge erscheint nur der wesentliche Ausdruck der ausschließlichen, nicht zum zweitenmal vorhandenen geistigen Persönlichkeit. Eben dies vollzog sich nun auch bei Nechljudow.

Ja, trotz des Arrestantenrocks, trotz des fett gewordenen Körpers und der üppigen Büste, trotz

der stärker hervortretenden unteren Gesichtspartie, der Runzeln auf der Stirn und an den Schläfen und der angeschwollenen Augen war das doch zweifellos dieselbe Katjuscha, die an jenem heiligen Feste der Auferstehung Christi mit ihren treuen, vor Freude und Lebensfülle lachenden Augen zu ihm, dem geliebten Menschen, so unschuldig emporgeschaut hatte.

„Welch ein sonderbarer Zufall! Daß dieser Prozeß gerade in meine Session fallen mußte — daß ich, nachdem ich ihr zehn Jahre lang nirgends begegnet bin, sie hier, auf der Anklagebank, wiederzusehen bekomme! Wie wird das alles noch enden? Wenn's doch nur schnell, ganz schnell vorüberginge!“

Er wollte noch immer nicht jenem Gefühl der Reue nachgeben, das sich in seiner Seele zu regen begann. Ihm erschien das alles als ein Zufall, der vorübergehen werde, ohne sein Leben weiter zu stören. Er fühlte sich in der Lage jenes Hündchens, das sich im Zimmer schlecht aufgeführt hat, und das sein Herr am Wickel nimmt und mit der Nase in seinen eigenen Unrat stößt. Das Hündchen winselt und sträubt sich, strebt so weit wie möglich fort von den Spuren seines schlechten Betragens und sucht es zu vergessen, aber sein Herr ist unerbittlich und läßt es nicht los. So fühlte auch Nechljudow bereits die ganze Abscheulichkeit dessen, was er getan, und fühlte auch die starke Hand des Herrn, doch begriff er noch immer nicht die ganze Bedeutung dessen, was er getan, und erkannte auch seinen Herrn noch nicht. Er wollte

es noch immer nicht glauben, daß das, was da vor seinen Augen geschah, sein Werk war. Aber die unbittliche, unsichtbare Hand hielt ihn fest, und er fühlte bereits voraus, daß er sich ihr nicht entwinden würde. Er gefiel sich noch immer in seiner zwanglosen, selbstbewußten Haltung, saß mit übergeschlagenen Beinen auf seinem Stuhle, dem zweiten in der ersten Reihe, und spielte nachlässig mit seinem Pincenez. Inzwischen fühlte er jedoch bereits in der Tiefe seiner Seele die ganze Grausamkeit, Niedertracht und Erbärmlichkeit nicht nur dieser seiner Tat, sondern seines ganzen müßigen, lasterhaften, grausamen und zügellosen Lebens; und jener schreckliche Vorhang, der wie durch ein Wunder während dieser ganzen Zeit, während all der zehn Jahre sowohl dieses von ihm begangene Verbrechen als auch sein ganzes folgendes Leben verborgen hatte, begann schon zu schwanken, und er konnte schon zuweilen einen Blick dahinter werfen.

23.

Der Vorsitzende hatte endlich seine Rede geschlossen. Mit einer graziösen Bewegung nahm er die Frageliste auf und übergab sie dem Obmann, der an ihn herangetreten war. Die Geschworenen erhoben sich, sehr vergnügt darüber, daß sie nun aufstehen konnten, und begaben sich, noch immer ratlos darüber, was sie mit ihren Händen anfangen sollten, einer nach dem andern in das Beratungszimmer. Kaum hatte die Tür sich hinter ihnen ge-

schlossen, als ein Gendarm sich nach dieser Tür begab, den Säbel aus der Scheide zog und mit der blanken Waffe vor die Tür trat. Die Richter erhoben sich und verließen den Saal. Auch die Angeklagten wurden hinausgeführt.

Als die Geschworenen das Beratungszimmer betreten hatten, holten sie zuallererst ihre Zigaretten heraus und begannen zu rauchen. Die Unnatürlichkeit und Gezwungenheit ihrer Lage, die sie während des Aufenthalts in dem Sitzungssaale alle mehr oder weniger stark empfunden hatten, war verschwunden, sowie sie nur das Beratungszimmer betreten und ihre Zigaretten angezündet hatten. Mit einem Gefühl der Erleichterung nahmen sie dort Platz, und sogleich begann eine lebhafte Unterhaltung.

„Die Kleine ist unschuldig, sie ist mit hineingezogen worden,“ sagte der gutmütige Kaufmann — „sie verdient entschieden mildernde Umstände.“

„Darüber wollen wir eben jetzt beraten,“ versetzte der Obmann. „Wir dürfen nicht so ohne weiteres unseren persönlichen Eindrücken nachgeben.“

„Das Resümee des Vorsitzenden war recht geschickt gehalten,“ bemerkte der Oberst.

„Geschickt nennen Sie das? Ich danke — ich bin beinahe eingeschlafen.“

„Das Hauptgewicht ist darauf zu legen, daß die Hotelbediensteten nichts von dem Gelde wissen konnten, wenn die Maslowa nicht mit ihnen unter einer Decke steckte,“ sagte der Kommis mit dem jüdischen Aussehen.

„Sie meinen also, daß sie das Geld gestohlen hat?“ fragte einer der Geschworenen.

„Ich kann's nicht glauben, um keinen Preis!“ schrie der gutmütige Kaufmann. „Die ganze Sache ist von dieser rotäugigen Hexe eingerührt.“

„Die taugen alle miteinander nicht viel,“ sagte der Oberst.

„Aber sie behauptet doch, gar nicht in dem Zimmer gewesen zu sein!“

„Ja, glauben Sie ihr das nur! Ich würde dieser abscheulichen Person um nichts in der Welt glauben.“

„Das will noch nicht viel heißen, daß Sie ihr nicht glauben würden,“ sagte der Kommissar.

„Den Schlüssel hat doch die andere gehabt!“

„Nun, was will das sagen?“ warf der Kaufmann ein.

„Und der Ring?“

„Sie hat doch erzählt, wie sie zu dem gekommen ist,“ schrie der Kaufmann wieder. „Der Smjelkow war eben ein Hitzkopf und hatte oben drein getrunken. Er schlug sie — na, und dann tat's ihm leid, man kennt das ja. ‚Da hast du,‘ sagte er, ‚weine nicht!‘ Er war eben ein Gewaltmensch: zwölf Zoll groß, heißt es ja, und sicher an die acht Pud schwer!“

„Das ist hier Nebensache,“ unterbrach ihn Peter Gerassimowitsch. „Es fragt sich, ob sie die ganze Sache angestiftet hat, oder die Dienstboten.“

„Die Dienstboten können es unmöglich allein getan haben. Den Schlüssel hat sie gehabt.“

Eine ganze Weile ging die Unterhaltung so ohne Zusammenhang weiter.

„Aber erlauben Sie, meine Herren,“ sagte der Obmann — „nehmen wir erst einmal am Tische Platz und erwägen wir dann alles Punkt für Punkt. Bittel“ sagte er, auf dem Präsidentensitze Platz nehmend.

„Diese Dirnen sind ein ganz abscheuliches Gesindel,“ sagte der Kommissar, und um seine Meinung, daß die Masłowa die Hauptschuldige sei, zu beweisen, erzählte er, wie eine von dieser Sorte auf dem Boulevard seinem Freunde die Uhr gestohlen habe.

Der Oberst benutzte die Gelegenheit, um einen noch eklatanteren Fall, bei dem es sich um den Diebstahl eines silbernen Samowars handelte, zum besten zu geben.

„Ich bitte, meine Herren, halten wir uns an die Frageliste,“ sagte der Obmann, mit dem Bleistift auf den Tisch klopfend.

Alle verstummten. Die Schuldfragen waren wie folgt gefaßt:

1. Ist der Bauer Simon Petrow Kartinkin, aus dem Dorfe Borki, Bezirk Krapiwno, gebürtig, 33 Jahre alt, schuldig, am 17. Januar 18 . . in der Stadt N. den Kaufmann Smjellkow, um ihn in Gemeinschaft mit andern Personen zu berauben, vorsätzlich ums Leben gebracht zu haben, indem er ihm Gift in Kognak eingegeben, wodurch der Tod des Smjellkow erfolgte, und ihm dann 2500 Rubel an barem Gelde und einen Brillant-ring entwendet zu haben?
2. Ist die Kleinbürgerin Euphemia Iwanowna Botschkowa, 43 Jahre alt, des in der ersten Frage bezeichneten Verbrechens schuldig?

3. Ist die Kleinbürgerin Jekaterina Michajlowna Masłowa, 27 Jahre alt, des in der ersten Frage bezeichneten Verbrechens schuldig?
4. Falls die Angeklagte Euphemia Botschkowa nicht im Sinne der ersten Frage schuldig ist — ist sie dann schuldig, am 17. Januar 18 . . in der Stadt N., wo sie im Gasthof „Mauretania“ bedienstet war, heimlich aus dem verschlossenen Reisekoffer des in genanntem Gasthofs abgestiegenen Kaufmanns Smjelkow die Summe von 2500 Rubeln in Bargeld entwendet zu haben, zu welchem Zweck sie den Koffer an Ort und Stelle mittels eines beigebrachten falschen Schlüssels aufschloß?“

Der Obmann verlas die erste Frage.

„Nun, meine Herren, wie denken Sie darüber?“

Auf diese erste Frage erfolgte die Antwort sehr rasch. Alle kamen überein, zu antworten: „Ja, er ist schuldig,“ womit Kartinkin sowohl bezüglich der Vergiftung wie auch des Raubes zum Mittäter erklärt war. Nur ein alter Speisewirt, der grundsätzlich in allen Fällen für Freisprechung war, konnte auch Kartinkin bezüglich der ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht schuldig finden.

Der Obmann glaubte, er habe nicht begriffen, um was es sich handle, und setzte ihm auseinander, daß nach allen Anzeichen Kartinkin und die Botschkowa zweifellos schuldig seien. Der Speisewirt antwortete jedoch, daß er den Sachverhalt sehr wohl begreife, daß er es jedoch richtiger finde, Mitleid walten zu lassen. „Auch wir sind keine Heiligen,“

sagte er und war von seiner Auffassung nicht abzubringen.

Die zweite Frage, die sich auf die Botschkowa bezog, wurde nach längerer Debatte mit „nichtsuldig“ beantwortet, da keine überführenden Beweise ihrer Teilnahme an der Vergiftung vorlägen, worauf ihr Advokat ganz besonderes Gewicht gelegt hatte.

Der Kaufmann, der um jeden Preis die Freisprechung der Masłowa herbeiführen wollte, betonte immer wieder, daß die Botschkowa alles eingefädelt habe. Verschiedene der Geschworenen stimmten ihm bei; der Obmann jedoch, der streng gesetzlich vorgehen wollte, sagte, es liege kein Grund vor, sie zunächst einmal bezüglich der Vergiftung für mitsuldig zu halten. Nach langem Hinundher siegte denn auch die Auffassung des Obmanns.

Auf die vierte Frage bezüglich der Botschkowa erfolgte ein „schuldig“ als Antwort, doch wurde auf Betreiben des Wirts hinzugefügt: „unter Zuebilligung mildernder Umstände.“

Die dritte Frage, die sich auf die Masłowa bezog, rief einen erbitterten Streit hervor. Der Obmann bestand darauf, daß sie der Vergiftung wie des Raubes schuldig sei; der Kaufmann war anderer Meinung, und der Oberst, der Kommiss und der Speisewirt traten auf seine Seite; die übrigen waren schwankend, doch schien die Ansicht des Obmanns größeren Beifall zu finden, hauptsächlich darum, weil alle Geschworenen ermüdet waren und sich lieber der Auffassung anschlossen, die rascher alle unter einen

Hut zu bringen und der Sache ein Ende zu machen versprach.

Nach alledem, was während der Gerichtssitzung vor sich gegangen war, und nach seiner Kenntnis vom Charakter der Masłowa war Nechljudow überzeugt, daß sie weder des Raubes noch der Vergiftung schuldig sei, und er vertraute anfangs ganz fest darauf, daß alle dies einsehen würden; doch mußte er bald erkennen, daß infolge der ungeschickten Art, wie der Kaufmann die Masłowa verteidigte, und infolge der Opposition, die der Obmann jenem machte, hauptsächlich jedoch infolge der allgemeinen Ermüdung die Wagschale sich mehr und mehr zuungunsten der Angeklagten neigte. Für den Kaufmann war wohl der Hauptgrund der, daß die Masłowa ihm persönlich gefiel — und gerade deshalb hielt der Obmann es für notwendig, der Auffassung des Kaufmanns entgegenzutreten. Schon wollte auch Nechljudow seine Meinung zum Ausdruck bringen, doch fürchtete er sich, zugunsten der Masłowa zu sprechen — er glaubte, daß man sogleich seine Beziehungen zu ihr erraten würde. Andererseits fühlte er, daß er die Dinge nicht sich selbst überlassen dürfe, sondern unbedingt etwas sagen müsse. Er wurde abwechselnd rot und blaß und wollte eben das Wort nehmen, als plötzlich Peter Gerassimowitsch, der bisher geschwiegen hatte, offenbar durch den autoritären Ton des Obmanns gereizt, diesem entgegtrat und genau dasselbe sagte, was Nechljudow gerade selbst hatte sagen wollen.

„Erlauben Sie,“ sprach er, „Sie sagen, daß sie gestohlen habe, weil sie den Schlüssel gehabt hat —

konnten denn aber die Hotelbediensteten nicht, nachdem sie fortgegangen, den Koffer mittels eines nachgemachten Schlüssels öffnen?“

„Ganz recht,“ pflichtete der Kaufmann ihm bei.

„Wie kann sie denn das Geld genommen haben, wenn sie in ihrer Lage doch nicht einmal imstande war, es irgendwo zu verstecken?“

„Das ist's ja, was auch ich sage!“ sagte der Kaufmann zur Bekräftigung.

„Meine Meinung ist, daß ihr wiederholter Besuch den Hotelbediensteten den Gedanken des Verbrechens eingab, daß diese die Gelegenheit benutzten und hinterher alle Schuld auf die Masłowa schoben.“

Peter Gerassimowitsch hatte erregt gesprochen, und seine Erregung teilte sich auch dem Obmann mit, der infolgedessen seine entgegengesetzte Meinung besonders hartnäckig zu verfechten begann; doch Peter Gerassimowitsch sprach so überzeugend, daß die Mehrzahl der Geschworenen ihm zustimmte und sich dahin aussprach, daß die Masłowa weder das Geld noch den Ring geraubt habe, daß vielmehr der letztere ihr geschenkt worden sei. Als dann die Rede auf ihre Teilnahme an der Vergiftung kam, meinte ihr leidenschaftlicher Parteigänger, der Kaufmann, sie müsse unbedingt für unschuldig erklärt werden, da sie doch keinen Grund gehabt habe, den Kaufmann zu vergiften. Der Obmann hielt dem seinerseits entgegen, daß man sie doch nicht für unschuldig erklären könne, da sie ja selbst gestanden habe, dem Kaufmann das Pulver eingegeben zu haben.

„Sie gab es ihm, gewiß — aber sie dachte, es sei Opium,“ sagte der Kaufmann.

„Auch durch Opium konnte sie seinen Tod herbeiführen,“ versetzte der Oberst, der gern seine Meinung in abweichendem Sinne äußerte und abzuschweifen liebte. Und er benutzte gleich die Gelegenheit, um zu erzählen, wie die Frau seines Schwagers mittels Opiums sich zu vergiften versucht habe und gestorben wäre, wenn nicht ein Arzt in der Nähe geweiht und rechtzeitig Gegenmaßregeln ergriffen hätte. Der Oberst erzählte so eindringlich, so voll Selbstvertrauen und Würde, daß niemand ihn zu unterbrechen wagte. Nur der Kommissar, den das Beispiel des Obersten angesteckt hatte, entschloß sich, ihm ins Wort zu fallen, um seinerseits eine Geschichte zu erzählen.

„Es gibt Leute,“ begann er, „die sich so an dieses Gift gewöhnen, daß sie vierzig Tropfen davon einnehmen können. Ich habe einen Verwandten . . .“

Doch der Oberst litt nicht, daß man ihn so ohne weiteres unterbrach, und erzählte weiter, welche Folgen das Opium bei der Frau seines Schwagers hervorgerufen habe.

„Aber, meine Herren — die Uhr geht schon auf fünf!“ sagte einer der Geschworenen.

„Wie liegt also die Sache, meine Herren?“ wandte sich der Obmann an alle Anwesenden. „Wollen wir sie schuldig erklären unter Verneinung des Vorsatzes, ihn zu berauben, und unter Verneinung der Schuldfrage bezüglich der Entwendung irgendwelchen Eigentums? Was meinen Sie?“

Peter Gerassimowitsch, der mit seinem Siege sehr zufrieden war, stimmte seiner Fassung bei.

„Sie verdient jedoch mildernde Umstände,“ fügte der Kaufmann hinzu.

Alle stimmten zu. Nur der Speisewirt bestand darauf, daß man sagen solle: „Nein, sie ist nicht schuldig.“

„Aber die Sache kommt doch auch so darauf hinaus,“ erklärte der Obmann — „wenn ihr die Absicht des Raubes fehlte und sie kein Eigentum entwendet hat, so ist sie eben nicht schuldig.“

„Gut, dann wollen wir es so annehmen und noch hinzufügen, daß sie mildernde Umstände verdient: so wird auch der Rest noch von ihr genommen, der vielleicht noch übrig bleibt,“ versetzte der Kaufmann vergnügt.

Alle waren so ermüdet, so in ihre Streitereien verrannt, daß niemand darauf kam, der Fragebeantwortung auch noch die Worte: „ja, doch ohne den Vorsatz, ihn des Lebens zu berauben“ — hinzuzufügen.

Nechljudow war so erregt, daß auch er nicht daran dachte. In dieser Form nun wurden die Antworten nach dem Gerichtssaal gebracht.

Rabelais schreibt, daß ein Jurist, dem eine Streitsache vorgelegt wurde, nach einem Hinweis auf alle möglichen Gesetze und nach Verlesung von etwa zwanzig Seiten unsinnigen Juristenlateins den streitenden Parteien vorgeschlagen habe, sie sollten ihre Sache dem Würfelbecher anvertrauen: „gerade oder ungerade!“ Falls „gerade“ herauskommt,

habe der Kläger recht, falls „ungerade“, der Beklagte.

So lag die Sache auch hier. Daß gerade diese diese und keine andere Entscheidung erfolgte, lag nicht etwa daran, daß alle einer Meinung waren, sondern erstens daran, daß der Vorsitzende, der sein Resümee so lang ausgedehnt hatte, diesmal vergessen hatte, zu sagen, was er sonst stets sagte, daß sie nämlich bei Beantwortung der ihnen vorgelegten Fragen sagen könnten: „ja, sie ist schuldig, doch hat sie ihn nicht vorsätzlich des Lebens beraubt“; zweitens daran, daß der Oberst die Geschichte seiner Schwägerin gar zu weitläufig und langweilig vortragen hatte; drittens daran, daß Nechljudow zu erregt war, um die Auslassung des Zusatzes über die Vorsätzlichkeit der Tat zu bemerken, und daß er der Meinung war, der Zusatz: „ohne die Absicht der Beraubung“ sei schon völlig ausreichend, um die Anklage zu entkräften; viertens daran, daß Peter Gerassimowitsch bei der Beschlußfassung nicht im Zimmer war — er war gerade hinausgegangen, als der Obmann die Fragen und Antworten verlas; hauptsächlich aber daran, daß alle ermüdet waren, die Sache so rasch wie möglich vom Halse haben wollten und daher sich für diejenige Antwort entschieden, die dies am raschesten herbeiführte.

Die Geschworenen klingelten. Der Gendarm, der mit dem blanken Säbel vor der Tür stand, steckte den Säbel in die Scheide und trat zur Seite. Die Richter nahmen ihre Plätze ein, und die Geschworenen kamen einer nach dem andern herein.

Der Obmann brachte mit feierlicher Miene den Bogen mit den Fragen und Antworten herein. Er trat an den Vorsitzenden heran und reichte ihm das Schriftstück. Der Vorsitzende las es durch und wandte sich mit dem Ausdruck des Erstaunens an seine Kollegen, um ihren Rat zu hören. Dieses Erstaunen hatte darin seinen Grund, daß die Geschworenen, nachdem sie den ersten Vorbehalt: „ohne den Vorsatz des Raubes“ gemacht hatten, nicht auch den zweiten Vorbehalt: „ohne die Absicht, ihn des Lebens zu berauben“, hinzugefügt hatten. Es ergab sich aus der Entscheidung der Geschworenen, daß die Maslowa zwar weder gestohlen noch geraubt hatte, daß sie jedoch einen Menschen ohne jeden ersichtlichen Zweck vergiftet hatte.

„Sehen Sie doch mal, was für einen Unsinn sie mir da gebracht haben!“ sagte er zu dem Richter, der zu seiner Linken saß. „Das bedeutet ja Zwangsarbeit, und dabei ist sie unschuldig!“

„Wieso denn unschuldig?“ sagte der strenge Richter.

„Ganz einfach: unschuldig. Nach meiner Meinung liegt hier ein Fall vor, in dem Artikel 818 in Anwendung kommt.“

Artikel 818 besagt, daß, wenn das Gericht die Entscheidung der Geschworenen ungerecht findet, es diese aufheben kann.

„Wie denken Sie darüber?“ wandte sich der Vorsitzende an den gutmütigen Richter.

Der gutmütige Richter antwortete nicht sogleich; er sah auf die Nummer des vor ihm liegenden

Aktenstückes, addierte die einzelnen Ziffern und und rechnete nach, ob die Summe sich durch 3 ohne Rest teilen lasse. Er hatte für diesen Fall dem Vorsitzenden zustimmen, andernfalls aber gegen ihn stimmen wollen. Obgleich nun die Zahl nicht durch 3 teilbar war, stimmte er aus Gutmütigkeit doch schließlich zu.

„Auch ich bin der Meinung, daß dieser Fall hier vorliegt,“ sagte er.

„Und Sie?“ wandte sich der Vorsitzende an den grimmigen Richter.

„Auf keinen Fall!“ antwortete dieser entschieden. „Ohnedies heißt es in den Zeitungen schon immer, daß die Geschworenen die Verbrecher freisprechen; was werden sie sagen, wenn nun auch das Gericht sie freispricht? Ich bin auf jeden Fall dagegen.“

Der Vorsitzende blickte auf die Uhr.

„Es tut mir leid — aber was ist da zu machen!“ sagte er und reichte den Bogen mit den Fragen dem Obmann zur Verlesung.

Alle erhoben sich, und der Obmann las, nachdem er sich geräuspert, bald auf das eine, bald auf das andere Bein gestützt, die Fragen und Antworten vor. Alle Gerichtspersonen — der Sekretär, die Advokaten, selbst der Staatsanwaltsgehilfe, drückten ihr Erstaunen aus.

Die Angeklagten saßen teilnahmslos da, sie begriffen offenbar die Bedeutung der Antworten nicht. Alles nahm wieder Platz, und der Vorsitzende fragte den Staatsanwalt, welche Strafen er gegen die Angeklagten zu beantragen gedenke.

Der Staatsanwalt, höchst erfreut über den unerwarteten Erfolg in Sachen der Maslowa — einen Erfolg, den er ganz auf Rechnung seiner Beredsamkeit schrieb — schlug irgendein Buch nach, erhob sich dann ein wenig und sagte:

„Ich würde vorschlagen, den Simon Kartinkin auf Grund der Artikel 1452 und 1453, Absatz 4, die Euphemia Botschkowa auf Grund des Artikels 1659 und die Jekaterina Maslowa auf Grund des Artikels 1454 zu bestrafen.“

Alle beantragten Strafen waren so hoch wie nur irgend möglich bemessen.

„Der Gerichtshof zieht sich zur Beschlußfassung zurück,“ sagte der Vorsitzende, sich vom Platze erhebend.

Alle erhoben sich nach ihm und gingen mit dem angenehmen Gefühl der Erleichterung, das die Vollbringung einer guten Tat erzeugt, hinaus oder schritten im Saale auf und ab.

„Wir haben da etwas Schönes eingerührt, meine werten Herren,“ sagte Peter Gerassimowitsch, auf Nechljudow zutretend, dem der Obmann gerade irgend etwas erzählte. „Wir haben sie ja zu Zwangsarbeit verknackt!“

„Was sagen Sie?“ schrie Nechljudow auf, ohne diesmal die unangenehme Vertraulichkeit des Lehrers peinlich zu empfinden.

„Ganz gewiß,“ sagte dieser, „wir haben in unserer Antwort den Zusatz vergessen: ‚schuldig, doch unter Verneinung des Vorsatzes zu töten‘. Der Sekretär machte mich eben darauf aufmerksam —

Der Staatsanwalt will ihr fünfzehn Jahre Zwangsarbeit aufbrummen.“

„Es ist eben so entschieden worden,“ sagte der Obmann.

Peter Gerassimowitsch widersprach dem — er sagte, es sei selbstverständlich, daß, wenn sie kein Geld genommen, sie auch nicht die Absicht haben konnte, ihn des Lebens zu berauben.

„Aber ich habe doch die Antworten vorgelesen, bevor wir das Beratungszimmer verließen,“ suchte der Obmann sich zu rechtfertigen. „Niemand hat dagegen Einspruch erhoben.“

„Ich war gerade um die Zeit aus dem Zimmer gegangen,“ sagte Peter Gerassimowitsch. „Und Sie haben es wohl verpaßt?“ wandte er sich an Nechljudow.

„Ich habe gar nicht darauf geachtet,“ sagte Nechljudow.

„So, so — nicht darauf geachtet!“

„Aber das läßt sich doch noch gutmachen!“ sagte Nechljudow.

„Leider nicht — jetzt ist die Sache erledigt.“

Nechljudow wandte seinen Blick den Angeklagten zu. Sie, deren Schicksal soeben entschieden wurde, saßen immer noch mit derselben Teilnahmslosigkeit hinter ihrem Gitter vor den Soldaten. Die Maslowa lächelte über irgend etwas, und in Nechljudows Seele regte sich ein häßliches Gefühl. Vorher, als er noch annahm, daß man sie freisprechen und sie in der Stadt bleiben würde, hatte er geschwankt, wie er sich gegen sie verhalten solle — es war nicht eben leicht, dieses

Verhalten festzustellen. Die Aussicht auf Zwangsarbeit, auf Sibirien, vernichtete mit einem Schlage jede Möglichkeit, sich mit ihr irgendwie glimpflich abzufinden: der angeschossene Vogel sollte nicht aufhören, in der Jagdtasche zu zappeln und daran zu erinnern, daß er immer noch lebe.

24.

Die Vermutungen, die Peter Gerassimowitsch geäußert hatte, erwiesen sich als richtig.

Als der Vorsitzende aus dem Beratungszimmer zurückkehrte, nahm er das Schriftstück und las:

„Am 28. April 18 . . hat, laut Ukas Seiner Majestät des Kaisers, die Kriminalabteilung des Bezirksgerichts auf Grund der Entscheidung der Herren Geschworenen unter Zugrundelegung von § 3 Art. 771, § 3 Art. 766 und Art. 777 der Strafprozeßordnung erkannt: den Bauer Simon Kartinkin, 33 Jahre alt, und die Kleinbürgerin Jekaterina Maslowa, 27 Jahre alt, unter Aberkennung aller bürgerlichen Rechte zu Zwangsarbeit zu verurteilen, und zwar den Kartinkin auf acht, die Maslowa aber auf vier Jahre, beide mit den Folgen laut Artikel 25 des Strafgesetzbuches.

„Die Kleinbürgerin Euphemia Botschkowa, 43 Jahre alt, unter Aberkennung aller besonderen, ihr persönlich oder von Standes wegen zustehenden Rechte und Privilegien, für die Zeitdauer von drei Jahren ins Gefängnis einzuschließen, mit den Folgen laut Artikel 49 des Strafgesetzbuches.

„Die in dem Prozeß entstandenen Gerichtskosten sind den Verurteilten zu gleichen Teilen, im Falle der Zahlungsunfähigkeit aber der Staatskasse aufzuerlegen.

„Die Beweisstücke im vorliegenden Prozeß sind zu veräußern, der Fingerring ist zurückzugeben, die Gläser sind zu vernichten.“

Kartinkin stand ganz so wie bisher da, in straffer Haltung, die Hände mit den gespreizten Fingern an den Hosennähten, während seine Backenmuskeln unaufhörlich arbeiteten. Die Botschkowa schien vollkommen ruhig. Die Maslowa wurde, als sie das Urteil vernahm, purpurrot im Gesicht.

„Ich bin unschuldig, unschuldig!“ schrie sie plötzlich über den Saal hin. „Das ist Sünde! Ich bin unschuldig! Ich habe es nie gewollt, nie daran gedacht. Ich sage die Wahrheit, die Wahrheit!...“ Und indem sie auf die Bank niedersank, brach sie in lautes Schluchzen aus.

Als Kartinkin und die Botschkowa bereits hinausgegangen waren, saß sie immer noch auf ihrem Platze und weinte, so daß der Gendarm sie am Ärmel des Schlafrocks ziehen mußte.

„Nein, das kann unmöglich so bleiben,“ sagte sich Nechljudow, der das häßliche Gefühl, das er soeben noch gehabt, ganz vergessen hatte und ohne zu wissen, weshalb, in den Korridor eilte, um die Verurteilte noch einmal zu sehen. In der Tür drängten sich lebhaft die Geschworenen und Advokaten, die zum Saal hinausströmten und zufrieden waren, daß alles vorüber war. Nechljudow war hier, am Ausgange, ein paar Minuten zurückgehalten

worden, und als er in den Korridor kam, war die Maslowa schon ein ganzes Stück entfernt. Mit raschen Schritten, ohne darauf zu achten, daß seine Hast Aufmerksamkeit erregen mußte, holte er sie ein, lief ein Stückchen voraus und blieb dann stehen. Sie hatte bereits aufgehört zu weinen und ließ nur noch von Zeit zu Zeit ein Schluchzen hören. Vom Weinen war ihr Gesicht mit roten Flecken bedeckt — sie trocknete es mit dem Zipfel ihres Kopftuches ab und schritt, ohne aufzublicken, an Nechljudow vorüber. Er ließ sie vorbeigehen und kehrte dann rasch zurück, um noch einmal den Vorsitzenden zu sehen. Der Vorsitzende war bereits fort, und erst im Portierzimmer holte ihn Nechljudow ein.

„Herr Vorsitzender,“ sagte Nechljudow, sich ihm gerade in dem Augenblick nähernd, als er seinen hellen Paletot anzog und aus der Hand des Portiers seinen Stock mit dem silbernen Knopf entgegennahm — „dürfte ich mit Ihnen ein paar Worte über den Prozeß sprechen, der soeben entschieden wurde? Ich war als Geschworener dabei.“

„Ja, gewiß, Fürst Nechljudow! Sehr angenehm — wir sind uns schon begegnet,“ sagte der Vorsitzende, während er Nechljudow die Hand drückte und sich mit Vergnügen daran erinnerte, wie flott und lustig er an jenem Abend, als er mit Nechljudow zusammen gewesen, sich im Tanze geschwungen — weit flotter als alle die jungen Leute. „Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Es liegt da ein Mißverständnis vor, in der Antwort betreffs der Maslowa. Sie ist an der Vergiftung unschuldig, und gleichwohl hat man sie

zu Zwangsarbeit verurteilt,“ sagte Nechljudow mit düsterer Miene, doch dabei reserviert.

„Der Gerichtshof hat auf Grund der Fragebeantwortung, die Sie abgaben, Beschluß gefaßt,“ entgegnete der Vorsitzende, während er auf die Ausgangstür zuschritt — „obschon die Antworten auch nach Ansicht des Gerichtshofes nicht dem Tatbestand zu entsprechen schienen.“

Er erinnerte sich, daß er den Geschworenen hatte auseinandersetzen wollen, ihre Antwort: „ja — sie ist schuldig“ — bedeute ohne Verneinung der Vorsätzlichkeit die Annahme der vorsätzlichen Tötung, daß er jedoch, um die Verhandlung nur rasch zum Abschluß zu bringen, diese Belehrung unterlassen habe.

„Und läßt sich dieser Irrtum nicht wieder gutmachen?“

„Ein Kassationsgrund ist leicht gefunden. Man müßte sich freilich an die Advokaten wenden,“ sagte der Vorsitzende, während er seinen Hut ein wenig schief aufsetzte und weiter dem Ausgang zustrebte.

„Aber das ist ja furchtbar!“

„Jetzt bleiben der Maslowa eben nur zwei Möglichkeiten, sehen Sie,“ sagte der Vorsitzende, die beiden Hälften seines Backenbarts über den Paletotkragen legend. Er wollte offenbar Nechljudow gegenüber möglichst zuvorkommend und höflich sein und fragte, ihn leicht unterfassend: „Sie gehen doch gleichfalls, wie?“

„Ja,“ sagte Nechljudow, zog sich rasch an und ging mit ihm.

Sie traten in den hellen Sonnenschein hinaus. In dem Wagengerassel, das auf der Straße herrschte, mußten sie lauter sprechen.

„Die Situation ist, wenn ich so sagen darf, etwas verwickelt,“ fuhr der Vorsitzende fort. „Es gab für die Verurteilung der Maslowa nur zwei Möglichkeiten: entweder ging sie fast ganz frei aus, bekam vielleicht eine kleine Gefängnisstrafe, auf die ihr auch noch die Untersuchungshaft angerechnet werden konnte, möglicherweise wäre es auch nur Haft geworden — oder es gab eben Zwangsarbeit, ein Mittelweg existiert nicht. Wären die Worte: „ohne Vorsatz der Tötung“ hinzugefügt worden, dann wäre ohne weiteres ihre Freisprechung erfolgt.“

„Ich habe unverzeihlicherweise übersehen, daß diese Worte ausfielen,“ sagte Nechljudow.

„Ja, das ist der springende Punkt,“ versetzte der Vorsitzende lächelnd und sah auf die Uhr.

Es blieben nur noch drei Viertelstunden bis zum Ablauf der Zeit, die Klara ihm gegeben hatte.

„Wenn Sie wollen, können Sie sich jetzt an einen Advokaten wenden. Es muß ein Kassationsgrund gefunden werden, und der wird sich schon finden lassen. Nach der Dworjanskaja,“ sagte er zu dem Kutscher der Droschke, in die er einstieg. „Dreißig Kopeken, ich gebe nie mehr.“

„Bitte einzusteigen, Exzellenz!“

„Mein Kompliment! Wenn ich Ihnen mit etwas dienen kann — sehr gern: ich wohne auf der Dworjanskaja, in Dwornikows Hause; es ist leicht zu behalten.“

Er verneigte sich höflich und fuhr davon.

25.

Das Gespräch mit dem Vorsitzenden und die frische Luft hatten Nechljudow ein wenig beruhigt. Er sagte sich jetzt, daß er unter dem Einfluß all der ungewohnten Eindrücke, denen er an diesem Morgen ausgesetzt gewesen, die Sache ein wenig übertrieben habe.

„Aber ein seltsames, überraschendes Zusammenreffen bleibt es doch!“ sagte er sich. „Jedenfalls muß ich alles tun, was in meinen Kräften liegt, um ihr Los zu erleichtern, und zwar muß ich es schnell tun, jetzt gleich! Ich muß einmal hier im Gericht nachfragen, wo Fanarin oder Mikischin wohnt.“ Fanarin und Mikischin waren zwei berühmte Advokaten.

Nechljudow kehrte nach dem Gericht zurück, legte den Paletot ab und ging nach oben. Gleich im ersten Korridor traf er Fanarin. Er sprach ihn an und sagte, daß er gern seinen Rat hören möchte. Fanarin kannte ihn vom Ansehen und wußte auch seinen Namen — er stellte ihm mit Vergnügen seine Dienste zur Verfügung.

„Ich bin allerdings ziemlich abgespannt . . . aber wenn es nicht lange dauert, bitte ich, mir zu sagen, um was es sich handelt; wir können da hineingehen.“

Fanarin führte Nechljudow in ein Zimmer, anscheinend das Kabinett irgendeines Richters, und sie nahmen dort am Tische Platz.

„Nun, womit kann ich dienen?“

„Vor allem möchte ich Sie bitten,“ sagte Nech-

Ijudow, „keinem Menschen zu sagen, daß ich an der Sache Anteil nehme.“

„Nun, das ist doch selbstverständlich. Also? . . .“

„Ich war heute als Geschworener tätig, und wir haben da eine Frau, die unschuldig ist, zu Zwangsarbeit verurteilt. Die Sache ist mir sehr peinlich.“

Nechljudow errötete plötzlich und stockte in seiner Rede.

Fanarin warf ihm einen raschen Blick zu, schlug schnell wieder die Augen nieder und gab acht, was weiter folgen würde.

„Nun?“ sagte er ermunternd, als Nechljudow nicht sogleich weitersprach.

„Man hat eine Unschuldige verurteilt, und ich möchte, daß das Urteil kassiert und der Prozeß vor die höhere Instanz gebracht wird.“

„Vor den Senat also,“ sagte Fanarin.

„Ich möchte Sie bitten, die Sache in die Hand zu nehmen.“

Nechljudow wollte die schwierige Angelegenheit möglichst rasch erledigen und sagte daher:

„Das Honorar und alle Kosten, die dabei entstehen, nehme ich, so hoch sie auch sein mögen, auf meine Rechnung.“ Er fühlte, daß er bei diesen Worten wieder errötete.

„Nun, wir werden schon einig werden,“ sagte der Advokat, der im stillen über Nechljudows Mangel an Erfahrung lächelte, in zuvorkommendem Tone. „Um was handelt es sich also?“

Nechljudow setzte ihm die Sachlage auseinander.

„Gut, morgen lasse ich mir die Akten holen

und informiere mich. Und übermorgen — nein, am Donnerstag — bitte ich Sie, um sechs Uhr abends zu mir zu kommen, ich werde Ihnen dann Bescheid geben. Ist's Ihnen recht so? Nun, jetzt wollen wir gehen, ich habe hier noch einiges zu erledigen.“

Nechljudow verabschiedete sich und ging.

Die Besprechung mit dem Advokaten und das Bewußtsein, daß er nun doch bereits einige Maßnahmen im Interesse der Masłowa getroffen hatte, beruhigte ihn noch mehr. Er trat auf die Straße hinaus: das Wetter war prächtig, und freudig atmete er die Frühlingsluft ein. Die Droschkenkutscher boten ihm ihre Dienste an, doch er zog es vor, zu Fuß zu gehen. Ein ganzer Schwarm von Gedanken, von Erinnerungen an Katjuscha und an sein Betragen gegen sie schwirrte ihm durch den Kopf, und Schwermut ergriff sein Gemüt.

„Doch nein, das will ich alles später erwägen,“ sagte er sich — „jetzt brauche ich vor allem Zerstreuung nach all den quälenden Eindrücken.“

Er erinnerte sich, daß Kortschagins ihn zu Tisch geladen hatten, und sah auf die Uhr. Es war noch nicht spät, er konnte noch rechtzeitig hinkommen. Er hörte das Glockenzeichen der Straßenbahn, lief hinter ihr her und sprang auf. An der nächsten Haltestelle stieg er aus, nahm eine elegante Droschke und war zehn Minuten später am Eingang des großen Kortschaginschen Hauses.

„Bitte gehorsamst, Durchlaucht werden erwartet,“ sagte der freundliche, wohlbeleibte Portier des Kortschaginschen Hauses, während er geräuschlos die mit englischen Scharnieren befestigte eichene

Haustür öffnete. „Die Herrschaften sind zwar schon bei Tisch, doch möchten Sie jedenfalls kommen.“

Der Portier ging auf die Treppe zu und klingelte nach oben.

„Ist sonst jemand da?“ fragte Nechljudow, während er seinen Paletot auszog.

„Herr Kolossow und Michail Sergejewitsch — sonst nur, wer zum Hause gehört,“ antwortete der Portier.

Oben an der Treppe erschien ein Adonis im Lakaienfrack und mit weißen Handschuhen.

„Durchlaucht sind gebeten,“ sagte er.

Nechljudow ging die Treppe hinauf und schritt durch den ihm bekannten prächtigen, großen Saal nach dem Speisezimmer. Hier saß die ganze Familie an der Mittagstafel, mit Ausnahme der Mutter, der Fürstin Sofia Wassiljewna, die niemals ihr Kabinett verließ. Am oberen Ende der Tafel saß der alte Kortschagin, links von ihm der Doktor, rechts ein Gast, Iwan Iwanowitsch Kolossow, ehemals Adelsmarschall in der Provinz, jetzt im Aufsichtsrate einer Bank tätig, ein liberaler Kollege Kortschagins; dann folgte auf der linken Seite Miß Reder, die Erzieherin der vierjährigen kleinen Schwester von Missi, und die Kleine selbst; ihnen gegenüber saß auf der rechten Seite Petja, Missis Bruder, der einzige Sohn des Hauses, der die sechste Klasse des Gymnasiums besuchte, und um dessentwillen die ganze Familie, in Erwartung seines Examens, in der Stadt geblieben war, mit seinem Repetitor, einem Studenten; dann folgte links Katerina Alexejewna, eine unverheiratete Vierzigerin und begeisterte

Slawophilin; ihr gegenüber saß Missis Vetter Michail Sergejewitsch oder Mischa Teljegin, und am unteren Ende des Tisches Missi selbst, neben der ein unberührtes Kuvert lag.

„Das ist schön, daß Sie kommen -- nehmen Sie Platz, wir sind eben beim Fisch,“ sagte der alte Kortschagin, während er mühsam und vorsichtig mit dem eingesetzten Gebiß weiterkaute und die von Blutäderchen durchzogenen Augen, deren Lider kaum sichtbar waren, auf Nechljudow richtete. „Stepan,“ wandte er sich mit vollem Munde an den majestätischen dicken Büfettdiener und wies mit einem Blick nach dem leeren Kuvert. Obwohl Nechljudow den alten Kortschagin gut kannte und ihn schon oft bei Tisch gesehen hatte, mißfiel ihm doch dieses rote Gesicht mit den sinnlichen, schmatzenden Lippen über der in dem Westenausschnitt befestigten Serviette, dieser feiste Hals und überhaupt diese ganze gemästete Generalsfigur heute ganz besonders.

„Es wird gleich serviert werden, Durchlaucht,“ sagte Stepan, während er aus dem mit Silberzeug angefüllten Büfett einen großen Schöpflöffel herausnahm und dem Adonis mit den Bartkoteletts im Lakaienfrack einen Wink gab, worauf dieser sogleich das unberührte Kuvert neben Missi, auf dem eine wappengeschmückte, gestärkte, künstlich gefaltete Serviette lag, für Nechljudow zurechtlegte.

Nechljudow ging um den ganzen Tisch herum und drückte allen die Hand. Alle, auch der alte Kortschagin und die Damen, erhoben sich, als er an sie herankam. Dieser Rundgang um den Tisch und dieser vertrauliche Austausch von Händedrücker

mit allen Anwesenden, obschon er mit den meisten von ihnen noch nie gesprochen hatte, erschien ihm heute ganz besonders unangenehm und lächerlich. Er entschuldigte sich, daß er zu spät gekommen, und wollte sich auf den leeren Platz am Ende des Tisches zwischen Missi und Katerina Alexejewna setzen, aber der alte Kortschagin bestand darauf, daß er, wenn er auch keinen Brantwein trank, doch wenigstens an dem Seitentisch, auf dem Hummer, Kaviar, allerhand Käse und Sardinen serviert waren, einen Imbiß nähme. Nechljudow hätte nicht geglaubt, daß er so hungrig sei, als er jedoch erst ein Stück Käse mit Brot gegessen hatte, konnte er gar nicht mehr aufhören und aß mit förmlichem Heißhunger.

„Na, haben Sie nun die Fundamente der Gesellschaft untergraben?“ sagte Kolossow, indem er sich ironisch eines Ausdrucks bediente, den eine reaktionäre Zeitung bei ihren Angriffen gegen die Geschworenengerichte gebraucht hatte. „Haben Sie die Schuldigen freigesprochen und die Unschuldigen verurteilt, ja?“

„Die Fundamente untergraben, he, he . . . die Fundamente untergraben . . .“ wiederholte lachend der alte Kortschagin, der zu der Klugheit und Gelehrsamkeit seines liberalen Kollegen und Freundes ein unbegrenztes Vertrauen hatte.

Nechljudow wollte es darauf ankommen lassen, daß man ihn für unhöflich hielt, und fuhr, ohne Kolossow zu antworten, fort, die vor ihm stehende dampfende Suppe auszulöffeln.

„Lassen Sie ihn doch essen,“ sagte Missi

lächelnd, indem sie durch das Fürwort „ihn“ ihre vertrauliche Beziehung zu Nechljudow andeutete.

Kolosow erzählte inzwischen rasch und laut den Inhalt des in Frage stehenden Artikels über die Geschworenengerichte, der seinen lebhaften Unwillen erregt hatte. Michail Sergejewitsch, der Vetter Missis, pflichtete ihm bei und erzählte den Inhalt eines andern Artikels derselben Zeitung.

Missi war, wie immer, sehr distinguiert und, ohne aufzufallen, mit Schick gekleidet.

„Sie sind jedenfalls sehr ermüdet und hungrig,“ sagte sie zu Nechljudow, nachdem sie gewartet, bis er seine Suppe gegessen hätte.

„Nein, nicht besonders . . . Und was haben Sie getrieben? Waren Sie in der Gemäldeausstellung?“ fragte er.

„Nein, wir haben es aufgeschoben. Wir haben bei den Salamatows Tennis gespielt. Dieser Mister Crookes spielt wirklich ausgezeichnet.“

Nechljudow war gekommen, um sich zu zerstreuen, und das Verweilen in diesem Hause war ihm sonst immer angenehm gewesen, nicht nur, weil der vornehm-behagliche Ton, der hier herrschte, auf seine Stimmung günstig einwirkte, sondern auch, weil das liebenswürdige Entgegenkommen, das man ihm persönlich bewies, ihn mit einer wohligen, anheimelnden Atmosphäre umgab. Heute dagegen war ihm sonderbarerweise alles in diesem Hause zuwider — vom Portier, von der breiten Treppe, den Blumen, den Lakaien, dem Arrangement der Tafel bis zu Missi selbst, die ihm heute unnatürlich und wenig anziehend erschien,

Unangenehm war ihm auch dieser selbstgefällige, banale, liberale Ton Kolossows, und die sinnliche Gestalt des alten Kortschagin, die etwas vom Stier an sich hatte, und die französischen Phrasen der Slawophilin Katerina Alexejewna, und die gedrückten Gesichter der Gouvernante und des Repetitors, und vor allem dieses Fürwort „ihn“, das Missi auf ihn angewandt hatte . . . Nechljudow hatte von jeher zwischen zwei Auffassungen von Missis Wesen hin und her geschwankt: entweder sah er, wie bei halbgeschlossenen Lidern oder bei Mondschein, an ihr alles Schöne, sie erschien ihm frisch, hübsch, klug und natürlich; oder er sah plötzlich mit aller Deutlichkeit, wie bei hellem Sonnenlicht, an ihr alle Mängel, alles Unvorteilhafte. Heute nun war solch ein Tag für ihn. Er sah alle Fältchen auf ihrem Gesichte, sah das künstlich toupierte Haar und die spitzen Ellenbogen, und vor allem den breiten Daumennagel, der ihn an den ebenso geformten Nagel ihres Vaters erinnerte.

„Ein sehr langweiliges Spiel, dieses Tennis,“ sagte Kolossow — „da waren doch die Ballspiele, die wir als Kinder spielten, weit amüsanter.“

„Nein, Sie haben es noch nicht versucht — es ist riesig interessant,“ antwortete Missi, wobei sie das Wort „riesig“ nach Nechljudows Meinung ganz besonders geziert sprach.

Es begann nun ein Streit, an dem auch Michail Sergejewitsch und Katerina Alexejewna teilnahmen. Nur die Gouvernante, der Repetitor und die Kinder schwiegen — sie langweilten sich offenbar.

„Ewig müssen sie streiten!“ bemerkte laut

lachend der alte Kortschagin, nahm die Serviette aus der Weste und erhob sich, mit dem Stuhle polternd, den der Lakai sogleich auffing. Gleich nach ihm erhoben sich auch alle andern, traten an ein Tischchen, auf dem Spülnäpfe und Gläser mit parfümiertem lauem Wasser standen, spülten sich den Mund aus und setzten dabei ihre Unterhaltung fort, an der im Grunde genommen niemand ein Interesse hatte.

„Nicht wahr?“ wandte sich Missi an Nechljudow, um seine Zustimmung zu ihrer Behauptung herauszufordern, daß man den Charakter eines Menschen am besten beim Spiel studieren könne. Sie hatte auf seinem Gesicht jenen reservierten und, wie ihr schien, mißbilligenden Ausdruck bemerkt, den sie an ihm fürchtete, und sie wollte wissen, wodurch er hervorgerufen wäre.

„Ich weiß es, offen gesagt, nicht, und habe auch niemals darüber nachgedacht,“ antwortete Nechljudow.

„Wollen wir nicht zu Mama gehen?“ fragte Missi.

„Ja, ja,“ sagte er, während er eine Zigarette hervorholte, in einem Tone, der deutlich erkennen ließ, daß er durchaus keine große Lust hatte, mit ihr zu gehen.

Sie schwieg und sah ihn fragend an. Er wurde verlegen. „Ich bin doch eigentlich nicht hergekommen, um die Leute anzuöden,“ sagte er sich und bemerkte in möglichst liebenswürdigem Tone, er würde sehr gern mitgehen, wenn die Fürstin ihn empfangen wolle,

„Ja, ja, Mama wird sich freuen. Rauchen können Sie auch dort. Auch Iwan Iwanowitsch ist da.“

Fürstin Sofia Wassiljewna, die Dame des Hauses, war seit nahezu acht Jahren an den Krankenstuhl gefesselt. Sie empfing auch ihre Gäste liegend, in Spitzen und Bändern, in einer Umgebung von Samt, Goldschmuck, Elfenbein, Bronze, Lack und Blumen; sie machte keine Besuche und sah, wie sie sich ausdrückte, nur ihre Freunde bei sich, das heißt alles, was nach ihrer Meinung irgendwie über die Menge emporragte. Auch Nechljudow gehörte zu diesen Auserlesenen, weil er als ein verständiger junger Mann galt, weil seine Mutter mit der Familie intim befreundet gewesen war, und weil es doch recht nett gewesen wäre, wenn Missi ihn geheiratet hätte.

Das Zimmer der Fürstin Sofia Wassiljewna lag hinter dem großen und dem kleinen Empfangszimmer. In dem großen Empfangszimmer blieb Missi, die vor Nechljudow herging, entschlossen stehen, faßte nach der Lehne eines vergoldeten kleinen Sessels und sah ihn an.

Missi hätte Nechljudow, der als eine gute Partie galt, gar zu gern geheiratet. Er gefiel ihr außerdem, und sie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er der Ihrige — nicht sie die Seinige, sondern eben er der Ihrige — werden würde, und sie arbeitete mit einer zwar unbewußten, doch um so hartnäckigeren Verschlagenheit, wie man sie häufig auch bei Geisteskranken findet, auf dieses Ziel hin. Wenn sie ihn jetzt in dieses Gespräch

gezogen hatte, so war es geschehen, weil sie ihn endlich zu einer Erklärung veranlassen wollte.

„Ich sehe, daß Ihnen irgend etwas begegnet ist,“ sagte sie, „was ist Ihnen?“

Er erinnerte sich der Begegnung im Gerichtssaale und errötete, während seine Brauen sich verfinsterten.

„Ja, es ist mir etwas begegnet,“ sagte er, in dem Bestreben, die Wahrheit zu sagen — „etwas Seltsames, Ungewöhnliches, Bedeutsames.“

„Was ist es? Können Sie es mir nicht sagen?“

„Nein, ich kann es jetzt nicht sagen. Gestatten Sie mir, darüber zu schweigen. Ich habe noch nicht Zeit gefunden, mir darüber vollkommen klar zu werden,“ sagte er und errötete noch stärker.

„Und Sie werden es mir nicht sagen?“ fragte sie, während ein Zucken über ihr Gesicht ging und der Stuhl, an dem sie sich festhielt, von seiner Stelle rückte.

„Nein, ich kann es nicht,“ antwortete er, und er fühlte dabei, daß er die Antwort, die er ihr gab, auch sich selbst gab, und daß er damit zugestand, wirklich etwas höchst Bedeutsames erlebt zu haben.

„Nun, dann gehen wir.“

Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie sich irgend welcher überflüssigen Gedanken erwehren, und ging, rascher als sonst, voran.

Es schien ihm, als presse sie ihre Lippen in unnatürlicher Weise aufeinander, um ihre Tränen zurückzuhalten. Es bedrückte und schmerzte ihn, daß er sie gekränkt hatte, doch er wußte, daß die geringste Schwäche von seiner Seite ihm ver-

hängnisvoll werden, das heißt ihn binden mußte. Davor aber fürchtete er sich jetzt ganz besonders, und so folgte er ihr schweigend nach dem Kabinett der Fürstin.

26.

Fürstin Sofia Wassiljewna hatte ihr Mittagshahl beendet, das überaus schmackhaft und zugleich nahrhaft war, und das sie stets allein einzunehmen pflegte, damit niemand sie bei dieser unpoetischen Verrichtung beobachten könnte. Neben ihrem Ruhebett stand ein Tischchen mit Kaffee, und sie rauchte eine kleine Pachitos. Fürstin Sofia Wassiljewna war eine hagere, schlanke Brünette mit großen schwarzen Augen und langen Zähnen, die noch immer die Jugendliche spielte.

Man sagte ihr nach, sie habe ein Verhältnis mit ihrem Arzte. Nechljudow hatte früher auf dieses Geklätsch nichts gegeben, heute jedoch erinnerte er sich nicht nur der umlaufenden Gerüchte, sondern hatte auch, als er den Arzt mit seinem pomadisierten, glänzenden, nach beiden Seiten auseinandergelämmten Barte neben ihrem Sessel sitzen sah, ein Gefühl der Abneigung und des Widerwillens.

Dicht neben Sofia Wassiljewna saß Kolossow auf einem niedrigen, weichen Sessel an dem Kaffeetischchen und mischte seinen Kaffee. Auf dem Tischchen stand ein mit Likör gefülltes Gläschen.

Missi kam mit Nechljudow zu ihrer Mutter, blieb jedoch nicht im Zimmer.

„Wenn Mama müde wird und Sie fortjagt, dann kommen Sie zu mir,“ sagte sie zu Nechljudow in einem Tone, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre, und ging mit heiterem Lächeln, unhörbar über den dicken Teppich dahinschreitend, zur Tür hinaus.

„Nun, seien Sie mir willkommen, mein Freund, setzen Sie sich und erzählen Sie,“ sagte die Fürstin mit ihrem geschickt geheuchelten Lächeln, das einem echten Lächeln zum Verwechseln ähnlich war. Sie zeigte dabei ihre schönen, langen Zähne, die so geschickt gemacht waren, daß sie fast wie natürliche Zähne aussahen. „Man hat mir erzählt, daß Sie in einer sehr düsteren Stimmung vom Gericht zurückgekommen sind. Ich glaube, dieses Geschworenenamt muß für Leute von Herz und Gemüt recht schwer sein,“ fügte sie auf französisch hinzu.

„Ja, das ist wahr,“ sagte Nechljudow — „man fühlt nicht selten seine . . . fühlt, daß man kein Recht hat, zu richten . . .“

„Ja, in der Tat!“ rief sie aus, als sei sie im höchsten Maße betroffen durch die Richtigkeit seiner Bemerkung, wie sie ihrem Partner überhaupt stets etwas Schmeichelhaftes zu erwidern mußte.

„Nun, und was macht Ihr Bild? Ich interessiere mich sehr dafür,“ fuhr sie fort. „Wenn ich nicht so leidend wäre, hätte ich mich längst zu einem Besuch bei Ihnen angemeldet.“

„Ich habe nicht mehr daran weitergearbeitet,“ antwortete Nechljudow trocken. Die Unaufrichtigkeit ihrer Schmeichelei entging ihm heute so wenig

wie ihr Alter, das sie mit allen Mitteln der Toilette-kunst zu verheimlichen suchte. Er konnte heute gar nicht die rechte Stimmung finden, um den Liebens-würdigen zu spielen.

„Das war sehr unrecht! Denken Sie sich, daß Rjepin *) selbst mir gesagt hat, er habe entschieden Talent,“ sagte sie zu Kolossow mit einem Kopfnicken nach Nechljudow.

„Daß sie sich nicht schämt, so zu lügen!“ dachte Nechljudow stirnrunzelnd.

Als sie die Überzeugung gewonnen hatte, daß Nechljudow nicht bei Laune und keine vernünftige Antwort aus ihm herauszubekommen sei, wandte sich Sofia Wassiljewna an Kolossow mit der Frage, welche Meinung er über das neueste Drama habe, und zwar in einem Tone, als sei die Meinung Kolossows geeignet, alle Zweifel betreffs dieses Dramas zu beseitigen, und als verdiene jedes Wort, das er über dieses Thema sagte, verewigt zu werden. Kolossow tadelte das Drama und äußerte bei dieser Gelegenheit seine Ansichten über die Kunst im allgemeinen. Fürstin Sofia Wassiljewna war durch die Richtigkeit seines Urteils im höchsten Maße frappiert — sie versuchte zwar, den Verfasser des Dramas zu verteidigen, doch erklärte sie sich schließlich für besiegt. Nechljudow sah und hörte wohl zu, doch beschäftigten ihn ganz andere Dinge.

Wenn er so hörte, was Sofia Wassiljewna und Kolossow miteinander sprachen, dann hatte er den Eindruck, daß sie beide nicht das geringste Interesse an dem Drama oder aneinander hatten, und daß,

*) Berühmter russischer Maler.

wenn sie jetzt redeten, es einzig darum geschah, weil sie das physiologische Bedürfnis, nach dem Essen die Zungen- und Kehlkopfmuskel zu bewegen, befriedigen wollten. Er sah auch, daß Kolossow, der Branntwein, Wein und Likör getrunken hatte, ein wenig berauscht war, nicht so stark, wie die Bauern es zu sein pflegen, die nur selten trinken, sondern so, wie jene Leute es zumeist sind, denen das Weintrinken zur Gewohnheit geworden ist. Er schwankte nicht, redete auch keine Dummheiten, war jedoch in einem nicht normalen, aufgeregten-selbstzufriedenen Zustande. Endlich sah Nechljudow, daß die Fürstin Sofia Wassiljewna mitten im Gespräch unruhig nach dem Fenster blickte, durch das gerade auf sie ein Sonnenstrahl schräg einfiel, dessen greller Schein nur zu leicht ihre Jahre verraten konnte.

„Wie richtig bemerkt!“ sagte sie mit Bezug auf irgendeine Äußerung Kolossows und drückte auf den neben ihrem Ruhebett in der Wand befindlichen Klingelknopf.

In diesem Augenblick erhob sich der Doktor und ging, ohne ein Wort zu sagen, wie jemand, der ständig im Hause verkehrt, aus dem Zimmer. Sofia Wassiljewna folgte ihm mit den Augen, während sie das Gespräch fortsetzte.

„Bitte, lassen Sie doch die Gardine da herunter,“ sagte sie, mit den Augen nach der Fenstergardine winkend, als auf ihr Klingeln der schöne Lakai hereinkam.

„Nein, was Sie auch sagen mögen, es ist in ihm etwas Mystisches, und ohne dieses Mystische gibt es keine Poesie,“ sagte sie, mit dem einen

schwarzen Auge unwillig die Bewegungen des Lakaien verfolgend, der die Gardine herunterließ.

„Mystizismus ohne Poesie ist Aberglaube, und Poesie ohne Mystizismus ist Prosa,“ fuhr sie schwermütig lächelnd fort und verwandte keinen Blick von dem Lakaien, der sich immer noch mit der Gardine zu schaffen machte.

„Nicht diese Gardine, Filipp: die am großen Fenster mein' ich,“ sagte Sofia Wassiljewna mit der Miene einer Märtyrerin. Sie bedauerte offenbar sich selbst um der Anstrengung willen, die es sie gekostet hatte, diese Worte auszusprechen, und um sich zu beruhigen, führte sie gleich darauf die ringgeschmückte Hand mit der duftenden Pachitos zum Munde.

Der breitschultrige, muskulöse Adonis Filipp verneigte sich leicht, als wollte er sich entschuldigen, schritt mit seinen kräftigen Beinen, an denen die Waden prall hervortraten, leicht über den Teppich, trat in schweigendem Gehorsam an das andere Fenster und begann dort, während er dienstfertig die Fürstin anblickte, die Gardine so anzuordnen, daß nicht ein Strahl es mehr wagen konnte, auf sie zu fallen. Doch auch diesmal hatte er es ihr nicht recht gemacht, und wiederum mußte die arme, geplagte Sofia Wassiljewna ihre Rede über den Mystizismus unterbrechen und den begriffsstutzigen Filipp, der sie so rücksichtslos beunruhigte, zurechtweisen. Für einen Augenblick zuckte in Filipp's Augen ein Flämmchen auf.

„Der Teufel soll daraus klug werden, was du willst — so denkt er jedenfalls im stillen,“ sagte

sich Nechljudow, der dieses ganze Spiel beobachtet hatte. Doch der athletenhafte Adonis Filipp unterdrückte sogleich wieder die aufbegehrende Ungeduld und tat ruhig, was die ausgemergelte, kraftlose, künstlich ausstaffierte Fürstin Sofia Wassiljewna ihm befahl.

„Gewiß, es steckt ein ganzes Teil Wahrheit in der Lehre Darwins,“ bemerkte Kolossow, sich in seinem niedrigen Sessel zurücklehnend und mit den verschlafenen Augen die Fürstin Sofia Wassiljewna anschauend — „aber er geht entschieden viel zu weit.“

„Und Sie — glauben Sie an die Vererbung?“ fragte die Fürstin Nechljudow, dessen Schweigen ihr lästig zu werden begann.

„An die Vererbung?“ versetzte Nechljudow. „Nein, an die glaube ich nicht,“ sagte er, ganz von den seltsamen Bildern in Anspruch genommen, die vor seiner Seele aufgetaucht waren. Neben dem kraftvollen, schönen Filipp, den er sich als Künstlermodell vorstellte, sah er da den behäbigen Kolossow in seiner vollen Nacktheit, mit dem melonenartigen Bauche, der großen Glatze und den muskellosen Armen, die an eine Peitsche erinnerten. Auch die jetzt mit Seide und Spitzen bedeckten Schultern der Fürstin tauchten ohne diese Bekleidung unklar in seiner Vorstellung auf — aber diese Vorstellung war denn doch gar zu entsetzlich, und er bemühte sich, sie so rasch wie möglich zu bannen.

Sofia Wassiljewna maß ihn mit ihren Blicken.

„Nun, Missi erwartet Sie,“ sagte sie. „Gehen Sie zu ihr, sie wollte Ihnen irgend etwas Neues von Schumann vorspielen . . . Sehr interessant!“

„Nichts wollte sie mir vorspielen, immerfort muß sie lügen!“ dachte Nechljudow bei sich, erhob sich und drückte die ringgeschmückte, durchsichtige, knochige Hand Sofia Wassiljewnas.

Im Vorzimmer begegnete ihm Jekaterina Alexejewna und begann sogleich auf ihn loszureden:

„Ich sehe, daß die Pflichten eines Geschworenen auf Sie doch recht niederdrückend wirken,“ sagte die Slawophilin, wie immer auf französisch.

„Ja, verzeihen Sie, ich bin heute nicht bei Laune und möchte den andern die Stimmung nicht verderben,“ antwortete Nechljudow, seinen Hut suchend.

„Warum sind Sie nicht bei Laune?“

„Gestatten Sie mir, darüber zu schweigen,“ sagte er.

„Aber wissen Sie nicht mehr, wie Sie selbst einmal sagten, man müsse immer bei der Wahrheit bleiben, und wie Sie damals uns allen so schreckliche Wahrheiten sagten? Warum wollen Sie nun nicht reden? Erinnerst du dich noch, Missi?“ wandte sich Jekaterina Alexejewna zu Missi, die eben ins Zimmer trat.

„Das war doch nur im Spiel,“ antwortete Nechljudow ernst. „Im Spiel kann man so etwas tun, in der Wirklichkeit aber sind wir so schlecht — das heißt: ich bin so schlecht, daß ich wenigstens die Wahrheit nicht sage.“

„Verbessern Sie sich nicht, sagen Sie lieber, worin wir denn so schlecht sind!“ sagte Jekaterina Alexejewna, die sich im Spiel mit Worten gefiel und Nechljudows Ernst nicht zu bemerken schien.

„Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn man bekennen muß, daß man nicht bei Laune ist,“ meinte Missi. „Ich gestehe mir das nie ein, und darum bin ich auch stets bei Laune. Nun, kommen Sie mit in mein Zimmer, wir wollen uns bemühen, Ihren schlechten Humor zu zerstreuen.“

Nechljudow hatte die Empfindung, die ein Pferd haben mag, wenn man es streichelt, um ihm den Zaum anzulegen und es vor den Wagen zu spannen. Er hatte jedoch heute weniger denn je die Neigung, das Zugtier zu spielen. Er entschuldigte sich, er müsse nach Hause, und begann sich zu verabschieden. Missi hielt seine Hand länger als sonst fest.

„Vergessen Sie nicht, daß alles, was für Sie von Wichtigkeit ist, es auch für Ihre Freunde ist,“ sagte sie. „Werden Sie morgen kommen?“

„Kaum,“ sagte Nechljudow und errötete vor Scham — ob um seiner selbst oder um ihretwillen, wußte er nicht zu sagen. Dann ging er rasch hinaus.

„Was ist das? Er gibt uns Rätsel auf!“ sagte Jekaterina Alexejewna, als Nechljudow hinausgegangen war. „Doch ich werde es schon herausbekommen. Irgendeine Ehrensache wohl: er ist sehr empfindlich, unser guter Mitja.“

„Es scheint mir vielmehr eine Hetärensache,“ wollte Missi sagen, die jetzt mit erloschenem Blick und mit ganz anderer Miene dreinschaute, als jene war, mit der sie vorher Nechljudow angesehen hatte. Sie hatte es vorgezogen, das Wortspiel, das gegen den guten Ton verstoßen hätte, für sich zu behalten und sagte nur:

„Es hat eben jeder von uns seine guten und seine schlechten Tage.“

„Ob auch der mich hinters Licht führen wird?“ dachte sie. „Nach allem, was gewesen, wäre das sehr schlecht von ihm.“

Wenn Missi hätte erklären sollen, was sie mit den Worten „nach allem, was gewesen“ sagen wollte, dann hätte sie durchaus nichts Bestimmtes sagen können; gleichwohl hatte sie die deutliche Empfindung, daß er nicht nur Hoffnungen in ihr erregt, sondern ihr fast ein Versprechen gegeben hatte. Freilich waren es keine bestimmten Worte gewesen, sondern nur Blicke und Anspielungen, ein häufiges Lächeln, ein Verschweigen. Aber sie betrachtete ihn gleichwohl als den Ihrigen, und es wäre ihr sehr schwer gefallen, ihn zu verlieren.

27.

„Es ist schändlich und gemein, gemein und schändlich,“ dachte inzwischen Nechljudow, der durch die ihm bekannten Straßen zu Fuß nach Hause zurückkehrte. Das peinliche Gefühl, das er nach dem Gespräch mit Missi gehabt hatte, wollte nicht von ihm weichen. Er sagte sich, daß er „formell“ wohl ihr gegenüber im Recht war: er hatte ihr nichts gesagt, was ihn gebunden hätte, hatte ihr keinen Antrag gemacht. In Wirklichkeit jedoch hatte er, wie sein Gefühl ihm sagte, sich an sie gebunden und sich ihr versprochen, doch fühlte er es heute mit allen Fibern seines Wesens, daß

er sie nicht heiraten könne. „Es ist schändlich und gemein, gemein und schändlich,“ wiederholte er im stillen, nicht nur mit Bezug auf seine Beziehungen zu Missi, sondern überhaupt auf alles. „Alles ist gemein und schändlich,“ wiederholte er sich, als er die Treppe seines Hauses hinaufstieg.

„Ich werde heute nicht zu Abend essen,“ sagte er zu Kornej, der hinter ihm das Eßzimmer betrat, wo bereits das Gedeck und der Tee seiner warteten. „Sie können gehen.“

„Zu Befehl,“ sagte Kornej, ging jedoch nicht und begann den Tisch abzuräumen. Nechljudow blickte auf Kornej und ärgerte sich über ihn. Er wollte, daß alle ihn in Ruhe lassen sollten, und es schien ihm, daß alle wie absichtlich, ihm zum Trotz, ihn belästigten. Als Kornej mit dem Gedeck hinausgegangen war, trat Nechljudow an den Samowar heran, um Tee hineinzuschütten, doch da vernahm er die Schritte Agrafena Petrownas und ging, um ihr nicht zu begegnen, rasch ins Empfangszimmer, dessen Tür er hinter sich verschloß.

In dem Zimmer, das er jetzt betreten hatte, war seine Mutter drei Monate vorher gestorben. Es war von zwei Lampen mit Reflektoren erhellt, von denen die eine vor dem Porträt seines Vaters, die andere vor dem seiner Mutter brannte. Er erinnerte sich des Verhältnisses, in dem er zuletzt zu seiner Mutter gestanden, und dieses Verhältnis erschien ihm jetzt unnatürlich und unfreundlich. Auch hier konnte er sagen: „schändlich und gemein“. Er erinnerte sich, daß er in der letzten Zeit ihrer Krankheit geradezu ihren Tod gewünscht hatte. Er hatte sich

gesagt, daß er dabei lediglich ihre endliche Befreiung von dem schweren Leiden, das sie quälte, im Auge habe, in Wirklichkeit jedoch war es ihm darauf angekommen, daß er selbst von dem Anblick ihrer Leiden befreit würde.

Um eine angenehme Erinnerung an sie in sich hervorzurufen, blickte er auf ihr Porträt, das seinerzeit ein berühmter Künstler für fünftausend Rubel gemalt hatte. Sie war dort im schwarzen Samtkleide, mit entblößter Brust dargestellt. Der Künstler hatte offenbar diese Brust und die blendend schöne Schultern- und Nackenpartie mit ganz besonderer Sorgfalt gemalt. Das war nun schon vollends „schändlich und gemein“. Es lag etwas Widerliches, Profanierendes in dieser Darstellung einer Mutter als halbnackter Schönheit, um so widerlicher, da noch vor drei Monaten in demselben Raume dieselbe Frau als vertrocknete Mumie dagelegen und einen unerträglichen, durch nichts zu betäubenden Geruch im Zimmer wie im ganzen Hause verbreitet hatte. Es war ihm, als verspüre er auch jetzt noch diesen Geruch. Und er erinnerte sich, wie sie am Tage vor ihrem Tode seine kräftige weiße Hand in ihr schwarz gewordenes, knöchiges Händchen nahm, ihm in die Augen blickte und sagte: „Verdamme mich nicht, Mitja, wenn ich nicht immer tat, was ich sollte“ — und wie dann in ihre von schwerem Leid gebleichten Augen die Tränen traten. „Welche Gemeinheit!“ sagte er sich nochmals, während er die halbnackte Frau mit den prächtigen marmornen Schultern und Armen und dem triumphierenden Lächeln betrachtete. Die entblößte Brust

erinnerte ihn an ein anderes junges Weib, das er in den letzten Tagen gleichfalls entblößt gesehen. Es war Missi, die ihn unter dem Vorwande, sie wolle sich ihm in dem neuen Ballkleide zeigen, eines Abends zu sich geladen hatte. Mit Abscheu erinnerte er sich jetzt ihrer schönen Schultern und Arme. Dieser rohe, tierisch sinnliche Vater mit seiner Vergangenheit und seiner Grausamkeit, diese schöngestige Mutter mit ihrem zweifelhaften Rufe — das alles war so widerwärtig, so schändlich und gemein, so gemein und schändlich.

„Nein, nein,“ dachte er — „ich muß mich freimachen: frei von allen diesen falschen Beziehungen zu den Kortschagins und zu Maria Wassiljewna, frei von der Erbschaft und all dem übrigen . . . Ja, frei aufatmen will ich! Ins Ausland will ich reisen, nach Rom, will mein Bild fertigmalen“ . . . Er erinnerte sich der Zweifel, die er selbst bezüglich seines Talents gehabt, „Nun, wie es auch damit steht — jedenfalls will ich aufatmen. Zuerst geht's nach Konstantinopel, dann nach Rom: nur nicht mehr Geschworener sein! Das heißt: die Sache mit dem Advokaten — die muß ich vorher noch ordnen . . .“

Und plötzlich tauchte vor seiner Seele mit ungewöhnlicher Deutlichkeit das Bild der Arrestantin mit den schwarzen, schielenden Augen auf. Wie sie aufgeschluchzt hatte, als man die Angeklagten zum letztenmal das Wort nehmen ließ! Er zerdrückte hastig im Aschenbecher den Stummel der eben ausgerauchten Zigarette, zündete sich eine neue Zigarette an und begann im Zimmer auf und ab zu

schreiten. Und alle die Momente, die er mit ihr verbracht, begannen nacheinander an seiner Seele vorüberzuziehen. Er erinnerte sich an das letzte Zusammensein mit ihr, an die sinnliche Leidenschaft, die ihn damals übermannt, an die Enttäuschung, die er erlebt, als die Leidenschaft befriedigt war. Er erinnerte sich des weißen Kleides mit dem blauen Bande, erinnerte sich jener Frühmesse.

„Ich habe sie ja in jener Nacht geliebt, in guter, reiner Liebe! Und auch vorher schon, als ich damals zum ersten Male bei den Tanten weilte und meine Abhandlung schrieb, habe ich sie geliebt — ach, und wie sehr geliebt!“ Und er erinnerte sich seiner selbst, wie er damals gewesen. Er glaubte einen Hauch jener Frische, Jugendlichkeit und Lebensfülle zu verspüren, und bittere Wehmut überkam ihn.

Welch ein Unterschied war zwischen dem Nechljudow von damals und dem von heute! So groß, wenn nicht größer als zwischen jener Katjuscha in der Kirche und der Prostituierten, die mit dem Kaufmann gezecht und heute früh vor Gericht gestanden hatte. Damals war er ein frischer, freier Mensch gewesen, vor dem sich unendliche Möglichkeiten eröffneten — jetzt fühlte er sich von allen Seiten in die Netze eines törichten, leeren, zwecklosen, nichtigen Lebens verstrickt, aus denen er keinen Ausgang sah, ja denen er sich teilweise nicht einmal zu entziehen suchte. Er erinnerte sich, wie stolz er früher auf seine gerade Gesinnung gewesen war, wie er sich einstmals zur Regel gemacht, stets die Wahrheit zu sagen und sie auch wirklich gesagt

hatte, und wie er jetzt ganz in der Lüge versunken war, in der allerabscheulichsten Lüge, die alle rings um ihn für Wahrheit hielten. Und es gab keinen Ausweg aus dieser Lüge — er wenigstens sah noch keinen. Er versank immer tiefer in ihr, gewöhnte sich an sie, hätschelte sie.

Wie sollte er sein Verhältnis zu Maria Wasiljewna lösen, ohne sich schämen zu müssen, ihrem Manne und ihren Kindern in die Augen zu sehen? Wie sollte er seine Beziehungen zu Missi abbrechen, ohne zur Lüge seine Zuflucht zu nehmen? Wie war der Widerspruch zwischen seiner Auffassung von der Ungerechtigkeit des Privateigentums am Grund und Boden und der Übernahme seines mütterlichen Erbes aus der Welt zu schaffen? Wie sollte er seine Schuld Katjuscha gegenüber sühnen? Unmöglich konnte das so bleiben. „Ich darf das Weib, das ich lieb gewonnen, nicht verlassen, darf mich nicht dabei beruhigen, daß ich dem Advokaten Geld bezahle und sie von der Zwangsarbeit freimache, die sie nicht verdient hat. Ich darf nicht daran denken, meine Schuld mit Geld gutzumachen, wie ich es damals getan, als ich ihr für ihre Liebe Geld bot.“

Und er erinnerte sich lebhaft jenes Moments, als er im Korridor sie einholte, ihr das Geld zu-steckte und fortlief. „Ach, dieses Geld!“ dachte er voll Abscheu und Ekel, ganz so wie damals. „Ach, ach, welche Gemeinheit!“ murmelte er, ganz so wie damals, vor sich hin. „Nur ein Schurke, ein Lump konnte so handeln! Und ich, ich — bin dieser Lump, dieser Schurkel!“ fuhr er in lauter

Rede fort. „Ja — bin ich denn wirklich“ — er blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen — „bin ich in der Tat solch ein Lump? Und was denn sonst?“ gab er sich selbst zur Antwort. „Und ist's denn nur das allein?“ fuhr er in seiner Selbstanklage fort. „Ist nicht auch dein Verhältnis zu Maria Wassiljewna und ihrem Manne eine Gemeinheit, eine Niederträchtigkeit? Und deine Auffassung vom Eigentum? Unter dem Vorwande, daß das Geld von deiner Mutter her stammt, trittst du den Besitz deines Vermögens an, das du für ungerecht hältst! Und dein ganzes hohles, abscheuliches Leben! Und die Krone von alledem — deine Behandlung Katjuschas! Schurke, Taugenichts! Mögen die Menschen von mir denken, was sie wollen: sie kann ich belügen, mich selbst aber kann ich nicht belügen.“

Und er begriff plötzlich, daß der Abscheu, den ihm in letzter Zeit, und zumal heute, die Menschen, der alte Fürst sowohl wie Sofia Wassiljewna, und Missi, und Kornej eingeflößt hatten, im Grunde genommen ein Abscheu vor sich selbst war. Und seltsamerweise lag in dieser Erkenntnis seiner eigenen Schlechtigkeit bei aller Bitterkeit doch auch etwas Freudiges und Beruhigendes.

Schon mehrmals im Leben hatte Nechljudow solch einen Prozeß durchgemacht, den er eine „Seelenreinigung“ nannte. Er bezeichnete mit diesem Namen jenen Gemütszustand, in dem er plötzlich, zuweilen nach einem längeren Zeitraum, eine Verzögerung oder selbst einen Stillstand seines inneren Lebens beobachtete und dann all den Unrat, der

sich in seiner Seele angesammelt hatte und jenen Zustand verursachte, aus seiner Seele entfernte.

Jedesmal nach einer solchen Erweckung legte Nechljudow für sich die Grundsätze fest, nach denen er fortan sich bei seinem Tun und Lassen richten wollte. Er schrieb dann ein Tagebuch und begann ein neues Leben, das er nie mehr zu ändern hoffte, „turning a new life“ nannte er das. Aber jedesmal erlag er wieder den Lockungen der Welt und erlebte, ohne es selbst zu merken, einen neuen Fall, der oft noch tiefer war als der erste.

Auf diese Weise hatte er sich schon mehrmals gereinigt und erhoben: zum erstenmal hatte er das durchgemacht, als er damals den Sommer bei den Tanten zubrachte. Das war wohl die lebendigste, feierlichste Erweckung gewesen. Und sie hatte auch ziemlich lange nachgewirkt. Dann hatte er eine solche Erweckung durchgemacht, als er den Staatsdienst quittierte und in dem Wunsche, sein Leben für das Vaterland zu opfern, während des Krieges in die Armee eintrat. Damals jedoch erfolgte sehr rasch eine neue Anhäufung des Unrats in seiner Seele. Dann kam wieder eine Erweckung, als er seinen Abschied nahm und ins Ausland reiste, wo er sich mit der Malerei zu beschäftigen begann. Seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag war eine lange Periode ohne „Reinigung“ verflossen, und so war es kein Wunder, daß sich jetzt in seiner Seele ganz besonders viel Schmutz angesammelt hatte und ein jäher Zwiespalt zwischen dem, was sein Gewissen forderte, und dem Leben, das er führte, entstanden

war. Und er erschrak, als er diesen Zwiespalt bemerkte.

Dieser Zwiespalt klaffte so tief, und die Verunreinigung war so groß, daß er im ersten Augenblick an der Möglichkeit einer Läuterung verzweifelte.

„Du hast es doch schon versucht, dich zu vervollkommen und zu bessern, und es ist nichts dabei herausgekommen,“ sprach in seiner Seele die Stimme des Versuchers — „was für einen Sinn hat es da, es nochmals zu versuchen? Nicht du allein bist so, sondern alle sind so. Das Leben selbst ist eben so,“ sagte diese Stimme. Aber jenes freie geistige Wesen im Menschen, das allein wahr, allein mächtig, allein ewig ist, war in Nechljudow schon erwacht. Und er konnte nicht umhin, ihm zu glauben. So tief auch die Kluft sein mochte zwischen dem, was er war, und dem, was er sein wollte — dem in ihm erwachten geistigen Wesen war es wohl möglich, sie zu beseitigen.

„Ich will diese Lüge, die mich fesselt, zerreißen, koste es, was es wolle, ich will stets allen Menschen die Wahrheit sagen und stets das Rechte tun,“ sagte er laut und entschlossen zu sich selbst. „Ich will Missi die Wahrheit sagen, daß ich ein lasterhafter Mensch bin, daß ich sie nicht heiraten kann und nur umsonst beunruhigt habe; ich will Maria Wasiljewna . . . doch nein, der habe ich nichts zu sagen, wohl aber will ich es ihrem Manne sagen, daß ich ein Schurke bin und ihn betrog; mit meiner Erbschaft will ich so verfahren, wie es Recht und Wahrheit verlangt. Ich will ihr, der Katjuscha,

sagen, daß ich ein Taugenichts bin, daß ich mich ihr gegenüber schuldig fühle, und ich werde alles tun, was ich nur vermag, um ihr Schicksal zu mildern. Ja, ich werde sie sehen und um Verzeihung bitten. Ja, um Verzeihung will ich sie bitten, so wie die Kinder darum bitten. Und ich werde sie heiraten, wenn es sein muß . . .“

Er war stehen geblieben und faltete die Hände vor der Brust, wie er es getan, als er noch klein gewesen; und die Augen zum Himmel erhebend, sprach er:

„Hilf mir, Herr, lehre mich — komm und halte deinen Einzug in meinem Herzen und läutere mich von allem Sündenschmutz!“

Er betete, flehte zu Gott, ihm zu helfen, ihn zu heiligen — und inzwischen war das, um was er flehte, schon geschehen. Er, der Gott, der in ihm wohnte, war in seinem Bewußtsein erwacht. Er fühlte nicht nur die Freiheit, den Mut und die Lust zum Leben, sondern er fühlte auch die ganze Macht des Guten. Alles Beste, was nur der Mensch zu vollbringen vermag, fühlte er sich jetzt imstande zu vollbringen.

In seinen Augen waren Tränen, als er sich alles dies sagte: gute und schlechte Tränen — gute Tränen, weil es Tränen der Freude waren, des Fröhlockens darüber, daß jenes geistige Wesen, das während all dieser Jahre in ihm geschlafen hatte, nunmehr erwacht war, und schlechte Tränen, weil es Tränen der Rührung über seine eigene Güte und Tugendhaftigkeit waren.

Es war ihm heiß geworden. Er trat an das

Fenster, an dem die Winterflügel schon herausgenommen waren, und öffnete es. Das Fenster ging auf den Garten hinaus. Es war eine stille, frische Mondnacht; über das Straßenpflaster rasselten die Räder eines Wagens, dann war alles still. Gerade vor dem Fenster sah man den Schatten der Äste einer kahlen, schlanken Pappel, der mit allen Verzweigungen sich scharf und deutlich auf dem Sande des freien Platzes abzeichnete. Zur Linken sah man das Dach eines Schuppens, das im hellen Mondschein weiß erschien. Nach vorn schlangen sich die Äste der Bäume ineinander, hinter ihnen war der schwarze Schatten des Zaunes sichtbar. Nechljudow sah auf den vom Mond beschienenen Garten, das Dach und den Schatten der Pappel, und er lauschte und atmete die belebende frische Luft ein.

„Wie schön ist es doch, wie schön — o mein Gott, wie schön!“ sprach er und dachte an das, was in seiner Seele war.

28.

Die Maslowa kehrte erst um sechs Uhr abends in ihre Zelle zurück. Sie war müde, und die Füße schmerzten sie, nachdem sie auf dem harten Pflaster den ungewohnten Marsch von fünfzehn Werst zurückgelegt hatte. Auch der Hunger quälte sie, und das unerwartet harte Urteil lastete schwer auf ihrer Seele.

Als während der einen Verhandlungspause die Gerichtsdienner neben ihr einen Imbiß von Brot und

hartgesottenen Eiern verzehrten, lief ihr der Speichel im Munde zusammen, und sie fühlte, daß sie hungrig war, doch hielt sie es für demütigend, um etwas zu bitten. Als dann noch drei weitere Stunden verflossen waren, hatte sich die Eßlust bei ihr verloren, und sie empfand nur eine Schwäche. In solchem Zustande hatte sie das von ihr nicht erwartete Urteil vernommen. Im ersten Augenblick glaubte sie sich verhöhrt zu haben und traute ihren Ohren nicht, so wenig vermochte sie sich in die Rolle einer zu Zwangsarbeit Verurteilten hineinzudenken. Als sie dann aber die geschäftsmäßigen, ruhigen Gesichter der Richter und Geschworenen sah, die das Urteil als etwas ganz Natürliches hinzunehmen schienen, da war ihre Empörung zum Durchbruch gekommen, und sie hatte es laut in den Saal hineingerufen, daß sie unschuldig sei. Als sie weiter sah, daß auch ihr Schreien als etwas Natürliches hingenommen wurde, das man erwartet hatte, das aber an der Sache nichts ändern konnte, brach sie in Tränen aus und fühlte deutlich, daß ihr nichts weiter übrig blieb, als sich dieser grausamen Ungerechtigkeit, die man an ihr begangen, und die sie so verblüfft hatte, zu fügen. Verblüffend hatte es namentlich auf sie gewirkt, daß es Männer waren, die dieses grausame Urteil über sie gefällt hatten — junge, oder doch noch nicht alte Männer, die sonst immer so freundliche Blicke für sie hatten. Nur einer von ihnen, der Staatsanwaltsgehilfe, schien feindselig gegen sie gestimmt. Als sie, die Eröffnung der Verhandlung erwartend, im Arrestantenzimmer gesessen hatte, war ihr, wie auch später in den

Pausen, aufgefallen, daß diese Männer unter irgendeinem Vorwand an der offenen Tür vorübergingen oder auch ins Zimmer traten, einzig, um sie zu sehen. Und nun hatten diese selben Männer sie plötzlich zu Zwangsarbeit verurteilt, obschon sie an dem Verbrechen, dessen man sie angeklagt hatte, völlig unschuldig war. Sie weinte zuerst, dann aber wurde sie still, saß in einem Zustande völliger Stumpfheit im Arrestantenzimmer und erwartete ihre Abführung. Sie hatte jetzt nur das eine Bedürfnis: eine Zigarette zu rauchen. In diesem Zustande trafen sie Kartinkin und die Botschkowa, die nach der Urteilsfällung in dasselbe Zimmer gebracht worden waren. Die Botschkowa begann sogleich über sie herzuziehen und nannte sie eine Zuchthäuslerin.

„Seht doch, herausschwindeln wollte sie sich — sie habe nichts genommen! Aber es ist ihr nicht gelungen, der gemeinen Dirne! Jetzt hat sie bekommen, was sie verdient hat! Wenn sie erst den Karren schieben muß, wird ihr die Putzsucht schon vergehen.“

Die Maslowa saß, die Hände in den Ärmeln des Arrestantenrocks, mit gesenktem Haupte da, blickte starr nach einem Fleck auf dem schmutzigen Fußboden und sagte nur: „Laßt mich doch in Ruhe, ich tue euch doch nichts! Warum laßt ihr mich nicht in Ruhe?“ Dies wiederholte sie mehrmals, und dann schwieg sie ganz still. Erst als die Botschkowa und Kartinkin weggebracht wurden und einer der Wächter eintrat, um ihr eine für sie bestimmte Summe von drei Rubeln zu übergeben, wurde sie ein wenig lebhafter.

„Bist du die Masłowa?“ fragte er barsch.

Als sie bejahte, gab er ihr das Geld und sagte:

„Da, nimm es, eine Dame schickt es dir.“

„Was für eine Dame?“

„Nimm's nur, und rede nicht erst lange!“

Das Geld hatte die Kitajewa ihr geschickt. Als sie das Gerichtsgebäude verließ, hatte sie sich an den Nuntius mit der Frage gewandt, ob sie der Masłowa etwas Geld geben dürfe. Der Nuntius hatte ihr gesagt, sie dürfe es. Sie hatte dann ihren dreiknöpfigen schwedischen Handschuh von der feisten weißen Hand gezogen und aus den hinteren Falten ihres seidenen Kleides eine elegante Geldtasche entnommen. Von den darin enthaltenen Kupons, die sie von den in ihrem Hause verdienten Wertpapieren frisch abgeschnitten hatte, nahm sie einen im Werte von zwei Rubeln und fünfzig Kopeken heraus, legte noch zwei Zwanzigkopekenstücke und ein Zehnkopekenstück dazu und übergab das Geld dem Nuntius. Dieser rief einen Aufseher herbei und übergab ihm die Summe in Gegenwart der Spenderin.

„Geben Sie es nur, bitte, richtig ab,“ sagte Karolina Albertowna zu dem Aufseher.

Der Aufseher fühlte sich durch ihr Mißtrauen gekränkt und hatte das der Masłowa durch seine Barschheit entgolten.

Die Masłowa freute sich über das Geld, weil sie sich dadurch das verschaffen konnte, wonach jetzt ihr ganzes Begehren ging.

„Nur Zigaretten wünsche ich mir jetzt, nur ein paar Züge möchte ich tun!“ sagte sie sich, und alle

ihre Gedanken waren auf diesen einen Gegenstand gerichtet. So heftig begehrte sie danach, daß sie beim Durchschreiten des Korridors begierig die nach Tabakqualm duftende Luft einsog, die aus der Tür eines Kabinetts herausströmte. Sie sollte jedoch noch eine ganze Weile warten, da der Sekretär, der sie entlassen hatte, über einem Disput, den er mit einem der Advokaten wegen eines Journalartikels begonnen, die Angeklagten ganz vergessen hatte.

Endlich gegen fünf Uhr wurde sie entlassen, und die beiden Eskortesoldaten, der Nischnijnwgoroder und der Tschuwasche, führten sie durch den hinteren Ausgang aus dem Gerichtsgebäude hinaus. Noch auf dem Flur des Gerichtsgebäudes hatte sie ihnen zwanzig Kopeken übergeben, mit der Bitte, zwei Weizenbrötchen und eine Schachtel Zigaretten dafür zu kaufen. Der Tschuwasche lachte, nahm das Geld und sagte: „Gut, kaufen wir.“ Und wirklich kaufte er ihr die Zigaretten und die Brote und gab ihr den Rest ehrlich zurück. Unterwegs durfte sie nicht rauchen, so daß sie, als sie vor dem Gefängnis ankam, noch immer diesen ungestillten Appetit auf eine Zigarette hatte. In dem Augenblick, da sie an die Gefängnistür gebracht wurde, näherte sich dieser ein Zug von etwa hundert Arrestanten, die mit der Bahn hertransportiert worden waren. Im Durchgang traf sie mit ihnen zusammen.

Die Arrestanten — alte und junge, Russen und Nichtrussen, bärtige und glattrasierte, einige auch mit halbrasierten Köpfen — erfüllten das Vorzimmer

mit dem Gerassel ihrer Fußfesseln, dem Geräusch ihrer Schritte, mit Staub und Lärm und scharfem Schweißgeruch. Als sie an der Maslowa vorübergingen, sahen sich alle nach ihr um, und etliche traten auf sie zu und faßten sie an.

„Ei, ist das ein Prachtmädel!“ sagte der eine. — „Mein Kompliment, Tantchen!“ sprach ein zweiter und blinzelte mit den Augen. Ein Schwarzer mit rasiertem blauem Nacken und einem Schnurrbart in dem sonst glattrasierten Gesicht sprang, mit seinen Fesseln klirrend und fast darüber stolpernd, auf sie zu und umarmte sie.

„Na, kennst du deinen Freund nicht mehr? Zier' dich doch nicht,“ brüllte er, die Zähne fletschend und die Augen weit aufreißend, als sie ihn zurückstieß.

„Was treibst du da, Halunke?“ schrie der Hilfsinspektor, der von hinten hinzutrat, ihn an.

Der Gefangene bückte sich und sprang rasch zur Seite, während der Hilfsinspektor auf die Maslowa losfuhr:

„Warum bist du hier?“

Die Maslowa wollte antworten, sie sei soeben vom Gericht hergebracht worden, aber sie war so müde, daß sie keine Worte fand.

„Vom Gericht hat man sie hergebracht, Euer Wohlgeboren,“ sagte der ältere der beiden Eskortesoldaten, sich durch die vorüberschreitenden Arrestanten hindurchzwängend und die Hand an die Mütze legend.

„Dann übergib sie dem Oberaufseher. Was ist das für eine Unordnung?“

„Zu Befehl, Euer Wohlgeboren.“

„Sokolow! Nimm sie in Empfang!“ rief er dem Oberaufseher zu.

Der Oberaufseher kam heran und stieß die Maslowa grimmig gegen die Schulter, dann winkte er ihr mit dem Kopfe und führte sie nach dem Korridor der Frauenabteilung. Hier wurde sie am ganzen Körper betastet und durchsucht, und als nichts Verbotenes bei ihr gefunden wurde — die Zigarettenschachtel hatte sie in einem der Weizenbrötchen versteckt — hieß man sie in dieselbe Zelle eintreten, aus der sie am Morgen abgeführt worden war.

29.

Die Zelle, in der die Maslowa eingesperrt war, war ein großer Raum von neun Arschin Länge und sieben Arschin Breite, mit zwei Fenstern, einem vorspringenden Ofen, von dem der Bewurf abgefallen war, und einer Anzahl Holzpritschen, die zwei Drittel des Raumes einnahmen. In der Mitte, der Tür gegenüber, befand sich ein dunkles Heiligenbild mit einer festgeklebten Wachskerze und einem darunter aufgehängten verstaubten Immortellenstrauß. Hinter der Tür links befand sich im Fußboden eine schwarz gewordene Stelle, auf der ein übelriechender Kübel seinen Platz hatte. Die Kontrolle war soeben vorüber, und die Frauen waren schon für die Nacht eingeschlossen.

Die Zelle zählte im ganzen fünfzehn Insassen: zwölf Frauen und drei Kinder.

Es war noch ganz hell, und erst zwei von den Frauen hatten ihre Pritschen aufgesucht: eine Blödsinnige, die wegen Mangels an Ausweispapieren eingesperrt war und fast immer, bis über den Kopf mit ihrem Schlafrock zugedeckt, schlief, und eine andere, die an der Schwindsucht litt und eine Strafe wegen Diebstahls abzubüßen hatte. Diese schlief nicht, sondern lag, den zusammengerollten Schlafrock als Kissen benutzend, mit weitgeöffneten Augen da und hielt, um nicht husten zu müssen, mühsam den kitzelnden und kluckernden Schleim in der Kehle zurück.

Von den übrigen Frauen, die alle barhäuptig und nur mit ihren groben Leinwandhemden bekleidet waren, saßen einige auf den Pritschen und nähten, während andere am Fenster standen und nach den über den Hof gehenden Arrestanten schauten. Unter den Nähenden befand sich auch jene Alte, welche die Maslowa, als sie am Morgen abgeholt wurde, hinausbegleitet hatte. Sie hieß Korablewa und war eine hochgewachsene, kräftige Frau von finsterem Aussehen, immer verdrießlich, voll Runzeln, mit einer herabhängenden großen Hautfalte unter dem Kinn, kurzem, dunkelblondem, an den Schläfen schon ergrautem Haar und einer haarbedeckten Warze auf der Wange. Diese Alte war zu Zwangsarbeit verurteilt, weil sie ihren Mann mit dem Beil erschlagen hatte. Sie hatte ihn erschlagen, weil er sich ihrer Tochter mit unsittlichen Absichten genähert hatte. Die Korablewa war die Stubenälteste in der Zelle und betrieb insgeheim

einen kleinen Branntweinhandel. Sie nähte mit der Brille und hielt mit ihrer abgearbeiteten großen Hand die Nadel nach Bauernart mit drei Fingern, die Spitze gegen sich gekehrt. Neben der Korablewa saß, wie diese mit dem Nähen von Segeltuchsäcken beschäftigt, eine kleine, stumpfnäsige, brünette Frau mit kleinen schwarzen Augen, gutmütig und geschwätzig. Es war eine Bahnwärterin, die zu drei Monaten Gefängnis verurteilt war, weil sie zu einem Zuge, der nachträglich verunglückte, nicht mit der Fahne herausgetreten war. Die dritte der nähernden Frauen war Fedoßja — Fenitschka, wie die Gefährtinnen sie nannten — eine zarte, rotwangige, noch ganz junge und sehr anmutige Frau, mit hellen blauen Kinderaugen und zwei langen blonden Zöpfen, die sie um den nicht großen Kopf gelegt trug. Sie saß im Gefängnis, weil sie ihren Mann zu vergiften versucht hatte. Sie hatte den Vergiftungsversuch sogleich nach ihrer Hochzeit gemacht, nachdem man sie als kaum Sechzehnjährige verheiratet hatte. In den acht Monaten, die sie gegen Stellung einer Kaution während der Dauer der Untersuchung in Freiheit verbrachte, hatte sie sich nicht nur mit ihrem Manne ausgesöhnt, sondern ihn sogar liebgewonnen, so daß, als das Urteil sie traf, sie mit ihm ein Herz und eine Seele war. Obschon der Mann wie der Schwiegervater, besonders aber die Schwiegermutter, die sie in ihr Herz geschlossen hatte, alle Anstrengungen gemacht hatten, um ihre Freisprechung zu erreichen, wurde sie doch zur Verschickung nach Sibirien, in die Zwangsarbeit, verurteilt. Die gutherzige, muntere,

gern lächelnde Fedoßja war die Pritschennachbarin der Maslowa, und sie war der Maslowa nicht nur herzlich zugetan, sondern hielt es auch für ihre Pflicht, für sie zu sorgen und ihr zu dienen. Noch zwei Frauen saßen ohne Beschäftigung auf den Pritschen: die eine von ihnen mochte etwa vierzig Jahre zählen, hatte ein blasses, mageres Gesicht, das anscheinend früher sehr schön gewesen war, und hielt ein Kind in den Armen, dem sie soeben die Brust gab. Ihr Verbrechen bestand darin, daß sie an einer Rekrutenbefreiung teilgenommen hatte. Als aus ihrem Heimatdorf ein Rekrut fortgebracht werden sollte, der nach den Begriffen der Bauern gesetzwidrig eingezogen war, hatte das Volk den Bezirkskommissar, der ihn abholte, umringt und ihm den Rekruten entrissen. Diese Frau nun, eine Tante des gesetzwidrig eingezogenen jungen Mannes, war zuerst dem Pferde in den Zügel gefallen, das vor den zur Transportierung des Rekruten bestimmten Wagen gespannt war. Ferner saß da noch unbeschäftigt auf ihrer Pritsche eine kleine, ganz mit Runzeln bedeckte, gutmütig dreinschauende Alte mit grauem Haar und gekrümmtem Rücken. Die Alte saß ganz nahe am Ofen und tat, als wolle sie ein vierjähriges, kurzgeschorenes, dickbäuchiges Bürschchen fangen, das sich vor Lachen ausschütten wollte. Der Kleine lief im bloßen Hemd immer wieder vorüber und wiederholte jedesmal die Worte: „Etsch, du hast mich nicht gekriegt!“ Diese Alte war samt ihrem Sohne wegen Brandstiftung angeklagt und ertrug die Gefangenschaft mit größter Gutmütigkeit, nur daß sie sich um ihren Sohn grämte, der mit

ihr zugleich eingesperrt worden war, und noch mehr um ihren Alten, der, wie sie fürchtete, ohne sie ganz verkommen und verlausen würde, da die Schwiegertochter davongegangen war und er niemanden mehr hatte, der ihn gewaschen hätte.

Außer diesen sieben Frauen standen noch vier an einem der offenen Fenster, hielten sich an dem eisernen Gitter fest und unterhielten sich durch Zeichen und Zurufe mit der Arrestanten im Hofe — denselben, mit denen die Maslowa vorher am Eingang zusammengetroffen war. Eine dieser Frauen, die eine Strafe wegen Diebstahls zu verbüßen hatte, war eine große, schwerfällige, rot-haarige Person mit hängendem Bauche und gelblich-blassen Zügen. Sie war im Gesicht, an den Armen und an dem dicken, aus dem offenstehenden Kragen hervortretenden Halse ganz mit Sommersprossen bedeckt. Sie rief mit heiserer Stimme unanständige Worte laut zum Fenster hinaus. Neben ihr stand eine brünette Arrestantin von plumper Figur, kaum so groß wie ein zehnjähriges Mädchen, mit langem Rücken und ganz kurzen Beinen. Ihr Gesicht war rot und fleckig, mit weit auseinanderstehenden schwarzen Augen und dicken, kurzen Lippen, die die hervortretenden weißen Zähne nicht bedeckten. Sie lachte über das, was im Hofe vorging, mit einem stoßweisen, quiekenden Lachen. Diese Arrestantin, die sehr putsüchtig war und davon den Spitznamen „Schönlieschen“ hatte, war wegen Diebstahls und Brandstiftung in Untersuchung. Hinter ihnen stand, in einem sehr schmutzigen grauen Hemd, eine höchst kläglich aussehende, magere,

sehnige Frau in hochschwangerem Zustande, die wegen Hehlerei verurteilt war. Diese Frau schwieg, doch sah sie die ganze Zeit mit einem wohlgefälligen, glücklichen Lächeln auf die Vorgänge im Hofe. Die vierte der am Fenster stehenden Frauen war eine kleine, stämmige Bäuerin mit stark hervortretenden Augen und gutmütigem Gesichte; sie hatte eine Strafe wegen heimlichen Branntweinverkaufs abzumachen. Diese Frau war die Mutter des kleinen Knaben, der mit der Alten spielte, und eines siebenjährigen Mädchens, das gleich dem Knaben mit ihr ins Gefängnis gekommen war, da es sonst keinen Verbleib hatte. Die Mutter der beiden Kinder sah gleichfalls zum Fenster hinaus, strickte dabei jedoch an ihrem Strumpfe weiter, runzelte mißbilligend die Stirn und schloß die Augen, um ihre Mißbilligung über das, was die Arrestanten draußen im Hofe trieben, zum Ausdruck zu bringen. Ihr Töchterchen dagegen, das siebenjährige Mädchen, stand mit dem aufgelösten weißlichen Haar, im bloßen Hemdchen, neben der Rothhaarigen, hielt sich mit den mageren kleinen Händchen an ihr fest, horchte aufmerksam, die Augen weit aufreißend, auf die schmutzigen Reden, welche die Frauen mit den Arrestanten tauschten, und wiederholte die widerlichen Worte flüsternd, als wolle sie sie auswendig lernen. Die zwölfte Arrestantin war die Tochter eines Küsters, die ihr Kind im Brunnen ertränkt hatte. Sie war ein hochgewachsenes, stattliches Mädchen mit großen, vortretenden Augen und einem nicht langen, starken blonden Zopfe, aus dem die Haare sich wirr hervordrängten. Ohne dem, was rings um sie

vorging, irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken, schritt sie barfuß, nur mit dem schmutzigen grauen Hemd bekleidet, in dem freien Raume der Zelle auf und ab und wandte sich jedesmal, sobald sie die Wand erreichte, jäh und rasch um.

30.

Als das Schloß klirrte und die Maslowa in die Zelle eingelassen wurde, wandten sich alle nach ihr um. Selbst die Küsterstochter blieb stehen und sah, die Augenbrauen emporziehend, auf die Eintretende, doch sagte sie kein Wort, sondern begann sogleich wieder mit ihren großen, festen Schritten auf und ab zu gehen. Die Korablewa steckte die Nadel in die grobe Leinwand und starrte fragend durch die Brille die Maslowa an.

„Ach du meine Güte, nun kommst du doch zurück! Und ich glaubte bestimmt, sie würden dich freisprechen!“ sagte sie mit ihrer heiseren, fast männlichen Baßstimme. „Sie haben dich verknackt, wie?“

Sie nahm die Brille ab und legte ihre Näharbeit neben sich auf die Pritsche.

„Wir sprachen nämlich davon, mein Herzchen, ich und die Tante nämlich, daß sie dich wohl gleich freilassen würden,“ begann sogleich die Bahnwärterin mit ihrer singenden Stimme. „Es kommt ja wohl vor, sagt man, und sogar Geld geben sie einem zu, wenn man 'ne glückliche Stunde trifft. Und nun ist's doch anders gekommen, unsere Ahnungen sind nicht eingetroffen! Der Herrgott

macht's eben nach seinem Willen, wie es scheint, mein Herzchen," fuhr sie ohne Unterbrechung in ihrer angenehm klingenden, freundlichen Rede fort.

„Bist du wirklich verurteilt?“ fragte Fedoßja und sah dabei die Maslowa mit ihren hellblauen Kinderaugen voll zärtlichen Mitleids an. Ihr munteres, jugendliches Gesicht war mit einem Schlage ganz verändert, und sie schien dem Weinen nahe.

Die Maslowa antwortete nicht, sondern ging schweigend nach ihrem Platze, dem zweiten in der Reihe, neben der Korablewa. Dort ließ sie sich auf den Brettern der Pritsche nieder.

„Du hast am Ende noch gar nichts gegessen,“ sagte Fedoßja, erhob sich und trat auf die Maslowa zu.

Die Maslowa legte, ohne ein Wort zu sagen, die Weizenbrötchen an das Kopfende und begann sich zu entkleiden — sie zog den staubigen Gefängnisrock aus, nahm das Tuch von dem krausen schwarzen Haar und setzte sich.

Auch die bucklige Alte, die am andern Ende der Pritschenreihe mit dem kleinen Knaben gespielt hatte, trat näher und blieb vor der Maslowa stehen.

„Tz, tz, tz!“ machte sie mit der Zunge und schüttelte mitleidig den Kopf.

Der kleine Knabe war gleichfalls hinter der Alten hergekommen und starrte, den Mund spitzend, mit weitgeöffneten Augen auf die Weizenbrötchen, welche die Maslowa mitgebracht hatte. Als diese jetzt alle die mitleidvollen Gesichter sah, war sie nach alledem, was heute mit ihr geschehen, fast den Tränen nahe, und ihre Lippen begannen zu

zucken. Sie hatte sich so lange zu beherrschen gewußt — bis die Alte mit dem Kleinen herankam. Als sie dieses gutmütige, mitleidvolle „Tz, tz!“ vernahm, und als dann vor allem ihr Blick den ernstesten, großen Augen des Kleinen begegnete, die sich von den Weizenbrötchen hinweg ihr zugewandt hatten, da konnte sie nicht länger an sich halten. Ihr ganzes Gesicht verzog sich, und sie brach in heftiges Weinen aus.

„Ich sagte es dir ja gleich: nimm dir einen richtigen Verteidiger!“ meinte die Korablewa. „Was ist's denn nun geworden? Verschickung?“ fragte sie.

Die Maslowa wollte antworten, vermochte es jedoch nicht, sondern zog schluchzend aus dem Weizenbrötchen die versteckte Zigarettenschachtel, auf der eine rotwangige Schöne mit sehr hoher Frisur und dreieckigem Kleiderausschnitt abgebildet war, und reichte die Schachtel der Korablewa. Die Korablewa besah sich das Bildchen, schüttelte mißbilligend den Kopf darüber, daß die Maslowa so unnütz ihr Geld vergeude, nahm eine Zigarette heraus, setzte sie an der Lampe in Brand, tat selbst einen Zug daraus und gab sie dann an die Maslowa. Die Maslowa begann, immer noch weinend, gierig Zug um Zug den Tabakrauch in sich einzuziehen und wieder auszustoßen.

„Zwangsarbeit,“ sagte sie aufschluchzend.

„Daß sie den Herrgott nicht fürchten, diese Menschenschinder! Diese Blutsauger verfluchten!“ sprach die Korablewa grimmig. „Ein schuldloses Mädchen zu verurteilen!“

In diesem Augenblick ließ sich in der Gruppe

der am Fenster stehenden Frauen ein schallendes Gelächter vernehmen. Auch das kleine Mädchen lachte, und ihr feines Kinderlachen floß zusammen mit dem heiseren, kreischenden Lachen der Erwachsenen. Einer der Arrestanten im Hofe hatte irgend etwas getan, was dieses Lachen der aus dem Fenster blickenden Frauen hervorrief.

„Nein, dieser glattrasierte Köter! Was dem Burschen einfällt!“ rief die Rothaarige laut, während ihr ganzer fetter Körper vor Lachen wackelte. Und das Gesicht gegen das Gitter pressend, rief sie sinnlose, zotige Worte zum Fenster hinaus.

„Seht doch — dieses alte Trommelfell! Wie sie wiehert!“ sagte die Korablewa, mit dem Kopfe nach der Rothaarigen winkend, und wandte sich dann wieder zur Masłowa. „Wieviel Jahre?“

„Vier,“ sagte die Masłowa, und die Tränen flossen so reichlich aus ihren Augen, daß eine davon auf die Zigarette fiel. Ärgerlich zerknüllte sie die Zigarette, warf sie fort und nahm eine zweite heraus.

Die Bahnwärterin griff, obgleich sie nicht rauchte, sogleich nach dem Stummel und bog ihn gerade, wobei sie wieder zu reden und zu reden begann.

„Es scheint wirklich zu stimmen, mein Herzchen,“ sagte sie, „daß die Schweine die Wahrheit aufgefressen haben. Sie machen, was sie wollen. Wir glaubten doch ganz bestimmt, daß sie dich freilassen würden. Die Matwjejewna meinte: sie werden sie freilassen, ich aber sagte: nein, sagt' ich, mein Herzchen, ich hab' 'ne Ahnung, daß sie sie

verschlucken; na, und so ist's auch gekommen," sagte sie, offenbar mit ganz besonderem Vergnügen den Klang ihrer Stimme belauschend.

Um diese Zeit hatten bereits alle Arrestanten den Hof passiert. Die Frauen, die sich mit ihnen durch das Fenster unterhalten hatten, verließen dieses nun und kamen gleichfalls zur Maslowa heran. Zuerst trat die heimliche Branntweinhändlerin mit den vorquellenden großen Augen samt ihrem Mädchen an sie heran.

„Warum sie nur so streng waren?“ begann sie, sich neben die Maslowa setzend und an ihrem Strumpfe fleißig weiterstrickend.

„Weil sie kein Geld hat, darum sind sie so streng mit ihr. Hätte sie Geld gehabt und sich einen geschickten Kerl genommen, dann wäre sie sicher freigesprochen worden," sagte die Korablewa. „Da gibt's solch einen — mit struppigem Haar so, und langer Nase, der bringt dich trocken aus jedem Wasser heraus, meine Liebe! Wenn sie den so hätte nehmen können!“

„Ja, erst kriegen!“ sagte Schönlieschen mit spöttischem Grinsen und setzte sich zu ihnen. „Der spuckt noch nicht mal für dich aus, wenn du ihm nicht wenigstens tausend Rubel gibst.“

„Es scheint dir schon mal so in den Sternen geschrieben," bemerkte die Alte, die wegen Brandstiftung angeklagt war. „Jeder hat eben sein Päckchen: wenn ich so bedenke, wie jener dort meinem Jungen die Frau abspenstig gemacht und ihn ins Loch gebracht hat, und mich obendrein dazu auf die alten Tage!“ begann sie zum hundertsten Mal

ihré eigene Geschichte zu erzählen. „Gefängnis und Bettelsack — die darf man nie verschwören. Kriegt man nicht das eine, muß man zum andern greifen.“

„s ist schwer, Kirschen zu essen mit den großen Herren,“ sagte die Bäuerin, die wegen verbotenen Branntweinhandels saß, während sie zugleich einen Blick auf den Scheitel des Mädchens warf, rasch den Strumpf hinlegte, den Kopf des Mädchens in ihren Schoß nahm und mit behenden Fingern ihn abzusuchen begann. „Warum handelst du mit Branntwein?“ — „Und womit soll ich meine Kinder ernähren?““ sagte sie, ihre gewohnte Beschäftigung fortsetzend.

Diese Worte der Schankwirtin brachten der Maslowa den Branntwein in Erinnerung.

„Ich möcht' ein Gläschen trinken,“ sagte sie zur Korablewa, sich mit dem Hemdärmel die Tränen abwischend und nur noch ab und zu aufschluchzend.

„Möchtest du? Warum nicht, gib her!“ sagte die Korablewa.

31.

Die Maslowa holte ihr gleichfalls in dem Weizenbrot verborgenes Geld hervor und gab der Korablewa den Kupon. Die Korablewa nahm den Kupon, beguckte ihn und ließ sich, da sie selbst des Lesens unkundig war, durch Schönlieschen, die als allwissend galt, bestätigen, daß das Papierchen einen Wert von zwei Rubeln und fünfzig Kopeken habe. Dann ging sie nach dem Abzugsloch des Ofens und holte die dort versteckte Branntweinflasche her-

vor. Als die Frauen, die nicht ihre Pritschennachbarinnen waren, dies sahen, gingen sie an ihre Plätze. Die Maslowa schüttelte inzwischen den Staub von ihrem Rocke und dem Kopftuch, kroch auf die Pritsche und begann die Weizenbrötchen zu verzehren.

„Ich habe dir Tee aufgehoben, doch er wird kalt geworden sein,“ sprach Fedoßja zu ihr und holte von dem Wandbrett eine mit Fußlappen umwickelte Blechkanne und einen Trinkbecher herunter.

Das Getränk war ganz kalt und schmeckte mehr nach dem Blech als nach Tee, aber die Maslowa goß sich den Becher voll und trank ihn zu ihrem Weißbrot aus.

„Da, nimm, Finaschka,“ sagte sie und gab dem kleinen Bürschchen, das dastand und ihr in den Mund sah, ein Stück von dem Brote.

Die Korablewa reichte ihr inzwischen die Flasche mit dem Branntwein und dem Becher. Die Maslowa bot der Korablewa und Schönlieschen von dem Branntwein an. Diese drei Arrestantinnen bildeten die Aristokratie der Zelle, weil sie Geld hatten und auch den andern von dem, was sie besaßen, abgaben.

Einige Minuten darauf war die Maslowa munter geworden und erzählte nun flott von der Gerichtsverhandlung, wobei sie den Staatsanwalt nachäffte und das, was ihr besonders aufgefallen war, hervorhob. Vor allem war ihr aufgefallen, daß die Männer ihr überall nachliefen, wo sie sich nur zeigte. So wenigstens schien es ihr: im Verhandlungssaal hatten alle nur für sie Augen, erzählte sie, und jeden

Augenblick kamen sie in das Arrestantenzimmer, um sie anzusehen.

„Auch der Eskortesoldat meinte: ‚Sie alle wollen dich sehen‘. Kommt so einer und fragt: ‚Wo ist denn das und das Aktenstück?‘ oder sonst etwas, und ich sehe, daß er gar kein Aktenstück braucht, sondern nur nach mir guckt und mich mit den Augen verschlingt,“ sagte sie lächelnd und schüttelte wie verwundert den Kopf. „Das sind mir Artisten!“

„Ja, so ist's mal,“ fiel die Bahnwärterin ein, und sogleich floß ihr klingender Redestrom weiter. „Wie die Fliegen auf den Zucker stürzen sie drauf los. Für etwas anderes sind sie nicht zu haben, damit aber kann man sie fangen! Trocken Brot ist nichts für die Brüder . . .“

„Und hier war dieselbe Geschichte,“ unterbrach sie die Maslowa. „Auch hier bin ich gleich an die Rechten geraten. Wie man mich zurückbrachte, kam gerade eine Arrestantenabteilung vom Bahnhof. Die Kerle kamen mir gleich auf den Hals — ich wußte gar nicht, wie ich sie loswerden sollte. Ein Glück noch, daß der Hilfsinspektor sie fortgetrieben hat. Einer setzte mir so zu, daß ich ihn nur mit Gewalt loswerden konnte.“

„Was für einer war's denn?“ fragte Schönlieschen.

„So ein Schwarzer mit einem Schnurrbart.“

„Das war er ganz gewiß . . .“

„Wer denn?“

„Na, der Schtscheglow. Derselbe, der eben hier vorüberging.“

„Was für ein Schtscheglow ist das?“

„Die kennt nicht einmal den Schtscheglow! Schtscheglow ist zweimal aus der Zwangsarbeit entflohen. Jetzt haben sie ihn gekriegt, aber er wird schon wieder ausreißen. Selbst die Aufseher fürchten sich vor ihm,“ sagte Schönlieschen, die den Arrestanten heimlich Zettel zuzustecken pflegte und alles wußte, was im Gefängnis vorging. „Ganz sicher wird er ausreißen!“

„Was nützt uns das, wenn er uns nicht mitnimmt!“ versetzte die Korablewa. „Sag' lieber,“ wandte sie sich an die Maslowa, „was dir der Ablakat von wegen der Bittschrift gesagt hat! Die muß doch jetzt eingereicht werden!“

Die Maslowa sagte, sie wisse von nichts.

In diesem Augenblick kam die Rothaarige, mit den sommersprossigen Händen in dem zerzausten, dichten Haar wühlend und mit den Nägeln ihre Kopfhaut bearbeitend, auf die Branntwein trinkenden Aristokratinnen zu.

„Ich will dir alles sagen, Katerina, wie man's macht,“ begann sie. „Zuerst mußst du aufschreiben, daß du mit dem Gericht unzufrieden bist, und dann mußt du es dem Staatsanwalt melden.“

„Was willst du denn hier?“ wandte sich die Korablewa mit ihrer knurrigen Baßstimme an sie. „Hast wohl den Branntwein gewittert? Brauchst uns nichts vorzumachen, wir wissen auch ohne dich, was zu tun ist, wir brauchen dich nicht.“

„Ich rede doch nicht mit dir, was zerreißt du dir das Maul?“

„Ein Schnäpschen möchtest du haben, darum schlängelst du dich so heran!“

„So biet ihr doch ein Gläschen an!“ sagte die Maslowa, die gern allen von dem, was sie hatte, etwas abgab.

„Etwas ganz anderes werde ich' ihr anbieten!“

„Na, komm nur an!“ rief die Rothaarige und drang auf die Korablewa ein. „Ich hab' keine Angst vor dir!“

„Alte Zuchthausvettel!“

„Was mir schon so eine sagt!“

„Ekelhafter Fettwanst! Fettwanst!“

„Was sagst du — Fettwanst? Du Zuchthäuserin! Du Seelenverderberin!“ schrie die Rothaarige.

„Geh, sag' ich dir!“ versetzte die Korablewa finster.

Aber die Rothaarige rückte immer dichter heran, und die Korablewa stiess sie gegen die entblösste, fette Brust. Das schien die Rothaarige nur erwartet zu haben, denn mit einer raschen Bewegung griff sie plötzlich mit der einen Hand in das Haar der Korablewa, während sie ihr mit der andern Hand einen Schlag ins Gesicht zu versetzen suchte, den die Korablewa jedoch abwehrte, indem sie den Arm der Rotharigen festhielt. Die Maslowa und Schönlieschen packten nun die Rothaarige bei den Armen und suchten sie von der Korablewa wegzuzerren, aber die Hand der Roten hatte sich in dem Haar der andern ganz festgekrampft und liess nicht los. Für einen Augenblick lockerte sie dann den Griff, jedoch nur, um das Haar desto straffer um die Faust zu wickeln. Die Korablewa, deren Kopf ganz

zur Seite gekrümmt war, schlug mit der einen Hand die Rote gegen den Leib, während sie mit den Zähnen nach ihren Armen schnappte. Die übrigen Frauen drängten sich schreiend um die Kämpfenden und suchten sie auseinander zu bringen. Selbst die Schwindsüchtige war herangekommen und sah hastend auf die kämpfenden Weiber. Die Kinder schmiegt sich aneinander und weinten. Auf den Lärm kam die Aufseherin mit dem Aufseher herein. Die Streitenden wurden getrennt; die Korablewa löste ihren grauen Zopf auf und entfernte daraus die ausgerissenen Haare, während die Rothaarige dastand und vergeblich das zerfetzte Hemd über der gelben Brust zusammenzuhalten suchte; beide schrien, beschwerten sich übereinander und erzählten den Vorfall auf ihre Weise.

„Ich weiß schon, der Branntwein war's wieder einmal — morgen sag' ich's dem Inspektor, der wird's euch schon anstreichen! Wie das hier riecht — ihr habt wieder getrunken,“ sagte die Aufseherin. „Seht nur zu, dass' alles wegkommt, sonst geht es euch schlecht. Zu grossen Untersuchungen ist keine Zeit, marsch auf eure Plätze, und den Mund gehalten!“

Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis es ganz still ward. Lange noch zankten sich die Frauen und erzählten einander, wie es angefangen habe, und wer schuld sei. Endlich entfernten sich der Aufseher und die Aufseherin, und die Frauen verstummten nach und nach und legten sich nieder. Die Alte trat vor das Heiligenbild und begann zu beten.

„Zwei Zuchthäuslerinnen haben sich zusammen-

gefunden!“ liess sich plötzlich vom andern Ende der Pritschenreihe die heisere Stimme der Rothhaarigen vernehmen, und eine Flut von ausgesucht gemeinen Schimpfworten folgte der Bemerkung.

„Nimm dich in acht, dass du nicht noch was abkriegst,“ erwiderte die Korablewa prompt und sparte gleichfalls die Schimpfreden nicht. Beide wurden dann still.

„Wenn sie mich nur nicht festgehalten hätten — ich hätte ihr das Weiße aus den Augen ausgekratzt!“ begann die Rote nach einem Weilchen von neuem, und die Korablewa liess nicht lange mit der Antwort auf sich warten.

Wieder kam eine, diesmal schon längere Pause, und wieder folgten die gegenseitigen Scheltreden. Immer länger und länger wurden die Pausen, bis endlich alles ruhig geworden war.

Alle lagen auf ihren Pritschen, und einige schnarchten schon; nur die Alte, die stets sehr lange zu beten pflegte, machte immer noch ihre Verbeugungen vor dem Heiligenbild, während die Küsterstochter, sobald die Aufseherin sich entfernt hatte, von neuem ihre Wanderung durch die Zelle aufnahm.

Die Masłowa schlief nicht und dachte nur immer daran, dass sie jetzt zu Zwangsarbeit verurteilt, dass sie eine Zuchthäuslerin sei. Zweimal schon war sie so genannt worden, zuerst von der Botschkowa und dann von der Rothhaarigen — sie konnte sich gar nicht an den Gedanken gewöhnen.

Die Korablewa, die ihr bisher den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich jetzt nach ihr um.

„Nie hätte ich mir das träumen lassen,“ sagte die Maslowa leise. „Was haben andere nicht so manchmal begangen, und es ist ihnen nichts passiert! Und ich soll um nichts und wieder nichts leiden!“

„Gräm' dich nicht, Mädcl. Auch in Sibirien gibt's Menschen. Auch dort wirst du nicht umkommen,“ versuchte die Korablewa sie zu trösten.

„Ich weiss, dass ich nicht umkommen werde, aber es ist doch so kränkend. Ein ganz anderes Schicksal müsst' ich haben, so wie ich ans gute Leben gewöhnt bin!“

„Gegen Gott kannst du nicht streiten,“ sagte die Korablewa mit einem Seufzer. „Gegen Ihn kommst du nicht auf.“

„Ich weiss es, Tantchen, aber es fällt einem doch schwer.“ Sie schwiegen ein Weilchen.

„Hörst du? Jetzt flennt sie!“ sagte die Korablewa zur Maslowa, an deren Ohr vom andern Ende der Pritschenreihe seltsame Laute drangen.

Es war das unterdrückte Schluchzen der Rothaarigen, das zu ihnen drang. Sie weinte, dass man sie ausgescholten und geschlagen und ihr keinen Branntwein gegeben hatte, von dem sie gar so gern getrunken hätte. Sie weinte auch darüber, dass sie ihr ganzes Leben lang nichts kennen gelernt hatte als nur Scheltworte, Spottreden, Beleidigungen und Schläge. Um sich ein klein wenig zu trösten, dachte sie an ihre erste Liebe zu dem Fabrikarbeiter Fedjka Molodenjkow, aber da mußte sie auch gleich daran denken, wie diese Liebe geendet hatte. Sie hatte damit geendet, daß eben dieser Molodenjkow sie in betrunkenem Zustande zum Scherz an der empfind-

lichsten Körperstelle mit Schwefelsäure begossen und mit den Kameraden laut über sie gelacht hatte, als er sah, wie sie sich vor Schmerzen krümmte und wand. Daran erinnerte sie sich jetzt, und sie fühlte tiefes Mitleid mit sich selbst, und weil sie dachte, daß niemand sie höre, begann sie ganz laut zu weinen, in der Art, wie die Kinder weinen: stöhnend, und mit der Nase schnaubend, und die salzigen Tränen hinunterschluckend.

„Sie kann einem doch leid tun,“ sagte die Maslowa.

„Gewiss kann sie das — aber warum fängt sie an?“

32.

Das erste Gefühl, das Nechljudow am folgenden Tage beim Erwachen empfand, war, daß mit ihm etwas geschehen sei, und bevor er sich noch klar gemacht hatte, was dieses Etwas sei, wusste er bereits, daß es etwas Wichtiges und Gutes sei. „Katjuscha, das Gericht,“ ging's ihm durch den Kopf, und er sagte sich, daß er nun die Lüge von sich tun müsse. Und welch merkwürdiges Zusammentreffen: an demselben Morgen kam endlich auch jener längst erwartete Brief von Maria Wassiljewna, der Frau des Adelsmarschalls, dieser Brief, dessen er jetzt so notwendig bedurfte! Sie gab ihm seine volle Freiheit zurück und wünschte ihm Glück zu seiner bevorstehenden Heirat.

„Heirat!“ sagte er ironisch. „Wie weit bin ich jetzt davon entfernt!“

Und er erinnerte sich seiner gestrigen Absicht, alles ihrem Manne zu sagen, ihm seine Reue auszudrücken und sich zu jeder Genugtuung bereit zu erklären.

Am heutigen Morgen jedoch erschien ihm das nicht so leicht wie gestern. „Und dann — warum soll ich einen Menschen unglücklich machen, wenn er von nichts weiss? Sollte er mich fragen — nun, dann werde ich es ihm sagen. Aber eigens dazu hingehen, um es ihm zu sagen? Nein, das ist nicht nötig.“

Ebenso schwer erschien es ihm am heutigen Morgen, Missi die ganze Wahrheit zu sagen. Auch hier ging es nicht an, davon anzufangen — das wäre beleidigend gewesen. Es war eben unvermeidlich, dass in vielen Lebensverhältnissen etwas Unausgesprochenes blieb. Einen Entschluß aber faßte er an diesem Morgen: nicht mehr zu den Kortschagins zu gehen und ihnen die Wahrheit zu sagen, wenn sie ihn fragten.

Dafür sollte jedoch in seinen Beziehungen zu Katjuscha alles restlos ausgesprochen und geklärt werden.

„Ich werde in das Gefängnis gehen, werde ihr alles sagen und sie bitten, mir zu verzeihen. Und wenn es sein muss — ja, wenn es sein muss, werde ich sie heiraten,“ dachte er.

Dieser Gedanke, um der sittlichen Gerechtigkeit willen alles zu opfern und sie zu heiraten, hatte für ihn an diesem Morgen etwas ganz besonders Rührendes.

Schon lange hatte er sich für einen Tag nicht

mehr mit solcher Energie gerüstet. Als Agrafena Petrowna zu ihm ins Zimmer trat, erklärte er ihr sogleich mit einer Entschiedenheit, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, daß er die Wohnung und ihre Dienste nicht mehr brauche. Man war seiner Zeit stillschweigend übereingekommen, dass er diese grosse, teure Wohnung behalten solle, um sie später, nach seiner Verheiratung, als Familienwohnung zu benutzen. Dass er nun die Wohnung aufgab, musste eine ganz besondere Bedeutung haben. Agrafena Petrowna sah ihn denn auch, als er es ihr ankündigte, nur kopfschüttelnd an.

„Ich danke Ihnen, Agrafena Petrowna, für alle Ihre Sorge um mich, aber ich brauche jetzt weder eine so grosse Wohnung, noch auch die ganze Dienerschaft. Wenn Sie mir jedoch behilflich sein wollen, dann haben Sie die Güte, sich der Sachen anzunehmen und sie vorläufig wegzuräumen, wie es bei Mama geschah. Und wenn Natascha kommt“ — Natascha war Nechljudows Schwester — „dann mag sie alles weitere anordnen.“

Agrafena Petrowna schüttelte den Kopf.

„Wieso denn wegräumen? Man wird doch die Sachen noch brauchen,“ sagte sie.

„Nein, man wird sie nicht brauchen, Agrafena Petrowna, man wird sie ganz bestimmt nicht brauchen,“ sagte Nechljudow, und aus seinen Worten klang etwas, das auf ihr Kopfschütteln Antwort gab. „Sagen Sie, bitte, auch Kornej, dass ich ihm sein Gehalt für zwei Monate im voraus bezahlen werde, daß ich seiner Dienste jedoch nicht mehr bedarf.“

„Das sollten Sie doch alles nicht tun, Dmitrij

Iwanowitsch,“ sagte sie. „Sagen wir mal, Sie reisen ins Ausland — dann werden Sie doch die Wohnung nach Ihrer Rückkehr wieder brauchen!“

„Ihre Annahme ist nicht richtig, Agrafena Petrowna. Ich reise nicht ins Ausland; wenn ich reise, so geht es anderswohin.“

Er wurde plötzlich purpurrot.

„Ja, ich muss es ihr sagen,“ dachte er — „es liegt kein Grund vor, es zu verschweigen. Alles muss gesagt werden, alle sollen es wissen.“

„Mir ist gestern etwas sehr Merkwürdiges und Bedeutsames begegnet,“ sagte er. „Erinnern Sie sich der Katjuscha, die bei der Tante Maria Iwanowna war?“

„Gewiss doch, sie hat bei mir nähen gelernt.“

„Nun, diese Katjuscha hat gestern vor dem Schwurgericht gestanden, und ich war Geschwo-rener.“

„Ach mein Gott, wie traurig!“ sagte Agrafena Petrowna.

„Was hat sie denn begangen?“

„Einen Mord — und den habe in Wirklichkeit ich begangen.“

„Wieso haben Sie ihn denn begangen? Sie reden so sonderbar“, sagte Agrafena Petrowna, und in ihren alten Augen zuckte ein Flämmchen auf.

Sie kannte die Geschichte Katjuschas.

„Ja, ich bin an allem schuld. Und das hat alle meine Pläne geändert.“

„Was für eine Änderung kann denn daraus für Sie entstehen?“ sagte Agrafena Petrowna, ihr Lächeln zurückhaltend.

„Wenn ich die Ursache bin, daß sie diesen Weg eingeschlagen hat, dann muss ich auch alles tun, was ich kann, um ihr zu helfen.“

„Das ist Ihr guter Wille — jedenfalls trifft Sie da keine besondere Schuld. Das kann jedem passieren, und wenn es vernünftig angefasst wird, wird es eben wieder gut gemacht und vergessen, und man lebt weiter,“ sagte Agrafena Petrowna streng und ernst. „Sie brauchen sich das nicht so zu Herzen zu nehmen. Ich hatte schon davon gehört, dass sie auf Abwege geraten ist, wer ist da also schuld?“

„Ich bin schuld, und darum will ich es wieder gut machen.“

„Nun, es dürfte wohl schwer sein, das wieder gut zu machen.“

„Das ist meine Sache. Und wenn Sie dabei an sich selbst denken, so will ich Ihnen nur sagen, dass der Wunsch Mamas...“

„Ich habe nicht an mich gedacht. Die Gottselige hat so reichlich für mich gesorgt, dass ich keine Wünsche mehr habe. Lisanka“ — ihre verheiratete Nicht — „bittet mich, zu ihr zu ziehen, und ich werde zu ihr gehen, sobald ich hier nicht mehr nötig bin. Machen Sie sich nur keine unnützen Sorgen über die Sache — so etwas kommt doch überall vor.“

„Nun, ich bin anderer Meinung. Jedenfalls bitte ich Sie, mir beim Aufgeben der Wohnung und beim Wegräumen der Sachen zu helfen. Seien Sie mir nicht böse — ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar für alles.“

Es war eine merkwürdige Erscheinung, daß von dem Augenblick an, da Nechljudow begriffen hatte,

daß er ein schlechter Mensch und sich selbst zuwider sei, alle andern aufhörten, ihm zuwider zu sein, er empfand vielmehr allen andern, zumal Agrafena Petrowna und Kornej gegenüber, ein Gefühl der Achtung und Sympathie.

Er wollte auch Kornej gegenüber beichten, doch Kornej hatte eine so ehrerbietig-ernsthafte Miene aufgesetzt, daß er sich nicht dazu entschließen konnte.

Als Nechljudow, durch dieselben Straßen und mit demselben Droschkenkutscher nach dem Gericht fuhr, staunte er über sich selbst, wie sehr er sich heute als ein völlig anderer Mensch fühlte.

Eine Heirat mit Missi, die ihm noch gestern so nahe gelegen hatte, erschien ihm jetzt als etwas ganz Unmögliches. Gestern hatte er die Situation so angesehen, als ob gar kein Zweifel daran möglich wäre, daß sie glücklich sein würde, ihn zu heiraten; heute fühlte er sich unwürdig, nicht nur sie zu heiraten, sondern ihr überhaupt zu nahen. „Wenn sie nur wüßte, wer ich bin, dann würde sie mich um keinen Preis empfangen. Und ich habe ihr aus ihrem Kokettieren mit jenem Herrn einen Vorwurf machen wollen! Und wenn sie mich jetzt selbst heiraten wollte, könnte ich da wohl — ich will nicht sagen glücklich, sondern überhaupt nur ruhig sein, nachdem ich weiß, daß jene dort im Gefängnis sitzt und morgen oder übermorgen auf dem Etappenwege zur Zwangsarbeit nach Sibirien abgeführt wird? Sie, die ich zu Grunde gerichtet habe, wird in die Zwangsarbeit gehen, und ich werde hier die Gratulanten empfangen und mit meiner jungen Gattin Visiten

machen! Oder ich werde mit dem Adelsmarschall, den ich so schändlich hintergangen habe, auf der Adelsversammlung die Stimmen für und gegen die Durchführung der Schulinspektion sammeln, um hinterher — welche Gemeinheit! — seiner Frau ein Rendez-vous zu geben! Oder ich werde an meinem Bilde weitermalen — das offenbar nie fertig werden wird, weil es sich für mich nicht schickt, mich mit solchen Spielereien zu beschäftigen. Nein, alles das ist jetzt für mich zu Ende,“ sprach er zu sich selbst und war von innigster Freude über die Wandlung erfüllt, die sich in ihm vollzogen.

„Vor allem,“ dachte er, „muß ich jetzt den Advokaten sehen und seine Entscheidung hören, und dann... dann will ich sie, die Arrestantin von gestern, im Gefängnis besuchen und ihr alles sagen.“

Und als er sich vorstellte, wie er sie sehen, wie er ihr alles sagen, wie er reuig seine Schuld vor ihr bekennen und ihr erklären würde, daß er alles, was in seinen Kräften liegt, tun wolle, ja daß er sie auch heiraten wolle, um seine Schuld zu sühnen — da ergriff ihn ein solches Gefühl der Rührung, daß ihm die Tränen in die Augen traten.

33.

Als Nechljudow im Gerichtsgebäude ankam, traf er bereits im Korridor den Nuntius von gestern und erkundigte sich bei ihm, wo die abgeurteilten Gefangenen untergebracht seien, und wer die Erlaubnis, sie zu sehen, erteile. Der Nuntius erklärte, daß die Gefangenen an verschiedenen Orten inhaftiert seien,

und daß, bevor das Urteil in Kraft trete, die Besuchs-erlaubnis vom Staatsanwalt erteilt werde.

„Ich werde Ihnen noch alles Nähere sagen und Sie nach der Sitzung hinführen. Der Staats-anwalt ist ohnedies noch nicht da. Nach der Sitzung also — jetzt wollen Sie gefälligst zur Verhandlung gehen, sie wird gleich beginnen!“

Nechljudow dankte dem Nuntius, der heute einen ganz besonders bedauernswerten Eindruck auf ihn machte, für seine Liebenswürdigkeit und begab sich in das Geschworenenzimmer.

Als er sich der Tür näherte, kamen die Ge-schworenen bereits heraus, um sich in den Sitzungs-saal zu begeben.

Der Kaufmann war ebenso vergnügt wie gestern, hatte auch ebenso kräftig gefrühstückt und begrüßte Nechljudow als guten alten Freund. Und Peter Gerassimowitsch machte heute durch seine Vertraulichkeit und sein lautes Lachen auf Nechljudow durchaus nicht den peinlichen Eindruck, den dieser gestern empfunden.

Nechljudow hätte am liebsten auch allen Ge-schworenen über sein Verhältnis zu der gestrigen Angeklagten Mitteilung machen mögen. „Eigentlich hätte ich,“ dachte er — „gestern während der Sitzung aufstehen und öffentlich meine Schuld bekennen sollen.“ Als er jedoch mit den übrigen Geschworenen den Sitzungssaal betrat und dasselbe Schauspiel sich vor ihm entrollte: der Ruf: „Der Gerichtshof!“, die drei Männer mit den gestickten Kragen auf der Estrade, das allgemeine Schweigen, das Niedersetzen der Geschworenen auf die Sessel mit den hohen

Lehnen, die Gendarmen, der Geistliche — da fühlte er, daß, wenn er es auch gewollt hätte, er auch gestern nicht vermocht hätte, diese Feierlichkeit zu unterbrechen.

Die Vorbereitungen zur Sitzung waren genau dieselben wie gestern, nur daß die Geschworenen nicht mehr vereidigt zu werden brauchten und die Ansprache des Vorsitzenden an sie sich erübrigte.

Auf der Tagesordnung stand heute ein Einbruchsdiebstahl. Der Angeklagte, der von zwei Gendarmen mit gezogenen Säbeln bewacht wurde, war ein magerer, schmalschultriger junger Mensch von zwanzig Jahren mit blutlosem, grauem Gesichte. Er saß in seinem Gefängniskittel allein auf der Anklagebank und schielte von der Seite nach den Eintretenden hin. Er war angeklagt, in Gemeinschaft mit einem Komplizen das Schloß an einem Schuppen erbrochen und ein paar alte Läufer im Werte von drei Rubeln siebenundsechzig Kopeken daraus entwendet zu haben. Aus der Anklageschrift ging hervor, daß der Polizist den Burschen in dem Augenblick angehalten hatte, als er mit seinem Komplizen, der die Läufer über der Schulter trug, die Straße entlang schritt. Beide räumten die Tat sogleich ein und wurden eingesperrt. Der Komplize, ein Schlosser von Beruf, starb im Gefängnis, und der junge Bursche kam nun allein vor die Geschworenen. Die alten Läufer lagen als Beweisstücke auf dem Nebentische.

Die Verhandlung wurde genau so geführt wie gestern, mit dem ganzen Apparat von Beweisen, Zeugen, Vereidigungen, Vernehmungen, Sachverständigenaussagen und Kreuzverhören.

Der Polizist, der als Hauptzeuge fungierte, gab auf die Fragen des Vorsitzenden, des Anklägers und des Verteidigers immer nur ganz matte, abgehackte Antworten: „Jawohl,“ — „Das weiß ich nicht!“ — „Jawohl!...“ Trotz seines soldatisch verdummtten Wesens jedoch sah man ihm an, daß der junge Mensch ihm leid tat, und daß er nur ungern von seinem „Fang“ erzählte.

Der zweite Zeuge, der geschädigte Eigentümer der Läufer und des Hauses, aus dem sie entwendet worden, ein altes Männchen von augenscheinlich galligem Temperament, erkannte, als man ihn fragte, ob er die Läufer als die seinigen reklamiere, die alten Fetzen offenbar nur widerwillig als sein Eigentum an; als dann gar der Staatsanwaltsgehilfe ihn auszuforschen begann, welchen Gebrauch er von den Läufern habe machen wollen, und ob er ihrer sehr nötig bedurft habe, wurde der Alte ganz wild und antwortete: „Zum Henker mit diesen dummen Läufern, ich brauche sie ganz und gar nicht! Hätte ich gewußt, daß ich so viel Scherereien damit haben würde, dann hätte ich, statt vors Gericht zu gehen, lieber noch einen oder zwei rote Scheine dazu gezahlt, um nur nicht immer wieder zum Verhör zu müssen. Allein an Droschken habe ich fünf Rubel verfahren. Und dazu bin ich krank, leide an einem Bruch und an Rheumatismus!“

So sagten die Zeugen aus; der Angeklagte selbst aber gab alles zu und erzählte, immer wieder ganz verstört, wie ein gefangenes Tierchen, um sich schauend, mit stockender Stimme den Hergang der Sache.

Alles lag klar auf der Hand, aber der Staatsanwaltsgehilfe stellte, die Schultern emporziehend, ebenso wie gestern allerhand verfängliche Fragen, die den durchtriebenen Verbrecher ins Bockshorn jagen sollten.

Er wies in seiner Rede nach, daß der Diebstahl in einem bewohnten Raume und mittels Einbruchs stattgefunden habe, und daß daher bei dem jungen Burschen das schwerste Strafmaß in Anwendung zu bringen sei.

Der gerichtlicherseits bestellte Verteidiger dagegen bewies, daß der Diebstahl keineswegs in einem bewohnten Raume ausgeführt worden sei, und daß, wenn auch das Verbrechen nicht geleugnet werden könne, der Verbrecher doch durchaus nicht so gesellschaftsgefährlich erscheine, wie der Staatsanwaltsgehilfe es ausgeführt habe.

Der Vorsitzende legte ebenso wie gestern seine ganze Unparteilichkeit und Gerechtigkeit an den Tag und setzte den Geschworenen sehr ausführlich auseinander, was sie selbst bereits wußten und wissen mußten. Ebenso wie gestern wurden Pausen gemacht, wurde geraucht, rief der Nuntius in den Saal hinein: „Der Gerichtshof!“ — und ebenso standen die beiden Gendarmen mit blanker Waffe da und bemühten sich, nicht einzuschlafen.

Aus der Verhandlung ergab sich, daß der junge Mensch noch als Knabe von seinem Vater in eine Tabakfabrik geschickt worden war, wo er fünf Jahre lang gearbeitet hatte. In diesem Jahre war er infolge eines Streites zwischen dem Arbeitgeber und

den Arbeitern entlassen worden und hatte, als Arbeitsloser in der Stadt umherziehend, alles bis auf den letzten Faden vertrunken. In der Schenke hatte er den Schlosser kennen gelernt, der ein Trinker und gleich ihm ohne Arbeit war, und zu zweien hatten sie dann in der Nacht, in trunkenem Zustande, den Einbruch verübt und das erste beste, was ihnen in die Hand fiel, mitgehen heißen. Sie wurden abgefaßt und legten ein offenes Geständnis ab. Dann wurden Sie ins Gefängnis gesperrt, wo der Schlosser noch vor Eröffnung des Prozesses starb. Der junge Bursche aber stand nun vor Gericht, als ein höchst gefährliches Subjekt, vor dem die Gesellschaft geschützt werden mußte.

„Ein ebenso gefährliches Subjekt wie die Verbrecherin von gestern,“ dachte Nechljudow, während er zuhörte, was da vor ihm verhandelt wurde. „Sie selbst, die da richten, sind gefährlich! Jene sollen gefährlich sein — und wir nicht?... Ich, der Taugenichts, der Betrüger, der Wüstling, bin gefährlich, und alle die sind es, die genau wissen, wie ich bin, und mich nicht verachten, sondern im Gegenteil schätzen und ehren...“

Es lag auf der Hand, daß der junge Mann durchaus kein schlimmer Bösewicht, sondern, wie jedermann sehen konnte, ein ganz gewöhnlicher Mensch war, und daß nur die Bedingungen, unter denen er gelebt, ihn zu dem gemacht hatten, was er war. Es war daher klar, daß, wenn es solche Menschen nicht geben sollte, man bemüht sein mußte, die Bedingungen zu beseitigen, die solche unglücklichen Wesen hervorbringen. „Es hätte sich nur jemand finden

müssen,“ dachte Nechljudow, als er das schmerzlich verzogene, eingeschüchterte Gesicht des Angeklagten sah, „der sich damals seiner angenommen hätte, als seine Eltern ihn aus Not vom Lande in die Stadt schickten, und der dieser Not abgeholfen hätte; oder auch damals noch, als er bereits in der Stadt war und nach zwölfstündigem Tagewerk in der Fabrik, von den älteren Kameraden verführt, in die Schenke ging — selbst dann hätte sich noch jemand finden sollen, der ihm gesagt hätte: ‚Geh nicht hin, Wanja, das ist nicht recht!‘ Und er wäre nicht gegangen, hätte den rechten Weg nicht verlassen und keine Schlechtigkeit begangen.

„Doch nicht ein Mensch, der sich seiner angenommen hätte, fand sich in dieser ganzen Zeit, als er, einem schüchternen kleinen Tierchen gleich, in der Stadt seine Lehrjahre zubrachte und mit kurzgeschorenem Haar, damit er kein Ungeziefer verbreite, Botengänge für den Meister besorgte; alles vielmehr, was er, seit er in der Stadt lebte, von Meistern und Arbeitskollegen hörte, lief darauf hinaus, daß nur der ein „ganzer Kerl“ ist, der betrugt, und trinkt, und flucht, und sich mit aller Welt herumprügelt, und dem Laster frönt: Während er, krank und verdorben durch die ungesunde Arbeit, die Trunksucht und das Laster, verdummt und verblödet, wie im Traume ziellos in der Nacht umherschweifte und aus reiner Dummheit sich in irgendeinen Schuppen schlich und einen dieser wertlosen Läufer stahl, haben wir nicht nur nichts getan, um die Ursachen, die diesen jungen Menschen in seine gegenwärtige Lage brachten, zu beseitigen,

sondern wollen jetzt die Sache dadurch gut machen, daß wir den unglücklichen Jungen bestrafen.“

Entsetzlich!

Nechljudow hörte, als er sich in diesen Gedanken erging, nicht mehr, was da vor ihm verhandelt wurde. Ein Grauen erfaßte ihn bei alledem, was sich seinem Blick offenbarte. Er wunderte sich, wie es möglich war, daß er das alles nicht früher gesehen, und daß auch die andern es nicht gesehen hatten.

34.

Als die erste Verhandlungspause eintrat, erhob sich Nechljudow und ging auf den Korridor hinaus, mit der Absicht, nicht wieder in den Sitzungssaal zurückzukehren. Mochten sie mit ihm anfangen, was sie wollten — er wollte an dieser Komödie nicht mehr teilnehmen.

Er erkundigte sich, wo das Kabinett des Staatsanwalts sich befinde, und begab sich sogleich zu ihm. Der Kurier wollte ihn nicht hineinlassen, er sagte, der Staatsanwalt sei jetzt beschäftigt. Doch Nechljudow hörte nicht auf ihn, sondern ging durch die Tür und wandte sich an einen Beamten, der ihm entgegenkam, und den er bat, er möchte dem Staatsanwalt melden, daß er Geschworener sei und ihn in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen müsse. Der fürstliche Titel und die elegante Kleidung kamen Nechljudow zu Hilfe. Der Beamte

meldete ihn dem Staatsanwalt, und Nechljudow wurde vorgelassen. Der Staatsanwalt, offenbar ungehalten über die Hartnäckigkeit, mit der Nechljudow darauf bestand, ihn zu sprechen, empfing ihn stehend.

„Womit kann ich dienen?“ fragte er streng.

„Ich bin Geschworener, mein Name ist Nechljudow, und ich muß notwendig die Strafgefängene Masłowa sprechen,“ versetzte Nechljudow rasch und bestimmt, wobei er errötend fühlte, daß er jetzt etwas tue, was auf sein Leben einen entscheidenden Einfluß haben würde.

Der Staatsanwalt war ein brünetter Mann von kleinem Wuchse, mit kurzem, bereits ergrauendem Haar, scharfen, blitzenden Augen und einem dichten, kurzgeschorenen Bart auf dem vorspringenden unteren Teil des Gesichtes.

„Die Masłowa? Gewiß, die kenne ich. Sie war wegen Giftmordes angeklagt,“ sagte der Staatsanwalt ruhig. „Warum wollen Sie sie sehen?“ Und als wolle er den Eindruck seiner Worte mildern, fügte er hinzu: „Ich kann Ihnen die Erlaubnis dazu nicht geben, wenn ich nicht weiß, warum Sie sie sehen müssen.“

„Ich muß sie in einer für mich sehr wichtigen Angelegenheit sprechen,“ sagte Nechljudow heftig errötend.

„So, so —“ sagte der Staatsanwalt, hob den Kopf auf und sah Nechljudow forschend an. „Ist ihre Sache schon verhandelt worden, oder noch nicht?“

„Sie stand gestern vor den Geschworenen und wurde völlig ungerecht zu vier Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Sie ist unschuldig.“

„So—o! Wenn sie erst gestern abgeurteilt worden ist,“ sagte der Staatsanwalt, ohne die Bemerkung Nechljudows über die Schuldlosigkeit der Masłowa irgendwie zu beachten, „dann bleibt sie so lange im Untersuchungsgefängnis, bis das Urteil rechtskräftig geworden ist. Besuche sind dort nur an bestimmten Tagen gestattet. Ich empfehle Ihnen, sich direkt dahin zu wenden.“

„Aber ich muß sie so bald wie möglich sprechen,“ sagte Nechljudow, der das Herannahen des entscheidenden Augenblickes fühlte, mit zitterndem Unterkiefer.

„Warum müssen Sie das?“ fragte der Staatsanwalt, mit einer gewissen Unruhe die Augenbrauen emporziehend.

„Weil sie unschuldig ist und zu Zwangsarbeit verurteilt wurde. Der eigentliche Schuldige bin ich,“ sprach Nechljudow mit bebender Stimme. Er hatte dabei das Gefühl, daß er etwas sagte, was er nicht hätte sagen sollen.

„Wieso denn?“ fragte der Staatsanwalt.

„Weil ich sie verführt und in die Lage gebracht habe, in der sie sich jetzt befindet. Wenn sie das nicht geworden wäre, was sie durch meine Schuld geworden ist, wäre sie nie einer solchen Anklage ausgesetzt gewesen.“

„Ich sehe noch immer nicht, in welchem Zusammenhange das mit Ihrem Besuche im Gefängnis stehen soll.“

„Ich will ihr folgen und . . . und sie heiraten . . .“ stieß Nechljudow hervor. Und wie bisher jedesmal, wenn er hiervon gesprochen, traten ihm auch diesmal die Tränen in die Augen.

„Wirklich? So, so—o!“ sagte der Staatsanwalt. „Das ist in der Tat ein ganz besonderer Fall. Sie sind, wenn ich nicht irre, Landschaftsdeputierter im Kreise Krasnopersk?“ fragte der Staatsanwalt, der sich erinnerte, von diesem Nechljudow, der jetzt einen so sonderbaren Entschluß gefaßt hatte, schon früher gehört zu haben.

„Verzeihen Sie — ich glaube nicht, daß das mit meinem Anliegen irgendetwas zu tun hat,“ antwortete Nechljudow, unwillig aufbrausend.

„Gewiß nicht,“ sagte der Staatsanwalt mit kaum merklichem Lächeln und nicht im geringsten verlegen — „aber Ihr Wunsch ist so ungewöhnlich und geht über die gewohnten Formen so weit hinaus . . .“

„Kann ich also die nachgesuchte Erlaubnis erhalten?“

„Die Erlaubnis? Ja, gewiß, ich werde Ihnen gleich einen Passierschein geben. Nehmen Sie gefälligst Platz.“

Er trat an den Tisch heran und begann zu schreiben.

„Bitte, setzen Sie sich doch.“

Nechljudow blieb stehen.

Der Staatsanwalt schrieb den Passierschein aus und übergab ihn Nechljudow, wobei er ihn neugierig ansah.

„Ich muß dann auch noch melden,“ sagte Nechljudow, „daß ich an der Gerichtssitzung nicht länger teilnehmen kann.“

„Sie müssen, wie Ihnen wohl bekannt ist, dem Gericht einen triftigen Grund angeben.“

„Der Grund ist, daß ich alle Gerichte nicht nur für unnützlich, sondern auch für unsittlich halte.“

„So—o,“ sagte der Staatsanwalt, immer mit dem gleichen, kaum merklichen Lächeln, das zu besagen schien, daß solche Argumente ihm nicht unbekannt seien und von ihm zu einer gewissen nicht ernst zu nehmenden Kategorie gezählt würden. „So—o — nun, Sie werden begreifen, daß ich als Staatsanwalt Ihre Auffassung nicht teilen kann. Ich rate Ihnen daher, Ihre Erklärung vor dem Gericht zu machen, das darüber entscheiden wird, ob der von Ihnen angegebene Grund für ausreichend anzusehen ist oder nicht; im letzteren Falle wird Ihnen eine Buße auferlegt werden. Wenden Sie sich also, wie gesagt, an das Gericht.“

„Ich habe meine Erklärung vor Ihnen abgegeben und werde mich nirgends weiter hinwenden,“ versetzte Nechljudow ärgerlich.

„Ich habe die Ehre,“ sagte der Staatsanwalt, sich verneigend — er hatte offenbar den Wunsch, diesen sonderbaren Besucher so bald wie möglich loszuwerden.

„Wer war denn eben bei Ihnen?“ fragte ein Richter, der gleich nach Nechljudows Weggang das Kabinett des Staatsanwalts betrat.

„Nechljudow — derselbe, wissen Sie, der schon in der Landschaftsversammlung des Kreises Krasno-

persk allerhand merkwürdige Kundgebungen losgelassen hat. Stellen Sie sich vor, worauf er jetzt wieder verfallen ist: er ist Geschworener, und unter den Angeklagten befindet sich ein Mädchen, oder eine Frau, die zu Zwangsarbeit verurteilt wurde; er behauptet nun, sie verführt zu haben, und will sie jetzt heiraten.“

„Nicht möglich!“

„Er hat es mir eben erklärt . . . und dabei ist er in einer so sonderbaren Aufregung!“

„Es ist etwas nicht richtig bei den jungen Leuten unserer Tage, sie sind nicht normal . . .“

„Er ist doch nicht mehr so jung!“

„Um so merkwürdiger . . . Ihren Gehilfen Iwaschenkow übrigens, den Vielgepriesenen, habe ich im Magen: der Kerl! hungert einen ja aus, spricht und spricht ohne Unterlaß!“

„Ja, den jungen Strebern sollte man Maulkörbe anlegen, das sind ja die reinen Obstruktionisten . . .“

35.

Unmittelbar vom Staatsanwalt begab sich Nechljudow nach dem Untersuchungsgefängnis. Es stellte sich jedoch heraus, daß es dort keine Maslowa gab, und der Inspektor erklärte Nechljudow, daß sie vermutlich in dem alten Gefängnis, in dem die zur Verschickung Verurteilten saßen, untergebracht sei. Der Staatsanwalt hatte übersehen, daß das Untersuchungsgefängnis wenige Monate vorher ganz mit Studenten, Arbeitern, Studentinnen usw. besetzt

worden war, die in einen politischen Prozeß verwickelt waren. Nechljudow begab sich nun nach dem alten Gefängnis, und dort fand er in der Tat die Katerina Maslowa vor.

Die Entfernung vom Untersuchungsgefängnis bis zum Gefängnis der zur Verschickung Verurteilten war sehr beträchtlich, und Nechljudow kam erst gegen Abend an Ort und Stelle an. Er wollte sich der Tür des mächtigen, finsternen Gebäudes nähern, aber der Posten vor dem Gebäude ließ ihn nicht hinein, sondern zog nur die Klingel. Auf das Läuten kam ein Aufseher heraus. Nechljudow zeigte seinen Passierschein, doch der Aufseher erklärte, daß er ohne Erlaubnis des Inspektors ihn nicht einlassen dürfe. Nechljudow begab sich nun zum Inspektor. Als er die Treppe hinaufstieg, vernahm er durch die Tür die Töne eines schwierigen Bravourstückes, das jemand auf dem Klavier spielte. Als dann ein Stubenmädchen mit verbundenem Auge ihm ärgerlich die Tür öffnete, strömten diese Töne gleichsam mit Gewalt aus dem Zimmer und schlugen schrill an sein Ohr. Es war die Rhapsodie von Liszt, die er schon zum Überdruß oft gehört hatte; sie wurde gut gespielt, doch immer nur bis zu einer bestimmten Stelle. Sobald das Spiel diese Stelle erreicht hatte, wiederholte sich dieselbe Passage. Nechljudow fragte das Mädchen mit dem verbundenen Auge, ob der Inspektor zu Hause sei.

„Nein, er ist nicht zu Hause,“ erklärte das Mädchen.

„Wann wird er nach Hause kommen?“

Die Rhapsodie kam wieder ins Stocken und

wiederholte sich dann von neuem mit Verve und Kraft bis zu der verhexten Stelle.

„Ich will mal fragen,“ sagte das Stubenmädchen und entfernte sich.

Die Rhapsodie, die eben wieder in Gang gekommen war, wurde plötzlich abgebrochen, ehe die verhexte Stelle erreicht war, und eine Stimme ließ sich vernehmen:

„Sag' ihm, er sei nicht da und werde heute nicht mehr kommen. Er ist eingeladen — was für eine Zudringlichkeit!“ ließ eine weibliche Stimme hinter der Tür sich vernehmen. Und von neuem ertönte die Rhapsodie, wurde jedoch sogleich wieder abgebrochen, und man vernahm das Geräusch eines fortgerückten Stuhles. Die erzürnte Pianistin wollte offenbar dem außer der Zeit erschienenen zudringlichen Besucher selbst den Kopf waschen.

„Papa ist nicht zu Hause,“ sagte ärgerlich ein blasses junges Mädchen von kränklichem Aussehen, mit hochgekämmtem Haar und dunklen Schatten um die traurig blickenden Augen. Als sie einen jüngeren Herrn in elegantem Paletot erblickte, wurde sie weicher gestimmt. „Treten Sie, bitte, näher... Was wünschen Sie?“

„Ich möchte eine Gefangene sprechen.“

„Wohl eine politische?“

„Nein, keine politische. Ich habe die Erlaubnis vom Staatsanwalt.“

„Nun, ich weiß nicht... Papa ist nicht da. Aber bitte, treten Sie doch ein,“ sagte sie, ihn zum Eintreten in das kleine Vorzimmer auffordernd. „Vielleicht wenden Sie sich an den Hilfsinspektor,

er ist jetzt im Bureau, sprechen Sie mit ihm. Wie ist Ihr Name?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Nechljudow, ohne ihre Frage zu beantworten, und ging hinaus.

Kaum war die Tür hinter ihm geschlossen, als sogleich wieder die flotte, fröhliche Weise erklang, die so gar nicht zu der Örtlichkeit paßte, in der sie vorgetragen wurde, noch auch zu dem Gesichte des kränklich aussehenden Mädchens, das sie mit solcher Hartnäckigkeit immer von neuem wiederholte. Auf dem Hofe begegnete Nechljudow einem jungen Offizier mit spitzgedrehtem, gewichstem Schnurrbart, und er erkundigte sich bei ihm nach dem Hilfsinspektor. Der Gefragte war selbst dieser Hilfsinspektor. Er nahm den Passierschein in Empfang, las ihn durch und sagte, daß der Schein nur für das Untersuchungsgefängnis ausgestellt sei und er nicht wisse, ob er ihm auch hier Zutritt gewähren dürfe. Es sei übrigens schon spät, und er solle morgen wiederkommen.

„Morgen um zehn Uhr ist allen der Zutritt gestattet; kommen Sie um diese Zeit, dann wird auch der Inspektor da sein. Sie können dann die Gefangene im Sprechzimmer oder, wenn der Inspektor es gestattet, auch im Bureau sprechen.“

Nechljudow begab sich nach Hause, ohne an diesem Tage noch ans Ziel gekommen zu sein. Auf lebhafteste mit dem Gedanken des Wiedersehens beschäftigt, durchschritt er die Straßen und dachte nicht mehr an die Szenen im Gericht, sondern nur an seine Gespräche mit dem Staatsanwalt und den Gefängnisbeamten. Die Tatsache, daß er sie zu

sehen versucht, daß er seine Absicht dem Staatsanwalt mitgeteilt hatte und in zwei Gefängnissen gewesen war, um sie zu sehen, hatte ihn so erregt, daß er sich lange nicht beruhigen konnte. Sobald er nach Hause gekommen, nahm er sogleich seine lange nicht mehr berührten Tagebücher heraus, las einige Stellen darin und schrieb folgendes nieder: „Zwei Jahre lang habe ich kein Tagebuch mehr geführt und glaubte schon, ich würde diese Kinderei nie wieder aufnehmen. Doch es war keine Kinderei, es war eine Unterhaltung mit mir selbst, mit jenem wahren, göttlichen Ich, das in jedem Menschen wohnt. Die ganze Zeit über hat dieses Ich geschlafen, und ich hatte niemand, mit dem ich mich unterhalten konnte. Es wurde wieder geweckt durch das ungewöhnliche Ereignis vom 28. April, im Gericht, wo ich Geschworener war. Auf der Anklagebank erblickte ich sie, meine Katjuscha, die ich verführt habe, im Arrestantenrock. Infolge eines sonderbaren Mißverständnisses und eines Irrtums von meiner Seite wurde sie zu Zwangsarbeit verurteilt. Ich war soeben beim Staatsanwalt und im Gefängnis. Man hat mich nicht zu ihr gelassen, doch bin ich entschlossen, alles daranzusetzen, um sie zu sehen, um ihre Verzeihung zu erbitten und meine Schuld wieder gutzumachen, sei es auch durch eine Heirat. Hilf mir, o Herr! Mir ist so wohl, so freudig ums Herz.“

36.

Lange Zeit konnte die Maslowa in dieser Nacht keinen Schlaf finden, sie lag mit offenen Augen da, starrte nach der Tür, die von der auf und ab schreitenden Küsterstochter jeden Augenblick verdeckt wurde, und machte sich ihre Gedanken.

Sie sagte sich, daß sie um keinen Preis dort, auf Sachalin, einen Sträfling heiraten, sondern sich sonst irgendwie einrichten werde, mit irgendeinem Schreiber, Aufseher oder sonstigen Beamten. „Sie sind dafür alle zu haben. Nur abmagern darf ich nicht, sonst bin ich verloren.“ Und sie erinnerte sich, wie der Verteidiger, und auch der Vorsitzende, sie angesehen hatte, und wie alle, die ihr zufällig im Gericht begegnet waren oder absichtlich an ihr vorübergingen, sie betrachtet hatten. Sie erinnerte sich, wie ihre Kollegin Berta, die sie im Gefängnis besuchte, ihr erzählt hatte, daß jener Student, den sie während ihres Aufenthalts bei der Kitajewa geliebt hatte, wieder hingekommen sei und nach ihr gefragt und sie sehr bedauert habe. Sie erinnerte sich der Prügelei mit der Rothaarigen, die ihr so leid getan; sie erinnerte sich des Bäckers, der ihr für ihr Geld ein Weizenbrot mehr geschickt hatte, als ihr zukam. Gar vielerlei ging ihr durch den Sinn, nur an Nechljudow dachte sie nicht. Sie dachte überhaupt nie an ihre Kindheit und Jugend, am wenigsten an ihre Liebe zu Nechljudow. Das tat ihr gar zu sehr weh, diese Erinnerungen lagen unberührt irgendwo tief in ihrer Seele. Selbst im

Traume hatte sie Nechljudow nie gesehen. Im Gerichtssaal hatte sie ihn nicht etwa darum nicht erkannt, weil er damals, als sie ihn zum letztenmal gesehen, in Uniform gewesen und nur ein kleines Schnurrbärtchen und kurzes, wenn auch dichtes, krauses Haar gehabt hatte, während er jetzt kaum mehr jung aussah und einen Vollbart trug, sondern vielmehr darum, weil sie eben nie an ihn gedacht hatte. Sie hatte alle ihre Erinnerungen an ihn in jener schrecklichen, finstren Nacht begraben, als er, vom Kriegsschauplatz zurückkehrend, am Gute der Tanten vorübergefahren war, ohne bei ihnen vorzusprechen. Damals wußte Katjuscha bereits, daß sie schwanger war. Bis zu jener Nacht hatte sie noch immer darauf gehofft, daß er sie aufsuchen würde, und das Kind, das sie unter dem Herzen trug, fiel ihr nicht nur nicht lästig, sondern der Gedanke an das in ihr keimende junge Leben erfüllte sie vielmehr mit Erstaunen und Rührung. Jene Nacht aber hatte alle ihre Hoffnungen vernichtet, und das Kind, das sie erwartete, war ihr fortan nichts als ein Hindernis.

Die Tanten hatten Nechljudow eingeladen und ihn bestimmt erwartet, er hatte jedoch deponiert, daß er nicht kommen könne, da er zu einem bestimmten Termin in Petersburg sein müsse. Als Katjuscha das erfuhr, beschloß sie, nach der Bahnstation zu gehen, um ihn dort zu sehen. Der Zug passierte die Station um zwei Uhr nachts. Katjuscha hatte die beiden alten Fräulein zu Bett gebracht, hatte die kleine Maschka, die Tochter der Köchin, zum Mitgehen beredet, ihre alten Schuhe

angezogen, ein Tuch um den Kopf genommen und sich nach der Station auf den Weg gemacht.

Es war eine dunkle, regnerische, stürmische Herbstnacht. Der Regen klatschte in großen Tropfen nieder, um zeitweise wieder aufzuhören. Auf dem Felde sah man den Weg nicht unter den Füßen, und im Walde war es vollends schwarz wie in einem Ofen. Obschon Katjuscha den Weg gut kannte, kam sie im Walde doch von ihm ab und erreichte die kleine Station, auf der der Zug nur drei Minuten Aufenthalt hatte, nicht, wie sie gehofft, vor Eintreffen des Zuges, sondern erst nach dem zweiten Läuten. Als sie auf den Perron kam, erblickte sie Nechljudow sogleich durch das Fenster eines Coupés erster Klasse. Das Coupé war hell erleuchtet, auf den Plüschsesseln saßen zwei Offiziere einander gegenüber und spielten Karten. Auf dem Tischchen am Fenster brannten zwei dicke, überträufelnde Kerzen. Er saß in eng anliegenden Beinkleidern und weißem Hemd auf der Seitenlehne des Sessels, stützte sich gegen die Rückenlehne und lachte über irgend etwas. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie auch sogleich mit der frosterstarrten Hand gegen das Fenster klopfte. In diesem Augenblick aber erklang das dritte Glockenzeichen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung, indem er zuerst nach rückwärts und dann Wagen für Wagen stoßweise vorwärts ging. Einer der beiden Kartenspieler erhob sich mit den Karten in der Hand und sah durchs Fenster. Sie klopfte noch einmal und preßte ihr Gesicht ganz dicht an die Scheibe. In diesem Augenblick kam auch der Waggon, vor

dem sie stand, ins Rollen und fuhr weiter. Sie schritt, ins Fenster schauend, nebenher. Der Offizier wollte das Fenster öffnen, bekam es jedoch nicht auf. Da erhob sich Nechljudow, schob den andern zur Seite und versuchte das Fenster zu öffnen. Der Zug beschleunigte seinen Lauf, so daß Katjuscha ganz rasch gehen mußte. Immer schneller bewegte sich der Zug — und jetzt endlich ging das Fenster nieder. In diesem Augenblick stieß der Schaffner Katjuscha zur Seite und sprang in den Waggon. Sie blieb hinter dem Waggon zurück, lief aber auf den nassen Brettern des Perrons immer weiter; dann war der Perron zu Ende, und Katjuscha mußte acht geben, um auf den Stufen, die zur ebenen Erde hinabführten, nicht zu fallen. Sie lief und lief, obschon der Waggon erster Klasse längst weit voraus war. Die Wagen der zweiten Klasse eilten rasch an ihr vorüber, in noch rascherem Tempo jagten die Wagen der dritten Klasse vorbei — doch sie lief und lief noch immer. Als der letzte Wagen mit den Laternen vorüber war, war sie bereits über die Wasserstation hinaus, außerhalb des Zaunes, und der Wind warf sich auf sie, riß ihr das Tuch vom Kopfe und trieb ihr die nassen Kleider dicht an die laufenden Beine, daß sie wie angeklebt schienen. Ihr Tuch ward vom Winde weit fortgeweht, aber sie lief noch immer.

„Tantchen Michajlowna!“ schrie das kleine Mädchen, kaum mit ihr Schritt haltend, „das Tuch ist fortgeflogen!“

Katjuscha blieb stehen, warf den Kopf zurück,

umfaßte ihn mit den Händen und brach in lautes Schluchzen aus.

„Er ist weggefahren!“ schrie sie auf. „Er sitzt im hell erleuchteten Coupé auf dem weichen Sessel, er scherzt und trinkt — und ich stehe hier, im Kot, im Dunkeln, in Wind und Wetter und weine,“ dachte sie im stillen, setzte sich auf die Erde und begann laut zu schluchzen, daß die Kleine erschrak und sie in dem nassen Kleide umarmte.

„Tantchen, wir wollen nach Hause gehen!“

„Sowie ein Zug kommt, werf' ich mich auf die Schienen, und alles ist zu Ende,“ dachte Katjuscha, ohne der Kleinen zu antworten.

Es war ihr fester Entschluß, den Tod auf den Schienen zu suchen. Aber plötzlich fühlte sie, wie das Kind — sein Kind — in ihrem Leibe sich bewegte, und wie durch einen Zauber war das, was sie eben noch so furchtbar gequält hatte, daß sie es nicht überleben zu können meinte, wie verschwunden. Aller Zorn gegen ihn, jeder Gedanke, sich durch Selbstmord an ihm zu rächen, war fort. Sie beruhigte sich, stand auf, strich ihr Haar und ihre Kleider zurecht, nahm das Tuch um und ging nach Hause.

Ganz erschöpft, naß und schmutzig kehrte sie heim, und mit diesem Tage begann in ihr jene seelische Wandlung, infolge deren sie das wurde, was sie nun war. Seit jener furchtbaren Nacht verlor sie ihren Glauben an Gott und an das Gute. Sie hatte früher an Gott geglaubt und war davon überzeugt gewesen, daß auch die andern Menschen an ihn glaubten. Seit jener Nacht jedoch war sie

der Überzeugung, daß niemand an ihn glaube, und daß alles, was von Gott und seinem heiligen Gesetz geredet wurde, eitel Lüge und Betrug sei. Er, den sie geliebt, und der, wie sie bestimmt wußte, auch sie geliebt hatte — er hatte sie verlassen, nachdem er ihrer Gefühle gespottet. Und dabei war er noch der beste aller Menschen, die sie kannte. Alle andern waren noch weit schlimmer — alles, was weiter mit ihr geschah, bestätigte das bei jedem Schritt. Seine Tanten, diese frommen alten Damen, jagten sie aus dem Hause, als sie ihnen nicht mehr so dienen konnte wie früher. Von den Menschen, mit denen sie nun zusammenkam, waren die Frauen nur darauf bedacht, durch sie Geld zu verdienen, während die Männer, von jenem alten Bezirkskommissar angefangen bis zu den Aufsehern im Gefängnis, in ihr nur einen Gegenstand ihrer Lust sahen. Und für niemand auf der Welt gab es andere Beweggründe des Handelns als eben diese. In dieser Auffassung hatte jener alte Schriftsteller sie bestärkt, zu dem sie damals, im zweiten Jahre ihres freien Aufenthalts in der Stadt, in Beziehungen getreten war. Er hatte ihr gerade heraus erklärt, daß eben darin — er hatte es Poesie und Ästhetik genannt — alles Glück bestehe.

Alle lebten nur für sich, für ihren sinnlichen Genuß, und alle Worte über Gott und das Gute waren Betrug. Und wenn sich einem schon einmal die Frage aufdrängte, warum alles in der Welt so schlecht eingerichtet sei, daß alle einander Böses zufügen, und daß alle leiden, so mußte man eben hierüber nicht weiter nachdenken. Überkam sie die

Schwermut, so rauchte oder trank sie oder suchte die Gesellschaft eines Mannes, und es ging vorüber.

37.

Als am folgenden Tage, einem Sonntag, um fünf Uhr morgens im Korridor der Frauenabteilung des Gefängnisses der übliche Pfiff ertönte, wurde die Maslowa von ihrer Nachbarin Korablewa, die nicht mehr schlief, geweckt.

„Zuchthäuslerin,“ sagte sich die Maslowa voll Entsetzen, während sie sich die Augen rieb und die Zellenluft, die gegen Morgen ganz besonders übel roch, unwillkürlich tiefer einatmete. Sie wollte wieder einschlafen, wieder in das Reich des Unbewußten hinüberschweben, aber Gewöhnung und Furcht waren stärker als der Schlaf, und sie stand auf, zog die Beine an sich, richtete sich auf und sah sich um. Die Frauen waren bereits auf, nur die Kinder schliefen noch. Die Schankwirtin mit den vorspringenden Augen zog vorsichtig, um die Kinder nicht zu wecken, ihren Schlafrock unter ihnen hervor. Die Rekrutenbefreierin hängte am Ofen die Lumpen auf, die ihrem Säugling als Windeln dienten, während dieser auf den Armen der blauäugigen Fedoßja, die ihn vergeblich durch ein Liedchen zu beruhigen suchte, gar entsetzlich schrie. Die Schwindsüchtige hielt sich, ganz rot im Gesicht, die Arme gegen die Brust, hustete mühsam los und ächzte in den Zwischenpausen, daß es fast wie ein Schreien klang. Die Rothaarige, die eben erwacht war, lag mit ge-

bogenen Knien auf dem Rücken und erzählte laut und lustig einen Traum, den sie gehabt. Die Alte, die wegen Brandstiftung angeklagt war, stand wieder vor dem Heiligenbilde, bekreuzte und verneigte sich und wiederholte immer von neuem dieselben Worte. Die Küsterstochter saß unbeweglich auf der Pritsche und starrte mit verschlafenem, stumpfem Blicke vor sich hin. Schönlieschen wickelte über dem Finger ihr fettiges, struppiges schwarzes Haar in Locken.

Auf dem Korridor ließ sich das Geräusch von schlurrenden Schritten vernehmen; der Schlüssel klirrte im Schloß, und zwei Arrestanten in Filzpantoffeln, in Jacken und kurzen, bei weitem nicht an die Knöchel reichenden grauen Hosen traten ein; mit grimmigen, ernsten Gesichtern nahmen sie den stinkenden Kübel auf und trugen ihn aus der Zelle fort. Die Frauen gingen nach dem Korridor, zu den Wasserhähnen, um sich zu waschen. Bei den Hähnen geriet die Rothaarige in einen Streit mit einer Inassin der Nachbarzelle. Wieder gab es Schimpfreden, Geschrei und Klagen.

„Ihr wollt wohl in den Karzer kommen?“ schrie der Aufseher und gab der Rothaarigen einen Schlag auf den fetten nackten Rücken, daß es nur so durch den Korridor klatschte. „Daß ich dich nicht mehr mucken höre!“

„Seht doch, nun fängt der Alte auch schon an zu schäkern!“ sagte die Rotharige, die die ihr widerfahrene Behandlung für eine Liebkosung nahm.

„Nun, macht rasch! Schert euch in die Messe!“
Die Maslowa hatte noch nicht Zeit gehabt, sich

zu kämmen, als der Inspektor mit seinem Gefolge eintrat.

„Zum Appell,“ rief der Aufseher.

Aus einer zweiten Zelle kamen noch weitere Gefangene hinzu, und alle stellten sich nun in zwei Reihen den Korridor entlang auf, wobei die in den hinteren Reihen Stehenden die Hände auf die Schultern der Frauen der ersten Reihe legen mußten. Alle wurden gezählt.

Nach dem Appell kam die Aufseherin und führte die Arrestantinnen nach der Kirche. Die Masłowa befand sich mit Fedoßja inmitten der Kolonne, die aus mehr als hundert aus allen Zellen zusammengeströmten Frauen bestand. Alle waren in weißen Tüchern, Jacken und Röcken, und nur hier und da sah man unter ihnen Frauen, die ihre eigenen farbigen Kleider trugen. Das waren die Frauen, die mit ihren Kindern ihren Männern nach dem Verbannungsort folgten. Die ganze Treppe war besetzt von diesem Zuge. Man hörte verhaltenes Gespräch, und zuweilen ein Lachen, und das leise Geräusch, das die in Filzpantoffeln steckenden Füße hervorriefen. An der Treppenwendung erblickte die Masłowa das boshafte Gesicht ihrer Feindin, der Botschkowa, die vor ihr ging, und sie machte Fedoßja auf sie aufmerksam. Als sie unten angekommen waren, verstummten die Frauen, und sich bekreuzend und verneigend traten sie durch die offene Tür in die noch leere, goldblinkende Kirche. Ihr Platz war rechts, und sie traten, sich gegenseitig schiebend und drängend, hinüber. Nach den Frauen kamen, in grauen Gefängnisröcken, die zur Verschickung Verurteilten,

dann die eigentlichen Sträflinge und die von Gemeindewegen Verschickten, und unter lautem Husten und Räuspern stellten sie sich in dichtem Haufen zur Linken und in der Mitte der Kirche auf. Oben, auf den Chören, standen die schon vorher Hereingeführten — auf der einen Seite die zu Zwangsarbeit Verurteilten mit halbrasierten Köpfen, die ihre Anwesenheit durch das Klirren ihrer Ketten kundgaben, und auf der anderen Seite die nicht rasierten und nicht gefesselten Untersuchungsgefangenen.

Die Gefängniskirche war auf Kosten eines reichen Kaufmanns neu erbaut und ausgeschmückt worden — etliche zehntausend Rubel hatte der fromme Spender es sich kosten lassen, und die Kirche schimmerte ganz in Gold und grellen Farben.

Eine Zeit lang herrschte in der Kirche Stille, man hörte nur das Räuspern und Schneuzen, das Schreien der Säuglinge und ab und zu das Klirren der Ketten. Doch nun begann unter den Arrestanten, die in der Mitte der Kirche standen, ein heftiges Schieben und Drängen, sie gaben den Weg in der Mitte frei, und der Inspektor schritt darauf hin, nach dem Altar zu, und nahm, allen andern voran, mitten in der Kirche Aufstellung.

Der Gottesdienst begann.

38.

Nechljudow fuhr frühzeitig von Hause fort. Ein Bauer, der mit seinem Wägelchen vom Dorfe gekommen, ließ von einer Seitengasse her seinen Ruf ertönen: „Milch, Milch, Milch!“

Am Abend vorher war der erste warme Frühlingsregen gefallen. Überall, wo kein Pflaster lag, begann plötzlich das Gras zu grünen; die Birken in den Gärten waren wie mit grünen Daunen überstreut, und Faulbaum und Pappel entfalteten ihre langen, duftenden Blätter, in den Häusern und Kaufmannsläden aber wurden die Winterfenster herausgenommen und die Scheiben geputzt. Auf dem Trödelmarkte, an dem Nechljudow vorüberkam, wimmelte vor den Budenreihen eine dichte Volksmenge, und Leute in abgerissener Kleidung, mit Stiefeln unter dem Arm und gebügelten Beinkleidern und Westen über der Schulter, gingen hin und her.

Vor den Schankwirtschaften drängten sich bereits die aus den Fabriken befreiten Männer, in sauberen Röcken und glänzenden Stiefeln, und Frauen in bunten seidenen Kopftüchern und schmelzbesetzten Paletots. Polizisten mit gelben Pistolenriemen standen auf ihren Posten und spähten nach irgendeinem Auflauf aus, der ihnen die Langeweile des Dienstes vertreiben könnte. Auf den Fußsteigen der Boulevards und dem eben erst frisch ergrünenden Rasen liefen Kinder und Hunde spielend umher, und muntere Kindermädchen saßen, mit einander plaudernd, auf den Bänken.

Über die Straßen, die auf der linken Seite, im Schatten, noch kühl und feucht, in der Mitte dagegen bereits trocken waren, fuhren ununterbrochen schwer beladene Frachtwagen, rasselnde Droschken und klingelnde Straßenbahnwagen dahin. Die Luft erzitterte von den mannigfachen Tönen und den Klängen der Glocken, die das Volk zu-

sammenriefen, damit es ebensolchem Gottesdienste beiwohnte, wie er jetzt in der Gefängniskirche stattfand. Und die festlich geschmückten Gläubigen begaben sich ein jeder nach seiner Pfarrkirche.

Der Droschkenkutscher fuhr Nechljudow nicht bis zum Gefängnis selbst, sondern nur bis zu einer Straßenbiegung kurz vor dem Gefängnis. Eine Gruppe von Männern und Frauen, zum größten Teil mit Bündeln in der Hand, standen an dieser Straßenbiegung, etwa hundert Schritte vom Gefängnis entfernt. Zur Rechten erhoben sich dort niedrige hölzerne Bauten, zur Linken ein zweistöckiges Haus mit einem Aushängeschild. Das massive, mächtige Gefängnisgebäude selbst lag geradeaus, dahin ließ man die Besucher nicht zu. Ein Posten ging mit dem Gewehr über der Schulter davor auf und ab und schrie jeden barsch an, der sich an ihm vorüberzuschleichen suchte.

Neben dem Pfortchen zu den hölzernen Bauten zur Rechten, gegenüber dem Schilderhaus, saß auf einem Bänkchen ein Aufseher in einer Uniform mit Tressen, mit einem Notizbuch in der Hand. Die Besucher traten zu ihm hin und nannten die Namen derjenigen, die sie zu besuchen wünschten, und er schrieb sie auf. Auch Nechljudow ging an ihn heran und nannte die Katerina Maslowa. Der Aufseher mit den Tressen notierte den Namen.

„Warum wird man noch nicht vorgelassen?“ fragte Nechljudow.

„Es ist noch Gottesdienst. Sobald die Messe vorüber ist, dürfen die Besucher eintreten.“

Nechljudow begab sich zu der Gruppe der War-

tenden. Ein Mann in zerrissener Kleidung und zerknittertem Hute, mit alten Stiefeln an den nackten Füßen und roten Streifen über das ganze Gesicht, trat aus der Mitte der Wartenden und schritt auf das Gefängnis zu.

„Wohin willst du denn, Kerl?“ schrie der Soldat mit dem Gewehr ihn an.

„Warum brüllst du so?“ antwortete der Zerlumppte, durch den Anruf des Postens keineswegs eingeschüchtert, und ging zurück. „Wenn du mich nicht durchläßt, gut, dann warte ich noch. Aber zu schreien brauchst du nicht, wie so'n General.“

Beifälliges Lachen tönte aus der Gruppe der Wartenden. Die Besucher waren zumeist Leute in ärmlicher, ja zum Teil selbst zerlumpfter Kleidung, doch waren auch solche von anständigem Aussehen darunter, sowohl Männer wie Frauen. Neben Nechljudow stand ein gutgekleideter, glattrasierter, behäbiger Mann mit roten Backen, mit einem kleinen Bündel in der Hand, das anscheinend Wäsche enthielt. Nechljudow fragte ihn, ob er zum ersten Mal da sei. Der Mann mit dem Bündel antwortete, er komme jeden Sonntag her, und sie kamen ins Gespräch mit einander. Er war Portier in einer Bank und besuchte seinen Bruder, der wegen Urkundenfälschung eingesperrt war. Der gutmütige Mann erzählte Nechljudow seine ganze Geschichte und wollte soeben auch ihn ausfragen, als eine elegante Droschke auf Gummirädern, vor die ein großer, feuriger Rappe gespannt war, und aus der ein Student mit einer verschleierten Dame ausstieg, seine Aufmerksamkeit erregte. Der Student trug ein

großes Paket in den Händen. Er ging an Nechljudow heran und fragte ihn, ob es gestattet sei, das Gebäck, das er mitgebracht, als Almosen für die Gefangenen abzugeben, und an wen er sich deshalb zu wenden habe.

„Ich tue es auf Wunsch meiner Braut,“ sagte er, „dies ist hier meine Braut. Ihre Eltern empfahlen uns, diese Gabe den Gefangenen zu bringen.“

„Ich bin selbst zum ersten Mal hier und weiß hier nicht Bescheid, doch glaube ich, daß Sie jenen Mann da fragen müssen,“ sagte Nechljudow und zeigte nach dem Aufseher in dem betretenen Uniformrock, der mit seinem Notizbuche rechts von ihnen saß.

Während Nechljudow noch mit dem Studenten sprach, tat sich die große eiserne Gefängnistür mit dem Fensterchen in der Mitte auf, und ein Offizier in Uniform erschien mit einem zweiten Aufseher. Der Aufseher mit dem Notizbuche erklärte, daß die Zulassung der Besucher nun beginne. Der Posten trat zur Seite, und alle Besucher eilten, als wenn sie fürchteten, daß sie zu spät kommen könnten, raschen Schrittes, einige sogar im Trabe, nach der Gefängnistür. An der Tür stand ein Aufseher, der die Besucher der Reihe nach, so wie sie an ihm vorübergingen, laut abzählte: sechzehn, siebzehn u. s. w. Ein weiterer Aufseher, im Innern des Gebäudes, zählte ebenso die in die nächste Tür Eintretenden, wobei er jeden einzelnen mit der Hand berührte. Der Zweck der Zählung war zu verhindern, daß bei der Entlassung der Besucher, die wiederum unter Kontrolle erfolgte, einer von diesen im Gefäng-

nis zurückblieb und dafür ein Gefangener es verließ. Der kontrollierende Beamte, der die Eintretenden gar nicht ansah, gab auch Nechljudow einen Klaps auf den Rücken. Diese Berührung durch die Hand des Beamten verletzte Nechljudow im ersten Augenblick, doch erinnerte er sich sogleich, weshalb er hergekommen, und er schämte sich seiner Empfindlichkeit.

Der erste Raum hinter der Tür war ein großes, gewölbtes Zimmer mit eisernen Gittern vor den kleinen Fenstern. In diesem Raume, dem sogenannten Versammlungssaal, sah Nechljudow in einer Nische eine große Darstellung der Kreuzigung Christi, deren Anblick ihn an diesem Orte sonderbar berührte.

Langsam schritt Nechljudow dahin und ließ die Besucher, die es eilig hatten, an sich vorübergehen. Ein seltsames Gemisch von Empfindungen erfüllte seine Seele: das Grauen vor den Uebeltätern, die in diesen Mauern eingeschlossen waren, das Mitleid mit den Unschuldigen, die, wie Katjuscha und der junge Mensch, der gestern vor Gericht gestanden, hier vorhanden sein mußten, und ein Gefühl des Kleinmuts und der Scheu vor dem Wiedersehen, das ihm bevorstand.

Am Ausgang aus dem ersten Zimmer, ganz am andern Ende, sagte ein Aufseher irgendetwas zu den Besuchern. Nechljudow, der vollkommen von seinen Gedanken in Anspruch genommen war, achtete nicht auf seine Worte, sondern ging in derselben Richtung, die die meisten Besucher einschlugen, weiter. Er kam so in die Männerabteilung — nicht, wie er eigentlich wollte, in die der Frauen.

Er ließ alle andern an sich vorüber-eilen und kam als letzter in den für die Besucher bestimmten Raum. Das erste, was ihm, als er die Tür geöffnet hatte und eingetreten war, in diesem Raume auffiel, war der ohrenbetäubende Lärm, den die in ein einziges Getöse zusammenfließenden Stimmen der über hundert Anwesenden hervorbrachten. Erst als Nechljudow sich den Leuten näherte, die wie die Fliegen an ein Stück Zucker sich an die das Zimmer durchschneidende Netzwand preßten, begriff er, um was es sich handelte. Das Zimmer, das seine Fenster in der Hinterwand hatte, wurde nicht durch ein einziges, sondern durch zwei von der Decke bis zur Erde reichende Netze durchschnitten. In dem Zwischenraum zwischen den beiden Netzen gingen Aufseher hin und her. Hinter dem einen Netze befanden sich die Gefangenen, hinter dem andern die Besucher. Zwei Netze also, die drei Ellen weit voneinander abstanden, befanden sich zwischen der einen und der andern Gruppe, so daß nicht nur nichts hindurchgereicht werden konnte, sondern selbst die Gesichter, zumal für kurzsichtige Leute, nicht zu unterscheiden waren. Auch das Sprechen war sehr erschwert, man mußte aus allen Kräften schreien, um drüben gehört zu werden. Zu beiden Seiten preßten sich die Gesichter ganz dicht gegen die Netze: Frauen, Männer, Väter, Mütter, Kinder suchten sich hüben und drüben zu erkennen und zu verständigen. Da nun jeder einzelne sehr laut sprach, damit sein Partner ihn verstand, die Nachbarn zu beiden Seiten aber das gleiche taten und die Stimmen der einen und andern sich gegenseitig störten, so bemühten sich

schließlich alle, immer lauter und lauter zu schreien. Das war es, was diesen von einzelnen schrillen Stimmen übertönten Höllenlärm verursachte, der Nechljudow beim Eintritt in das Zimmer so aufgefallen war. Es war ganz unmöglich, zu unterscheiden, was eigentlich gesprochen wurde. Nur nach dem Ausdruck der Gesichter konnte man darauf schließen, was gesprochen wurde, und welche Beziehungen zwischen den Sprechenden bestanden.

In nächster Nähe Nechljudows stand ein altes Mütterchen im Kopftuch, das, dicht an das Netz gedrückt, mit zitterndem Kinn einem blassen jungen Menschen, dessen Schädel halb rasiert war, irgend etwas zurief. Der Gefangene hörte mit emporgezogenen Brauen und gerunzelter Stirn voll Aufmerksamkeit zu. Neben der Alten stand ein junger Mensch im ärmellosen Wams, der kopfschüttelnd anhörte, was ein ihm sehr ähnlicher Arrestant mit verhärmttem Gesichte und ergrauendem Bart ihm erzählte. Noch weiter ab stand ein Mensch in zerlumpten Kleidern, der mit den Armen in der Luft herumfuchtelte und dabei irgend etwas lachend hinüberschrie. Neben ihm saß eine Frau in einem schönen wollenen Tuche, mit einem Kinde im Arm, auf dem Fußboden und weinte — offenbar sah sie den Mann vor ihr, mit dem rasierten grauen Haar, der Arrestantenjacke und den Fesseln an den Füßen hier zum ersten Male. Über ihren Kopf hinweg schrie der Portier, mit dem Nechljudow gesprochen hatte, aus vollem Halse irgend etwas zu einem kahlköpfigen Gefangenen mit glänzenden Augen nach der andern Seite hinüber.

Nechljudow verblieb etwa fünf Minuten in diesem Raume. Es empörte sich etwas in ihm, daß Menschen eine solche Einrichtung erfinden konnten, die nichts weiter als eine Verhöhnung jedes menschlichen Gefühls war. Und doch taten alle, der Inspektor wie die Soldaten und die Gefangenen, so, als ob das alles nicht anders sein könne. Nechljudow hatte ein seltsames Gefühl der Beklemmung, des Bewußtseins seiner Ohnmacht und seiner Zerfallenheit mit der ganzen Welt; eine Empfindung, wie man sie etwa auf einem schwankenden Schiffe hat, überkam ihn.

„Ich muß doch aber schließlich daran denken, weshalb ich hergekommen bin,“ sagte er, sich aufraffend. „Was fange ich nun weiter an?“

Sein Auge suchte nach irgendeiner Amtsperson, die ihm Bescheid geben konnte, und als er hinter der Masse der Besucher einen kleinen, hageren Mann mit einem Schnurrbart und Offiziersepauletten auf und ab schreiten sah, ging er auf ihn zu.

„Können Sie mir vielleicht sagen, werter Herr,“ begann er mit ausgesuchter Höflichkeit — „wo hier die Frauen inhaftiert sind, und wo man die Erlaubnis nachsucht, eine Gefangene zu sehen?“

„Sie wollen nach dem Besuchszimmer der Frauenabteilung?“

„Ja, ich möchte eine der inhaftierten Frauen sehen,“ versetzte Nechljudow mit derselben übertriebenen Höflichkeit.

„Das hätten Sie aber sagen müssen, als Sie im gemeinsamen Versammlungsraum waren. Wen wollen Sie denn sprechen?“

„Ich möchte die Jekaterina Maslowa sprechen.“

„Ist sie schon abgeurteilt?“

„Ja, sie wurde vorgestern verurteilt,“ antwortete Nechljudow bescheiden, um den Beamten, der an ihm Anteil zu nehmen schien, nicht aus der Stimmung zu bringen.

„Wenn Sie nach der weiblichen Abteilung wollen, dann bemühen Sie sich, bitte, dahin,“ sagte der Beamte, der nach Nechljudows Äußerem schloß, daß er wohl eine rücksichtsvollere Behandlung verdiene. „Sidorow!“ wandte er sich an einen schnurrbärtigen Unteroffizier mit medaillengeschmückter Brust — „führe doch den Herrn in das Besuchs- zimmer der weiblichen Abteilung!“

„Zu Befehl.“

In diesem Augenblick ließ sich an dem Drahtgitter ein herzerreißendes Schluchzen vernehmen.

Alles erschien Nechljudow seltsam in diesem Hause, am seltsamsten jedoch schien ihm, daß er sich dem Inspektor und dem Oberaufseher noch zu Danke verpflichtet fühlen mußte, während sie doch die Grausamkeiten zur Ausführung brachten, die in diesem Hause begangen wurden.

Der Aufseher führte Nechljudow aus dem Besuchs- zimmer für die Männer in den Korridor hinaus, von wo er ihn durch eine gerade gegenüber liegende Tür nach dem Besuchsraum der weiblichen Abteilung geleitete.

39.

Dieser Raum war ebenso wie das Besuchszimmer der männlichen Gefangenen in drei Abteilungen geteilt, doch war er weit kleiner als dieser, und es waren auch weniger Besucher und Gefangene darin; das Geschrei und Getöse darin war jedoch nicht geringer als in dem Zimmer der Männer. Auch hier schritt, wie drüben, die hohe Obrigkeit zwischen den beiden Netzen auf und ab. Sie war hier durch die Person einer Aufseherin vertreten, die eine Uniform mit Tressen an den Ärmeln, blauen Vorstößen und einem ebensolchen Gürtel trug, wie ihn die Aufseher hatten. Wie in dem männlichen Besuchszimmer, so preßten auch hier die Menschen in den beiden abgetheilten Räumen ihre Gesichter gegen die Drahtnetze: auf der einen Seite sah man die Besucher in ihrer mannigfaltigen bürgerlichen Kleidung, auf der andern Seite die Gefangenen, die einen in der weißen Gefängnistracht, die andern in eigenen Kleidern. Beide Netze waren von Menschen besetzt. Die einen stellten sich auf die Fußspitzen, um über die Köpfe der andern hinweg gehört zu werden, andere saßen auf dem Fußboden und sprachen so miteinander.

Am meisten fiel unter den weiblichen Gefangenen infolge ihres lauten Schreiens wie infolge ihres Aussehens eine zerlumpte, magere Zigeunerin auf, der das Kopftuch von dem krausen Haar herabgeglitten war. Sie stand neben einem Pfeiler inmitten des für die Gefangenen bestimmten Raumes und schrie unter lebhaften Gesten einem Zigeuner

im blauen Rocke irgendetwas zu. Neben dem Zigeuner hockte auf dem Fußboden ein Soldat, der mit einer Arrestantin sprach, ferner stand da, das Gesicht an das Drahtnetz pressend, ein junger Bauer in Bastschuhen, mit hellblondem, kurzem Kinnbart und gerötetem Gesichte, der offenbar nur mit Mühe die Tränen zurückhielt. Eine anmutige blonde Arrestantin mit leuchtenden blauen Augen sah ihn von drüben an und unterhielt sich mit ihm. Es war Fedoßja, und der Mann mit dem Kinnbart war ihr Gatte. Neben ihnen stand ein zerlumpter Mensch, der mit einer zerzausten Frau mit breitem Gesichte sprach; dann folgten zwei Frauen, dann ein Mann und wieder eine Frau, und jeder Person stand eine Arrestantin gegenüber. Die Maslowa war nicht mit darunter.

Hinter den Arrestantinnen aber, auf der andern Seite, stand noch eine Frau, und Nechljudow begriff sogleich, daß sie es war. Er fühlte, daß sein Herz plötzlich heftiger schlug, und daß sein Atem stockte. Der entscheidende Augenblick war da. Er trat an das Drahtnetz heran und erkannte Katjuscha. Sie stand hinter der blauäugigen Fedoßja und hörte lächelnd an, was diese sprach. Sie trug nicht den Schlafrock, den sie während der Verhandlung angehabt hatte, sondern eine Jacke, die durch einen Gürtel dicht zusammengehalten wurde und ihre Büste hervortreten ließ. Unter dem Kopftuch quoll, wie im Gesicht, das krause schwarze Haar hervor.

„Jetzt wird es sich gleich entscheiden,“ dachte er. „Wie soll ich sie nur anrufen? Doch vielleicht kommt sie von selbst heran.“

Aber sie kam nicht heran. Sie erwartete ihre Freundin Klara und hatte keine Ahnung davon, daß dieser Mann da zu ihr wollte.

„Wen wollen Sie sprechen?“ fragte die zwischen den beiden Netzen auf und ab schreitende Aufseherin, indem sie an Nechljudow herantrat.

„Die Katerina Maslowa,“ brachte Nechljudow nur mit Mühe hervor.

„Maslowa, hierher — es will dich jemand sprechen!“ schrie die Aufseherin.

Die Maslowa sah sich um, warf den Kopf empor und kam, die Brust vorschiebend, mit dem ihm bekannten Ausdrucke der Bereitwilligkeit an das Netz heran, wobei sie sich zwischen zwei anderen Gefangenen hindurchzwängen mußte. Verwundert und fragend zugleich sah sie Nechljudow an, den sie nicht erkannte. Nach der Kleidung jedoch sah sie, daß sie es mit einem Manne aus wohlhabenden Kreisen zu tun hatte, und sie lächelte.

„Was ist Ihnen gefällig?“ fragte sie, ihr lächelndes Gesicht mit den ein wenig schielenden Augen dem Drahtnetz nähernd.

„Ich wollte . . .“ Nechljudow wußte nicht, ob er sie mit „Du“ oder mit „Sie“ anreden sollte, und er entschied sich für das letztere. Lauter als vorher begann er nochmals: „Ich wollte Sie sehen . . . ich . . .“

„Mach' keine Redensarten,“ schrie ein zerlumpter Mensch neben ihm eine Gefangene an — „sag' einfach: hast du es genommen oder nicht?“

„Sie ist so schwach, sie wird sicher sterben,“ rief eine laute Stimme auf der andern Seite.

Die Maslowa konnte nicht verstehen, was Nechljudow sprach, aber der Ausdruck, den sein Gesicht zeigte, als er sie anredete, weckte plötzlich in ihr die Erinnerung an das, woran sie nicht erinnert sein wollte. Das Lächeln verschwand aus ihren Zügen, und auf ihrer Stirn bildete sich eine Falte, die von tiefem Leid sprach.

„Man hört hier nicht, was Sie sagen,“ schrie sie, mit den Augen blinzeln, während ihre Stirn sich mehr und mehr runzelte.

„Ich bin gekommen...“ Er stockte in seiner Rede.

„Ja, ja, ich handle, wie ich muß!“ dachte Nechljudow, sich selbst ermutigend.

Und kaum war ihm dieser Gedanke durch den Kopf gegangen, als die Tränen in seine Augen traten und ihm die Kehle zuschnürten. Seine Finger klammerten sich an dem Drahtnetz fest, und er mußte schweigen und sich mit Gewalt beherrschen, um nicht laut aufzuschluchzen.

„Wenn sie gesund wäre, hätte ich's nicht getan,“ schrie jemand zu seiner Rechten.

„Glaube mir, bei Gott: ich weiß nicht das geringste,“ schrie eine Gefangene von links herüber.

Die Maslowa sah seine heftige Erregung, die sich ihr sogleich mitteilte: ihre Augen flammten, und rote Flecke traten auf ihre weißen, vollen Wangen; ihre Miene jedoch blieb streng, und ihre schielenden Augen blickten unverwandt nach ihm hin.

„Ähnlichkeit ist da, aber ich kenne Sie nicht!“ schrie sie.

„Ich bin gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten,“ schrie er laut hinüber, ohne Intonation, als hätte er die Worte auswendig gelernt.

Als er diese Worte hinübergerufen hatte, empfand er ein Gefühl von Scham, und er sah sich um. Doch sogleich kam ihm der Gedanke, daß, wenn dieses Gefühl in ihm erwachte, das für ihn nur erfreulich sein konnte, weil es doch eben nur die Folge seines beschämenden Tuns war. Und er fuhr fort, laut hinüberzurufen:

„Ich habe schlecht und schändlich an dir gehandelt, verzeih mir!“

Sie stand unbeweglich und wandte den schielenden Blick nicht von ihm ab.

Er konnte nicht weitersprechen und trat von dem Netze hinweg, immer noch das aufsteigende Schluchzen in sich niederkämpfend.

Der Hilfsinspektor, der Nechljudow in die Frauenabteilung gewiesen hatte, war eben selbst in den Sprechsaal der Frauen eingetreten. Er nahm offenbar Anteil an Nechljudow, und als er sah, daß dieser nicht an dem Netze stand, fragte er ihn, warum er denn mit der Gefangenen, nach der er gefragt, nicht spreche. Nechljudow schneuzte sich, raffte sich zusammen und sagte so ruhig, wie er konnte:

„Ich kann durch das Netz nicht sprechen, man hört nichts.“

Der Inspektor dachte einen Augenblick nach.

„Nun, sie kann für eine Weile hierher kommen. Maria Karlowna!“ wandte er sich an die Aufseherin — „führen Sie die Maslowa heraus!“

Eine Minute darauf trat die Maslowa durch eine Seitentür herein. Mit leisen Schritten kam sie dicht an Nechljudow heran, blieb stehen und sah zu ihm auf. Das schwarze Haar trat, wie vorgestern, in Lockenringeln unter dem Tuch hervor; das volle, weiße Gesicht hatte trotz der ungesunden Farbe doch einen anmutigen Ausdruck und war vollkommen ruhig, nur die leuchtend schwarzen, schielenden Augen strahlten zwischen den leicht angeschwollenen Lidern lebhaft glänzend hervor.

„Hier können Sie mit ihr sprechen,“ sagte der Insektor und trat zur Seite.

Nechljudow ging nach einer Bank, die an der Wand stand.

Die Maslowa sah den Hilfsinspektor an, zuckte dann wie erstaunt die Achseln und folgte Nechljudow nach der Bank.

„Ich weiß, daß es Ihnen nicht leicht wird, mir zu verzeihen,“ begann Nechljudow, hielt aber sogleich wieder inne, da er fühlte, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen. „Aber wenn ich auch das Geschehene nicht mehr gut machen kann, so will ich wenigstens jetzt alles tun, was ich vermag.“

„Wie haben Sie mich denn gefunden?“ fragte sie, ohne auf das, was er sagte, einzugehen, während ihre schielenden Augen ihn ansahen und auch wieder nicht ansahen.

„Hilf mir, o mein Gott! Lehre mich, was ich tun soll!“ sprach Nechljudow bei sich, während er ihre stark veränderten Züge betrachtete.

„Ich war vorgestern Geschworener,“ sagte er, „als Sie verurteilt wurden. Sie haben mich nicht erkannt?“

„Nein, ich habe Sie nicht erkannt. Ich hatte andere Dinge im Kopfe, und sah auch gar nicht hin,“ antwortete sie.

„Es war also ein Kind da?“ fragte er und fühlte deutlich, wie sein Gesicht errötete.

„Es ist damals, Gott sei Dank, gestorben,“ antwortete sie kurz und abweisend, während sie von ihm wegsah.

„Wie denn? Woran?“

„Ich war selbst sehr krank und bin beinahe gestorben,“ sagte sie, ohne wieder aufzuschauen.

„Warum haben die Tanten Sie entlassen?“

„Wer wird ein Stubenmädchen mit einem Kinde behalten? Sobald sie merkten, wie es um mich stand, jagten sie mich fort. Aber was ist da noch groß zu reden — ich weiß nichts mehr, habe alles vergessen. Das alles ist für mich zu Ende.“

„Nein, es ist nicht zu Ende. Ich kann das nicht so lassen. Ich will meine Schuld wenigstens jetzt noch sühnen, soweit das möglich ist.“

„Es ist nichts zu sühnen; was war, das ist gewesen und für immer vorbei,“ sagte sie, und plötzlich sah sie ihn mit einem Ausdruck an, den er am wenigsten erwartet hätte: sie lächelte, und es war etwas Klägliches und zugleich unangenehm Lockendes in ihrem Lächeln.

Die Maslowa hätte alles andere eher erwartet, als daß sie ihn wiedersehen würde, zumal jetzt und an diesem Orte, und darum war sie im ersten

Augenblick durch sein Erscheinen, das sie an längst vergangene Dinge erinnerte, ganz verblüfft. Sie gedachte im ersten Augenblick unklar der wunderbaren neuen Welt von Gefühlen und Gedanken, die jener herrliche Jüngling, der sie liebte, und der auch von ihr geliebt wurde, vor ihr eröffnet hatte. Und dann gedachte sie seiner unbegreiflichen Herzlosigkeit und der langen Reihe von Demütigungen und Leiden, die auf jenes märchenhafte Glück gefolgt und aus ihm hervorgegangen waren. Und ein schmerzliches Gefühl bemächtigte sich ihrer. Doch fand sie sich noch nicht zurecht in dem Aufruhr der Empfindungen, die auf sie einstürmten, und so verfuhr sie auch jetzt so, wie sie stets verfahren war: sie drängte diese Erinnerungen mit Gewalt in sich zurück und suchte sie durch die nebelhaften Bilder ihres Lasterlebens zu verschleiern. Im ersten Augenblick hatte sie in dem vor ihr sitzenden Manne jenen Jüngling, den sie einstmals liebte, wiedererkannt, dann aber, als sie sah, wie schmerzlich dieses Wiedererkennen für sie war, hörte sie auf, jenen in diesem hier zu sehen. Der fein gekleidete, wohlgepflegte Herr mit dem parfümierten Barte, der vor ihr saß, war für sie nicht jener Nechljudow, den sie geliebt hatte, sondern nur einer von jenen, die je nach ihrem Bedürfnis sich solcher Geschöpfe, wie sie war, bedienten, und von denen solche Geschöpfe, wie sie war, möglichst große Vorteile zu ziehen versuchten. Und darum hatte sie ihn so verlockend angelächelt. Sie schwieg ein Weilchen und überlegte, wie sie ihn am besten ausnützen könnte.

„Das ist ja alles vorüber,“ sagte sie. „Jetzt bin ich zu Zwangsarbeit verurteilt.“

Ihre Lippen bebten, als sie dieses schreckliche Wort aussprach.

„Ich wußte, ich war davon überzeugt, daß Sie unschuldig waren,“ sagte Nechljudow.

„Gewiß war ich unschuldig. Bin ich vielleicht eine Diebin oder eine Räuberin? Man sagte mir hier, ein Advokat könne das noch gutmachen,“ fuhr sie fort. „Ich solle ein Bittgesuch einreichen, riet man mir. Aber das soll viel Geld kosten . . .“

„Ja, unbedingt muß das geschehen,“ sagte Nechljudow. „Ich habe mich schon an einen Advokaten gewandt.“

„Er muß aber tüchtig sein, aufs Geld darf es nicht ankommen,“ meinte sie.

„Ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht.“

Sie schwiegen beide ein Weilchen, dann lächelte sie wieder wie vorher.

„Ich möchte Sie auch . . . um etwas Geld bitten, wenn's möglich ist. Nicht viel . . . zehn Rubel vielleicht,“ sagte sie plötzlich.

„Ja, ja,“ sagte Nechljudow verwirrt und wollte sein Portefeuille herausnehmen.

Sie warf einen raschen Blick nach dem Hilfsinspektor, der im Zimmer auf und ab schritt.

„Geben Sie es mir so, daß er es nicht sieht, sonst wird es mir abgenommen,“ flüsterte sie.

Nechljudow zog, sobald der Beamte sich abgewandt hatte, sein Portefeuille hervor und nahm eine Zehnrubelnote heraus. Kaum hatte er das Porte-

feuille wieder fortgesteckt, als der Beamte sich nach ihnen umwandte. Nechljudow knüllte den Geldschein zusammen und hielt ihn so in der Hand.

„Aber das ist ja eine Tote!“ dachte Nechljudow, als er dieses einstmals so liebe und jetzt so entstellte, aufgeschwemmte Gesicht und darin den bösen Glanz dieser schielenden schwarzen Augen sah, die den Hilfsinspektor und Nechljudows Hand mit dem zerknüllten Geldschein lauernd beobachteten. Und ein Augenblick des Schwankens kam über ihn.

Wiederum ließ der Versucher, der gestern in der Nacht in Nechljudows Seele gesprochen, sich in seinem Innern vernehmen — und wie immer, so suchte er auch diesmal die Frage nach dem, was geschehen müsse, umzukehren in die Frage nach dem, was für Folgen seine Handlungsweise haben könne, und welchen Nutzen sie bringe.

„Du wirst mit dieser Person nichts anfangen können,“ sprach diese Stimme — „wirst dir nur einen Stein an den Hals hängen, der dich in die Tiefe hinabziehen und dich hindern wird, deinen Mitmenschen zu nützen. Gib ihr Geld, so viel, wie du da hast, nimm Abschied von ihr und laß sie für immer laufen!“ ging's ihm durch den Kopf.

Doch in diesem Augenblick fühlte er, daß gerade jetzt sich in seiner Seele etwas sehr Bedeutsames vollzog, daß sein inneres Leben in diesem Moment gleichsam auf einer schwankenden Wage lag, die bei dem geringsten Druck sich nach der einen oder andern Seite neigen konnte. Und er übte diesen Druck aus, indem er jenen Gott anrief, den er gestern in seiner Seele gefühlt hatte, und

dieser Gott ließ sich sogleich in seinem Innern vernehmen. Er beschloß, ihr sogleich alles zu sagen.

„Katjuscha — ich bin gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten, und du hast mir nicht geantwortet, ob du mir verzeihen hast, ob du mir jeinals verzeihen wirst,“ sagte er, plötzlich zum „Du“ übergehend.

Sie hörte nicht auf seine Worte, sondern sah bald auf seine Hand, bald auf den Inspektor. Als der Inspektor sich abwandte, hielt sie Nechljudow rasch die Hand hin, nahm den Geldschein und steckte ihn hinter ihren Gürtel.

„Sonderbar, was Sie da reden,“ sagte sie mit einem, wie ihm schien, geringschätzigen Lächeln.

Nechljudow fühlte, daß in ihrem Wesen etwas lag, das ihm geradezu feindselig gegenüberstand, das sie so zu erhalten suchte, wie sie gerade jetzt war, und ihm den Weg zu ihrem Herzen verlegte.

Seltsamerweise jedoch stieß dieses Etwas ihn nicht nur nicht ab, sondern zog ihn vielmehr mit einer neuen, ganz besonderen Kraft zu ihr hin. Er fühlte, daß er sie geistig erwecken müsse, und daß das sehr schwer sei, aber gerade die Schwierigkeit dieser Aufgabe reizte ihn. Er hatte jetzt ihr gegenüber ein Gefühl, das er früher nie, weder ihr noch sonst jemand gegenüber empfunden hatte — ein Gefühl, in dem nichts Persönliches lag: er wünschte von ihr nichts für sich, sondern wollte nur, daß sie aufhören möchte, so zu sein, wie sie jetzt war, daß sie erwachen und wieder die werden möchte, die sie früher gewesen.

„Katjuscha, warum sprichst du so? Ich kenne

dich doch, ich erinnere mich deiner, wie du dort, in Panowo, warst . . .“

„Warum diese alten Geschichten aufwärmen?“ sagte sie trocken, während ihre Stirn sich wieder in Falten legte.

„Ich rede davon, weil ich meine Sünde wieder gutmachen und alles sühnen will, Katjuscha,“ begann er und wollte ihr eben sagen, daß er sie heiraten wolle, doch da begegnete er ihrem Blicke und las darin etwas so erschreckend Grobes und Abstoßendes, daß er nicht zu Ende reden konnte.

In diesem Augenblick begannen die Besucher sich zu entfernen. Der Inspektor kam zu Nechljudow heran und sagte, die Besuchszeit sei zu Ende. Die Masłowa erhob sich und wartete gehorsam, bis man sie entlassen würde.

„Leben Sie wohl, ich habe Ihnen noch vieles zu sagen, aber wie Sie sehen, ist das jetzt nicht möglich,“ sagte Nechljudow und reichte ihr die Hand. „Ich komme wieder.“

„Ich meine doch, daß Sie mir alles gesagt haben . . .“

Sie gab ihm die Hand, drückte jedoch die seinige nicht.

„Nein, ich will zusehen, daß ich Sie noch einmal sprechen kann, an einem Orte, wo wir uns besser aussprechen können. Ich werde Ihnen dann etwas sehr Wichtiges sagen, etwas, das ich Ihnen unbedingt sagen muß,“ entgegnete Nechljudow.

„Meinetwegen, kommen Sie,“ sagte sie und sah ihn mit jenem Lächeln an, das sie für die Männer bereit hatte, denen sie zu gefallen wünschte.

„Sie stehen meinem Herzen näher als eine Schwester,“ sagte Nechljudow.

„Sonderbar,“ sagte sie und ging kopfschüttelnd hinter das Drahtnetz zurück.

41.

Nechljudow hatte erwartet, daß Katjuscha schon beim ersten Wiedersehen, sobald sie ihn erblickt und seine Absicht, ihr zu dienen und seine Schuld zu sühnen, kennengelernt hätte, von Freude und Rührung übermannt, wieder die alte Katjuscha werden würde. Zu seinem Schrecken aber hatte er sich bald davon überzeugen müssen, daß nicht jene Katjuscha, sondern einzig die Maslowa vor ihm stand. Das hatte ihn mit Bestürzung und schwerem Bangen erfüllt.

Ganz besonders hatte es ihn in Erstaunen gesetzt, daß die Maslowa sich ihrer Lage so gar nicht schämte — nicht ihrer Lage als Arrestantin, denn die empfand sie sehr wohl als beschämend, sondern ihrer Lage als Prostituierte, mit der sie anscheinend ganz zufrieden war, ja sogar ein wenig zu prahlen schien. Und doch konnte das gar nicht anders sein. Jeder Mensch muß, um sich zu betätigen, unbedingt seine Tätigkeit selbst für wichtig und gut halten. Und darum wird er, welches auch seine gesellschaftliche Lage sein mag, sich unfehlbar vom menschlichen Leben im allgemeinen eine Ansicht bilden, die es ihm gestattet, seine persönliche Tätigkeit als wichtig und nützlich anzusehen.

Man nimmt gewöhnlich an, daß ein Dieb, ein Mörder, eine Prostituierte ihre Profession für unsittlich halten und sich ihrer schämen müssen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Leute, die durch das Schicksal sowie durch ihre eigenen Fehler und Irrtümer in eine gewisse Lage versetzt sind, bilden sich, so sehr diese Lage auch mit Recht und Sitte im Widerspruch stehen mag, doch eine solche Gesamtauffassung vom Leben, bei der ihre eigene Lage ihnen als gut und achtungswert erscheint. Um diese Lebensauffassung zu rechtfertigen, halten sie sich instinktiv an solche Kreise, in denen ihre Begriffe und Vorstellungen vom Leben und ihrer eignen Stellung im Leben Anerkennung finden. Wir wundern uns darüber, daß ein Dieb sich seiner Gewandtheit, eine Prostituierte ihrer Lasterhaftigkeit, ein Mörder seiner Grausamkeit rühmt. Doch wir wundern uns nur deshalb darüber, weil der Kreis dieser Leute beschränkt ist, und vor allem, weil wir selbst außerhalb dieses Kreises stehen. Aber begegnen wir nicht derselben Erscheinung unter den reichen Leuten, die sich ihres Reichtums rühmen, oder unter den Heerführern, die mit ihren Siegen prahlen? Wenn wir die Begriffe, die diese Leute vom Leben, vom Guten und Bösen haben, nicht für verkehrt ansehen, so hat dies einzig darin seinen Grund, daß der Kreis der Leute mit solchen Begriffen größer ist, und daß wir selbst zu diesem Kreise gehören.

Auch die Maslowa hatte sich ihre eigne Auffassung vom Leben und ihrem Platze im Leben gebildet. Obschon sie eine zu Zwangsarbeit verurteilte

Prostituierte war, gestattete ihr diese Auffassung von den Dingen doch, sich vor sich selbst zu rechtfertigen, ja sich sogar mit ihrer Lage vor den Menschen zu brüsten.

Diese Lebensauffassung gründete sich auf der Ansicht, daß es für alle Männer ohne Ausnahme, alte wie junge, Gymnasiasten wie Generale, Gebildete wie Ungebildete, keinen größeren Genuß gebe als den Verkehr mit anziehenden Frauen, und daß daher alle Männer, wenn sie sich auch so stellen, als seien sie mit anderen Dingen beschäftigt, doch in Wirklichkeit einzig auf diesen Genuß erpicht seien. Sie war eine anziehende Frau, sie konnte jene Wünsche erfüllen oder nicht erfüllen, und darum war sie ein wichtiger und notwendiger Mensch. Ihr ganzes früheres und jetziges Leben bestätigte ihr die Richtigkeit dieser ihrer Auffassung.

Im Verlauf von zehn Jahren hatte sie überall, wo sie nur gewesen, die Beobachtung gemacht, daß die Männer, von Nechljudow und dem alten Bezirkskommissar angefangen bis zu den Aufsehern im Gefängnis, ihrer bedurften; sie hatte diejenigen Männer, die ihrer nicht bedurften, nicht gesehen noch bemerkt. Und darum erschien ihr die ganze Welt von Menschen erfüllt, die, von wilder Leidenschaft erfüllt, ihr von allen Seiten nachstellten und sich mit allen nur erdenklichen Mitteln, mit Gewalt und Betrug, mit List und Bestechung ihrer zu bemächtigen suchten.

So faßte die Maslowa das Leben auf, und bei dieser Auffassung des Lebens war sie in ihren Augen nicht nur kein untergeordneter, sondern so-

gar ein sehr wichtiger Mensch. Und die Masłowa gab etwas auf diese ihre Lebensauffassung, sie schätzte sie höher als alles in dieser Welt, und sie mußte sie hochschätzen, weil sie selbst, sobald sie dieser Lebensauffassung entsagte, sofort die Bedeutung verlor, die ihr diese Auffassung innerhalb der menschlichen Gesellschaft verlieh. Um nun ihre Bedeutung im Leben der Gesellschaft nicht einzubüßen, hielt sie sich instinktiv an diejenigen Kreise, die das Leben ebenso ansahen wie sie. Sie hatte sogleich das Gefühl gehabt, daß Nechljudow sie dieser ihrer Welt entfremden wolle, und darum hatte sie sich ihm widersetzt, in der richtigen Voraussicht, daß sie in jener Welt, in die er sie hineinziehen suchte, unbedingt ihre Position im Leben, die ihr Sicherheit und Selbstachtung gab, verlieren müsse. Aus diesem Grunde suchte sie sich auch die Erinnerung an ihre Jugend und ihre ersten Beziehungen zu Nechljudow fernzuhalten. Diese Erinnerungen harmonierten nicht mit ihrer gegenwärtigen Ansicht von den Dingen, und darum hatte sie sie aus ihrem Gedächtnisse ausgemerzt, oder sie ruhten vielmehr unangetastet irgendwo tief auf dem Grunde ihres Gedächtnisses, wo sie, fest eingeschlossen und verklebt, für jedermann unzugänglich gemacht waren, ähnlich den Wachsmotten, die von den Bienen eingeschlossen und verklebt werden, damit sie ihre Bienenarbeit nicht verderben. Daher sah sie denn auch in diesem Nechljudow, der sie heute aufgesucht, nicht jenen Jüngling, dem sie einstmals in reiner Liebe zugetan gewesen, sondern lediglich einen reichen Herrn, auf dessen Ausbeutung sie bedacht sein mußte, und

mit dem sie nur dieselben Beziehungen wie mit allen andern Männern unterhalten konnte.

„Gerade die Hauptsache konnte ich ihr nicht sagen,“ sagte sich Nechljudow, während er zugleich mit den übrigen Besuchern dem Ausgange zuschritt. „Ich habe es ihr nicht gesagt, daß ich sie heiraten will. Aber wenn ich es ihr auch nicht gesagt habe, so tue ich es doch bestimmt.“

An der Tür standen wieder die beiden Aufseher, die unter Zuhilfenahme ihrer Hände die aus dem Gefängnis kommenden Besucher zählten, damit nicht etwa ein Gefangener heimlich herauskäme oder einer der Besucher zurückbliebe. Diesmal verletzte es Nechljudow gar nicht, daß sein Rücken berührt wurde, ja er bemerkte es gar nicht.

42.

Nechljudow hatte beabsichtigt, sein äußeres Leben ganz und gar zu ändern: die große Wohnung wollte er aufgeben, die Dienerschaft entlassen und sich in einem Hotel einmieten. Doch Agrafena Petrowna hatte ihm bewiesen, daß es keinen Sinn habe, wenn er noch vor Eintritt des Winters irgendetwas an seiner Lebensweise änderte: im Sommer würde ihm niemand die Wohnung abnehmen, und schließlich müsse er doch irgendwo wohnen und die Möbel und sonstigen Sachen unterbringen. Alle Bemühungen Nechljudows, seine Lebensweise zu ändern — er hatte sich ganz einfach, auf Studentenart, einrichten wollen — blieben somit erfolglos. Und nicht

genug daran, daß er alles beim alten lassen mußte, begann im Hause jetzt sogar ein verstärktes Leben und Treiben: alle Räume wurden gelüftet, alle möglichen Tuch- und Pelzsachen herumgehängt und ausgeklopft, eine sehr umständliche Arbeit, an der sich der Portier mit seinem Gehilfen, die Köchin und selbst Kornej beteiligten. Zuerst wurden alle möglichen Uniformen und Pelzkleider von sonderbarem Schnitt, die nie ein Mensch getragen hatte, auf Leinen gehängt; dann kamen die Teppiche und Polstermöbel dran: der Portier und sein Gehilfe hatten die Aermel an ihren muskulösen Armen hoch hinaufgestreift und schlugen im Takt auf die Sachen los, während das ganze Haus von einem penetranten Naphthalingeruch erfüllt war. Wenn Nechljudow über den Hof schritt oder zum Fenster hinaussah, konnte er sich nicht genug darüber wundern, welche ungeheuren Massen von dem Zeug vorhanden waren, und wie unnütz und überflüssig das alles war. „Alle diese Sachen,“ sagte er sich, „haben doch im Grunde genommen keinen andern Zweck als den, Agrafena Petrowna, Kornej, dem Portier, seinem Gehilfen und der Köchin Beschäftigung zu geben.“

„Es hat keinen Zweck,“ dachte Nechljudow, „wenn ich an meinem äußeren Leben jetzt irgendetwas ändere, solange die Sache der Maslowa nicht endgiltig entschieden ist. Eine Aenderung muß ja von selbst eintreten, je nach dem sie frei kommt oder verschickt wird, in welchem Falle ich ihr unbedingt folge.“

An dem Tage, den der Advokat Fanarin für die Konferenz festgesetzt hatte, begab sich Nechljudow

zu diesem Herrn. Er betrat die prächtig ausgestattete Wohnung, die der Advokat in seinem eigenen Hause innehatte. Ueberall standen exotische Gewächse in großen Kübeln umher, die Fenster waren mit kostbaren Draperien verhängt, und die ganze teure Einrichtung deutete darauf hin, daß der Besitzer ungeheuer viel Geld besaß, das ihm auf irgend eine Weise ganz unerwartet, ohne eigene Arbeit, zugefallen war. Im Wartezimmer traf Nechljudow ganze Scharen von Klienten, die, wie die Patienten berühmter Ärzte, mit düsterer Miene um die Tische herumsaßen, auf denen verschiedene zu ihrer Unterhaltung bestimmte illustrierte Zeitschriften umherlagen. An einem hohen Pult saß in demselben Raume der Gehilfe des Advokaten. Er schien auf Nechljudows Kommen vorbereitet, trat auf ihn zu, begrüßte ihn und sagte, er würde ihn sogleich dem Prinzipal melden. Kaum aber war er bis zur Tür des Kabinetts gekommen, als diese sich öffnete und die lauten, lebhaften Stimmen Fanarins und eines unteretzten älteren Herrn mit rotem Gesichte und dichtem Schnurrbart, der einen nagelneuen Anzug trug, sich vernehmen ließen. Die Gesichter der beiden zeigten eine Miene, wie sie Leute aufzustecken pflegen, die soeben ein zwar vorteilhaftes, jedoch nicht ganz sauberes Geschäft abgeschlossen haben.

„Er trägt selbst alle Schuld, mein Lieber,“ sagte Fanarin lächelnd.

„Möcht' gern ins Paradies, aber die Sünden, die Sünden...“

„Na, wir wissen ja Bescheid.“

Und beide lachten unnatürlich.

„Ah, Fürst, bitte näherzutreten!“ sagte Fanarin, als er Nechljudow erblickte, während er dem davonschreitenden Besucher, einem Kaufmann, noch einmal zunickte. Er führte Nechljudow in sein stilgerecht eingerichtetes Arbeitskabinett. — „Sie rauchen doch? Bitte...“ sagte er und setzte sich Nechljudow gegenüber. Auf seinem Gesichte spielte noch immer ein Lächeln, das offenbar durch irgend eine vorteilhafte Abmachung mit dem soeben verabschiedeten Klienten hervorgerufen war.

„Ich danke,“ sagte Nechljudow. „Ich wollte über die Angelegenheit der Maslowa reden.“

„Ja, ja, sofort. Was sind doch diese Dickbäuche für Schelme,“ sagte er. „Haben Sie den Burschen gesehen? Er besitzt ein Kapital von zwölf Millionen, und dabei tut er, als müsse er verhungern. Kann er Ihnen einen Fünfundzwanzigrubelschein abluchsen, dann tut er's ganz gewiß, und wenn er ihn mit den Zähnen herausziehen soll.“

Nechljudow fühlte eine unüberwindliche Abneigung vor diesem redegewandten Herrn, der durch den Ton, in dem er sprach, andeuten wollte, daß er und Nechljudow einer ganz andern Schicht angehörten als die Klienten da draußen und überhaupt alle andern Menschen.

„Der Kerl hat mir fürchterlich zugesetzt — ein höchst gefährlicher Spitzbube! Ganz erschöpft ist man...“ sagte der Advokat, gleichsam zur Entschuldigung, daß er von so abseits liegenden Dingen sprach. „Nun zu Ihrer Angelegenheit... Ich habe die Akten mit Aufmerksamkeit gelesen und über ihren Inhalt ‚den Kopf geschüttelt‘, wie es bei Tur-

genjew heißt. Dieser Advokat, der sie verteidigt hat, scheint ja der richtige Schwachkopf — alle Kassationsgründe hat er außer acht gelassen.“

„Zu welchem Resultat sind Sie gelangt?“

„Einen Augenblick... Sagen Sie ihm,“ wandte er sich zu seinem Gehilfen, der soeben eingetreten war — „daß es bei dem bleibt, was ich gesagt habe: kann er — gut; kann er nicht — dann tut es mir leid.“

„Er will aber nichts davon wissen.“

„Nun, dann tut es mir eben leid,“ sagte der Advokat. Und sein Gesicht, das soeben noch vor Freude und Herzensgüte gestrahlt hatte, nahm einen finsternen, bösen Ausdruck an.

„Da heißt es immer, die Advokaten nehmen ihr Geld umsonst,“ sagte er, während er sich bemühte, wieder seine frühere Miene anzunehmen. „Ich habe da einem insolventen Schuldner, gegen den allerhand Anklagen erhoben wurden, aus der Patsche geholfen, und nun kommen mir sämtliche Gläubiger auf den Hals. Was solche Affären für Arbeit machen — unglaublich! Wir geben bei unserem Berufe wirklich unser ‚Herzblut‘ dran, wie irgend ein Schriftsteller sagt. Na, nun zu Ihrer Sache, oder vielmehr zu der Sache, für die Sie sich interessieren,“ fuhr er fort. „Die Verteidigung ist sehr schlecht geführt worden, ein brauchbarer Kassationsgrund liegt nicht vor, doch kann man immerhin versuchen, das Urteil umzustoßen, und da habe ich zunächst folgendes aufgesetzt.“

Er nahm einen beschriebenen Bogen Papier und begann zu lesen, wobei er einige uninteressante

formale Wendungen verschluckte und dafür andere Stellen besonders hervorhob:

„Beschwerde der p. p. u. s. w. an das Kassationsdepartement des Kriminalgerichts u. s. w., u. s. w. Durch die Entscheidung des u. s. w., u. s. w. wurde die pp. Maslowa für schuldig befunden, den Kaufmann Smjelkow durch Gift vom Leben zum Tode befördert zu haben, und auf Grund des Artikels 1454 des Strafgesetzbuches zu u. s. w., u. s. w. Zwangsarbeit verurteilt usw.“

Er machte eine Pause im Vorlesen — offenbar bereitete es ihm, trotz der langjährigen Gewohnheit, immer wieder Vergnügen, sein eigenes Geistesprodukt anzuhören.

„Dieser Urteilsspruch erscheint als das Ergebnis so schwerwiegender Rechtsverletzungen und Formfehler,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „daß er unbedingt aufgehoben werden muß. Erstens wurde die Verlesung des Protokolls über den Befund der an Smjelkow vorgenommenen Sektion während der Verhandlung gleich im Anfang vom Vorsitzenden unterbrochen.“

„Aber die Verlesung war doch vom Ankläger verlangt worden,“ sagte Nechljudow verwundert.

„Das ist einerlei, die Verteidigung konnte Gründe haben, dasselbe Verlangen zu stellen.“

„Aber das wäre doch ganz zwecklos und überflüssig gewesen!“

„Gleichwohl ist das unter Umständen ein Kassationsgrund. Weiter. Zweitens wurde der Verteidiger der Maslowa,“ fuhr er fort zu lesen, „vom Vorsitzen-

den in seiner Rede unterbrochen, als er in seinem Bestreben, die Persönlichkeit der Maslowa zu charakterisieren, auf die inneren Ursachen ihres Falles einging, mit der Begründung, daß die Worte des Verteidigers nicht direkt zur Sache gehörten, während der Senat wiederholentlich darauf hingewiesen hat, daß bei Strafsachen die Beleuchtung des Charakters und überhaupt der sittlichen Physiognomie des Angeklagten von hervorragender Bedeutung ist, wenn es sich beispielsweise um die richtige Beurteilung der Zurechnungsfrage handelt. Das wäre ad 2,“ sagte er und sah dabei Nechljudow an.

„Aber er sprach doch so schlecht, daß man eigentlich gar nichts verstehen konnte,“ versetzte Nechljudow noch erstaunter als vorher.

„Ja, er hat das Pulver nicht erfunden, der gute Junge, und konnte natürlich nichts Vernünftiges vorbringen,“ sagte Fanarin lachend. „Und doch ist das möglicherweise ein Kassationsgrund. Doch davon später. Drittens. In einem Schlußwort unterließ es der Vorsitzende, trotz der ganz ausdrücklichen Bestimmung des § 1 Art. 801 der Strafprozeßordnung, den Geschworenen darzulegen, aus welchen juristischen Elementen sich der Schuldbegriff zusammensetzt, und ihnen zu sagen, daß sie das Recht haben, zwar die Tatsache, daß die Maslowa dem Smjellkow Gift eingegeben hat, als feststehend anzusehen, jedoch ihr diese Handlung nicht zur Schuld anzurechnen brauchen, da ihr die Absicht der Tötung gefehlt hat und sie somit nicht eines Verbrechens, sondern lediglich einer fahrlässigen Handlung schuldig zu erachten ist, die, ohne daß sie es beabsich-

tigte und erwartete, den Tod des Kaufmanns zur Folge gehabt hat. Das ist der Hauptpunkt.“

„Aber das hätten wir Geschworenen doch von selbst einsehen können — der Fehler liegt also auf unserer Seite!“

„Endlich viertens,“ fuhr der Advokat fort, „wurde die Frage nach der Schuld der Maslowa durch den Obmann der Geschworenen in einer Form beantwortet, die einen offenkundigen Widerspruch enthielt. Die Maslowa wurde beschuldigt, den Smjelkow vorsätzlich vergiftet zu haben, und zwar in gewinnsüchtiger Absicht, die allein als Motiv des Mordes in Betracht kommen konnte. Die Geschworenen dagegen hatten in ihrer Antwort die Teilnahme der Maslowa an der Beraubung und Entwendung der Wertobjekte verneint, woraus klar ersichtlich war, daß sie auch die Absicht der Tötung bei der Angeklagten verneinen wollten und nur infolge des Mißverständnisses, das die unvollständige Darlegung im Schlußworte des Vorsitzenden hervorrief, diese ihre Auffassung in ihrer Antwort nicht in gehöriger Weise zum Ausdruck brachten. Diese unzureichende Fragebeantwortung von seiten der Geschworenen hätte aber unbedingt die Anwendung der Artikel 816 und 808 der Strafprozeßordnung gerechtfertigt, auf Grund deren der Vorsitzende die Geschworenen über den von ihnen begangenen Irrtum aufzuklären und zu einer erneuten Beratung und Beantwortung der Schuldfrage zu veranlassen hatte.“

An dieser Stelle hielt Fanarin in der Verlesung des Schriftstückes ein.

„Warum hat nun der Vorsitzende das nicht getan?“ fragte er.

„Ja, das möchte ich auch wissen,“ sagte Fanarin lachend.

„Jedenfalls wird doch der Senat diesen Fehler wieder gut machen?“

„Es kommt darauf an, wer gerade an der betreffenden Sitzung teilnimmt. Das ist's! Doch hören Sie den Schluß: Ein solches Verdikt der Geschworenen gab dem Gerichte nicht das Recht,“ las er rasch weiter, „die Maslowa mit einer so schweren Strafe zu belegen, und die Anwendung des § 3 Art. 771 der Strafprozeßordnung bildet eine schroffe und schwere Verletzung der Grundlagen unseres Strafprozesses. Gestützt auf die oben dargelegten Gründe beehre ich mich, u. s. w. entsprechend den Artikeln 909, 910, 2, 912 und 928 der Strafprozeßordnung u. s. w., u. s. w. die Aufhebung des Urteils und die Verweisung des Prozesses an eine andere Abteilung desselben Gerichts zwecks erneuter Verhandlung zu beantragen... Das wär alles — was in der Sache geschehen konnte, ist geschehen. Ich will aber offen sein: die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges ist gering. Doch, wie gesagt: es hängt alles von der Zusammensetzung des Senatsdepartements ab. Wenn Sie gute Beziehungen haben, können Sie es versuchen.“

„Ich kenne den einen und andern der Herren.“

„Ja — und beeilen Sie die Sache, sonst fahren die Herren in die Bäder, um ihre Hämorrhoiden zu kurieren, und Sie müssen drei Monate lang warten. Nun, und wenn die Sache beim Senat keinen

Erfolg hat, bleibt uns immer noch die Möglichkeit, ein Bittgesuch an Allerhöchster Stelle einzureichen. Auch für diesen Fall stelle ich, zwecks Abfassung der Eingabe, meine Dienste zur Verfügung.“

„Ich danke Ihnen. Und das Honorar?“

„Mein Gehilfe wird Ihnen die Reinschrift eingehändigen und Ihnen alles andere sagen.“

„Ich hätte noch eine Frage an Sie: der Staatsanwalt hat mir einen Passierschein ausgestellt, für den Fall, daß ich die betreffende Person im Gefängnis sprechen will. Nun sagte man mir im Gefängnis, falls ich sie außerhalb der festgesetzten Besuchszeit sehen wolle, müsse ich die Erlaubnis des Gouverneurs einholen. Ist das notwendig?“

„Ja, ich glaube wohl. Aber der Gouverneur ist augenblicklich abwesend, und der Vize erledigt die Geschäfte. Leider ist das ein so dummer Kerl, daß Sie kaum etwas mit ihm werden anfangen können.“

„Heißt er nicht Maslennikow?“

„Ja.“

„Ich kenne ihn,“ sagte Nechljudow und erhob sich, um zu gehen.

In diesem Augenblick kam eine kleine, auffallend häßliche, hagere Frau mit einem Stumpfnäschen und ganz gelbem Teint rasch ins Zimmer gestürzt — es war die Frau des Advokaten, der ihre Häßlichkeit offenbar nicht die geringste Sorge machte. Sie trug ein höchst originelles Kostüm — irgendwelche samtene und seidene, grellgelbe und grüne Fahnen waren in aller Eile um ihren Körper gewickelt und das dünne Haar in Locken frisiert.

Triumphierend stürmte sie durch das Kabinett ins Wartezimmer, gefolgt von einem lang aufgeschossenen, lächelnden Herrn mit erdfahlem Gesichte, der einen Rock mit seidenen Aufschlägen und eine weiße Krawatte trug. Es war ein Schriftsteller, den Nechljudow von Ansehen kannte.

„Hör' mal, Anatole,“ rief sie, die Tür öffnend, ins Kabinett zurück — „komm doch jetzt zu mir herüber! Semjon Iwanowitsch will uns sein neues Gedicht vorlesen, und du mußt deinen Aufsatz über Garschin zum besten geben.“

Nechljudow wollte gehen, aber die Gattin des Advokaten flüsterte ihrem Manne etwas ins Ohr und sagte dann rasch zu ihm:

„Bitte, Fürst — ich habe das Vergnügen, Sie zu kennen und halte es für überflüssig, mich vorzustellen: wollen Sie nicht unsere litterarische Matinee mit Ihrer Anwesenheit beehren? Es wird sehr interessant werden, Anatole liest brillant vor.“

„Sie sehen, was man alles zu tun hat,“ sagte Anatole lächelnd, mit einer bezeichnenden Handbewegung nach seiner Gattin, welche die Unmöglichkeit, einer so bezaubernden Person zu widerstehen, zum Ausdruck bringen sollte.

Mit größter Zuvorkommenheit und einer Miene, die sein schmerzliches Bedauern ausdrückte, dankte Nechljudow der Gattin des Advokaten für die Einladung, die er leider aus Mangel an Zeit nicht annehmen könne, und begab sich in das Wartezimmer.

„Ist das ein Griesgram!“ sagte die Gattin des Advokaten, als er zur Tür hinaus war.

Im Wartezimmer übergab der Gehilfe des Advokaten Nechljudow die bereits fertiggestellte Reinschrift der Eingabe. Auf die Frage nach dem Honorar erklärte er, Anatolij Semjonowitsch habe tausend Rubel angesetzt; er fügte hinzu, daß Anatolij Semjonowitsch sonst solche Sachen nicht übernehme, dem Fürsten zu Gefallen jedoch eine Ausnahme gemacht habe.

„Wer soll das Gesuch unterschreiben?“ fragte Nechljudow.

„Die Angeklagte — oder, wenn das Schwierigkeiten machen sollte, ist auch Anatolij Semjonowitsch selbst dazu bereit, dem Sie dann nur eine Vollmacht zu geben brauchen.“

„Nein, ich fahre gleich zu ihr hin und hole ihre Unterschrift,“ sagte Nechljudow, erfreut darüber, daß sich ihm eine Gelegenheit bot, Katjuscha noch vor dem festgesetzten Tage zu sehen.

43.

Zu gewohnter Zeit ertönte in den Korridoren des Gefängnisses das Pfeifen der Aufseher. Die schweren Schösser erklickten, und die Türen der Korridore und Zellen wurden geöffnet; barfüßig oder in Filzpantoffeln schlurrt die Arrestanten durch die Gänge; die Kübel wurden aus den Zellen geschafft und verbreiteten einen entsetzlichen Geruch im ganzen Gebäude; die Arrestanten und Arrestantinnen wuschen sich, zogen sich an und traten zum Appell an, worauf sie sich kochendes Wasser zum Tee holen durften.

Beim Tee fand in allen Zellen des Gefängnisses eine lebhafte Unterhaltung darüber statt, daß an diesem Tage zwei Arrestanten mit Ruten geprügelt werden sollten. Der eine der Delinquenten war ein sehr belesener junger Mann, ein Handlungsgehilfe namens Wassiljew, der in einem Anfall von Eifersucht seine Geliebte getötet hatte. Die Zellengenossen hatten ihn wegen seiner Munterkeit, Freigebigkeit und Standhaftigkeit gegenüber den Gefängnisbehörden gern. Er kannte die gesetzlichen Vorschriften und verlangte, daß sie erfüllt würden, und aus diesem Grunde war er bei den Beamten des Gefängnisses nicht beliebt. Vor drei Wochen hatte einer der Aufseher einen Kübelträger geschlagen, weil dieser ihm die neue Uniform mit Kohlsuppe begossen hatte. Wassiljew war für den Geschlagenen eingetreten — es sei vom Gesetz verboten, die Arrestanten zu schlagen, meinte er. „Ich werde dir das Gesetz schon anstreichen,“ hatte der Aufseher zu Wassiljew gesagt und grobe Schimpfworte hinzugefügt. Wassiljew hatte ihm mit gleicher Münze gedient, und der Aufseher wollte nach ihm schlagen, doch Wassiljew packte seine Hände, hielt sie eine ganze Weile fest, drehte ihn dann um und stieß ihn zur Tür hinaus. Der Aufseher beschwerte sich, und der Inspektor ließ Wassiljew in den Karzer sperren.

Der Karzer bestand in einer Reihe dunkler Kellerräume, die von außen durch Riegel verschlossen wurden. In solch einem dunklen, kalten Karzer gab es weder Bett, noch Tisch, noch Stuhl, so daß die darin Eingesperrten auf dem schmutzigen

Fußboden sitzen oder liegen mußten, wo die Ratten über sie hinwegliefen. Diese Tiere bevölkerten die Karzer in ganzen Scharen und waren so zudringlich, daß die Eingesperrten das Stück Brot, das ihnen als Nahrung gereicht wurde, in der Dunkelheit vor ihnen nicht verstecken konnten. Sie fraßen ihnen das Brot aus den Händen weg und griffen sogar die Häftlinge selbst an, sobald diese aufhörten, sich zu bewegen. Wassiljew hatte sich geweigert, den Karzer zu betreten, da er unschuldig sei, und man versuchte, ihn mit Gewalt hineinzustoßen. Er setzte sich zur Wehr, und zwei Arrestanten waren ihm dabei behilflich, sich den Armen der Aufseher zu entwinden. Da taten sich die Aufseher, darunter auch der seiner Körperkraft wegen berühmte Petrow, zusammen, warfen die Arrestanten zu Boden und stießen sie in die Karzerzellen. Dem Gouverneur wurde sogleich Bericht erstattet, daß so etwas wie ein Aufruhr im Gefängnis stattgefunden habe. Es wurde eine Verfügung erlassen, laut welcher die beiden Hauptschuldigen, Wassiljew und ein heimatloser Landstreicher, je dreißig Rutenhiebe erhalten sollten. Die Züchtigung sollte im Besuchszimmer der weiblichen Abteilung stattfinden.

Am Abend bereits waren sämtliche Insassen des Gefängnisses von der bevorstehenden Exekution unterrichtet, und in den Zellen wurden lebhaftes Gespräche darüber geführt.

Die Korablewa, Schönlieschen, Fedoßja und die Maslowa saßen in ihrer Ecke beim Tee und unterhielten sich über das Ereignis des Tages. Sie waren rot im Gesichte und sehr aufgeregt, denn

sie hatten bereits Branntwein getrunken, der jetzt bei der Maslowa nicht mehr ausging, und mit dem sie ihre Freundinnen freigebig bewirtete.

„Ich würde nichts sagen, wenn er Spektakel gemacht oder sich sonst frech betragen hätte,“ sagte die Korablewa mit Bezug auf Wassiljew, während sie mit ihren kräftigen Zähnen kleine Stückchen Zucker zum Tee abbiß. „Aber er ist doch nur für einen Kameraden eingetreten, deshalb darf doch heute nicht mehr geprügelt werden!“

„Es soll doch ein so lieber Mensch sein,“ meinte Fedoßja, die mit bloßem Kopfe, von dem die langen Zöpfe über ihren Rücken herabfielen, der Pritsche mit der Teekanne gegenüber auf einem Holzscheit saß.

„Ihm solltest du es sagen, Michajlowna,“ wandte sich die Bahnwärterin an die Maslowa; unter „ihm“ verstand sie Nechljudow.

„Ich sage es ihm auch, er tut alles für mich,“ antwortete die Maslowa lächelnd und den Kopf zurückwerfend.

„Wer weiß aber, wann er wieder herkommt! Und die sollen doch jetzt gleich abgestraft werden!“ sagte Fedoßja. „Wie schrecklich ist das doch,“ fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Ich habe mal zugesehen, wie sie im Gemeindegericht einen Bauern geprügelt haben,“ begann die Bahnwärterin zu erzählen. „Der Schwiegervater hatte mich zum Dorfältesten geschickt, und wie ich hinkam, hatten sie ihn gerade vor.“

Die Erzählung der Bahnwärterin, die sich recht lang ausdehnte, wurde durch das Geräusch von

Schritten und durch ein Stimmengewirr, das sich vom oberen Korridor her vernehmen ließ, unterbrochen.

Die Frauen schwiegen still und lauschten.

„Jetzt haben sie ihn hingeführt,“ sagte Schönlieschen. „Sie prügeln ihn noch zu Tode. Gar zu erbost sind die Aufseher über ihn, weil er ihnen nichts durchgehen läßt.“

Oben wurde alles still, und die Bahnwärterin erzählte ihre Geschichte zu Ende, wie sie im Gemeindegerecht erschrocken sei, als sie zusah, wie dort in der Scheune der Bauer geprügelt wurde, und wie sich ihr förmlich das Herz im Leibe umgekehrt habe. Hierauf erzählte Schönlieschen, wie einmal Schtscheglow mit Peitschenhieben bestraft worden sei, und wie er dabei nicht einen Ton über die Lippen gebracht habe. Dann räumte Fedoßja das Teegeschirr ab, und die Korablewa wie auch die Bahnwärterin begannen ihre Säcke zu nähen, während die Maslowa, die Arme um die Knie schlingend, in trübem Hinbrüten auf ihrer Pritsche saß. Eben wollte sie sich wieder hinlegen und schlafen, als die Aufseherin sie nach dem Bureau rief, wo ein Besucher sie erwartete.

„Erzähl’ ihm ganz bestimmt auch von uns,“ sprach die alte Menjschowa, die wegen Brandstiftung angeklagt war, während die Maslowa vor einem Spiegel, von dem das Quecksilber zur Hälfte abgefallen war, sich das Tuch umband. „Nicht wir haben das Haus angezündet, sondern er selbst, der Bösewicht. Sein Knecht hat es ja gesehen! Er wird es nicht leiden, daß eine Seele unnütz zu-

grunde geht — sag' ihm nur, er solle sich mal den Mitrij heraussuchen lassen. Mitrij wird ihm alles erzählen, wie's auf der Hand liegt; was soll denn das, daß man uns hier ins Loch sperrt, wo wir doch nicht 'ne Ahnung haben, während er mit 'ner fremden Frau großtut und in der Schenke herumsitzt, der Halunke!“

„Das ist gegen alles Gesetz,“ bestätigte die Korablewa.

„Ich sag's ihm, unbedingt sag' ich's ihm,“ versetzte die Maslowa. „Nun noch rasch einen Schluck, damit ich mehr Mut habe,“ fügte sie, mit den Augen blinzelnd, hinzu.

Die Korablewa goß ihr einen halben Becher voll ein. Die Maslowa trank ihn aus, wischte sich den Mund und ging in heiterster Stimmung, den Kopf hin und her wiegend und pfiffig lächelnd, hinter der Aufseherin über den Korridor.

44.

Nechljudow wartete schon lange im Hausflur.

Er war frühzeitig vor dem Gefängnis eingetroffen, hatte an der Eingangstür die Glocke gezogen und dem diensttuenden Aufseher die Verfügung des Staatsanwalts vorgezeigt.

„Zu wem wollen Sie?“

„Ich will die Gefangene Maslowa sprechen.“

„Das geht jetzt nicht — der Inspektor ist beschäftigt.“

„Ist er im Bureau?“ fragte Nechljudow.

„Nein, er ist hier, im Besuchszimmer,“ antwortete der Aufseher — ein wenig verlegen, wie es Nechljudow schien.

„Ist denn jetzt Empfangszeit?“

„Nein, es handelt sich um 'ne besondere Sache,“ sagte der Aufseher.

„Wie kann ich ihn wohl zu sprechen bekommen?“

„Warten Sie hier, sobald er vorübergeht, können Sie's ihm sagen.“

In diesem Augenblick trat ein Feldwebel mit glänzenden Tressen an der Uniform, strahlendem Gesichte und stark von Tabakduft gesättigtem Schnurrbart aus einer Seitentür.

„Warum lassen Sie die Leute hier ein? Ins Bureau!..“

„Man hat mir gesagt, daß der Inspektor hier sei,“ sagte Nechljudow, durch die Unruhe befremdet, die sich auch bei dem Feldwebel bemerkbar machte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür nach dem Innern des Gebäudes, und der Aufseher Petrow erschien, ganz erhitzt und in Schweiß gebadet, auf der Schwelle.

„Der wird dran denken!“ sagte er, sich an den Feldwebel wendend.

Der Feldwebel winkte mit den Augen nach Nechljudow hin, und Petrow schwieg, runzelte die Stirn und verschwand durch die Hintertür.

„Wer wird daran denken? Warum sind sie

alle so erregt? Warum hat der Feldwebel ihm zugeblinzelt?“ dachte Nechljudow.

„Es geht nicht, daß Sie hier warten, wollen Sie sich ins Bureau bemühen,“ wandte sich der Feldwebel von neuem an Nechljudow, und dieser wollte bereits gehen, als aus der hinteren Tür der Inspektor eintrat, der noch erregter schien als seine Untergebenen. Er seufzte und ächzte in einem fort. Als er Nechljudow sah, wandte er sich an den Aufseher.

„He, Fedotow — die Maslowa aus der fünften Frauenzelle, nach dem Bureau!“ rief er.

„Bitte,“ wandte er sich an Nechljudow. Sie stiegen auf einer steilen Treppe nach einem kleinen, einfenstrigen Zimmer hinauf, in dem sich nichts weiter befand als ein Schreibtisch und ein paar Stühle. Der Inspektor setzte sich.

„Ja, die Pflichten, die Pflichten!“ sagte er, sich zu Nechljudow wendend und eine dicke Zigarette herauslangend.

„Sie sind erschöpft, wie es scheint,“ sagte Nechljudow.

„Ja, ja, von all dem Dienst — man hat so schwere Pflichten. Man will es den Leuten leicht machen, und es kommt dann gerade umgekehrt. Am liebsten möchte man den ganzen Dienst aufgeben. Man weiß wirklich nicht, wie man es einrichten soll. Gar zu schwer hat man es schon...“

Nechljudow wußte nicht, worin eigentlich die besondere Schwierigkeit für den Inspektor bestand, doch fiel ihm heute an ihm eine ganz besonders

düstere und trostlose Stimmung auf, die sein Mitgefühl wachrief.

„Ich will's schon glauben, daß Sie es nicht leicht haben,“ sagte er. „Aber warum unterziehen Sie sich der Erfüllung dieser Pflichten?“

„Ich bin leider mittellos, habe Familie . . .“

„Aber wenn es Ihnen gar so schwer fällt? . . .“

„Nun, man will sich doch schließlich nützlich machen, soweit einem die Kräfte es gestatten; man schafft Milderung, wo man kann. Ein anderer an meiner Stelle würde ganz anders durchgreifen. Es ist, weiß Gott, nicht leicht: zweitausend Mann, und was für eine Gesellschaft! Man muß es schon verstehen, mit ihnen umzugehen. Schließlich sind's ja auch Menschen, sie können einen dauern. Aber ganz und gar kann man ihnen die Zügel auch nicht schießen lassen.“

Der Inspektor begann von einer Prügelei zu erzählen, die kürzlich zwischen den Arrestanten stattgefunden und mit einem Totschlag geendet habe.

Seine Erzählung wurde durch den Eintritt der Maslowa unterbrochen, die in Begleitung des Aufsehers in das Zimmer kam.

Nechljudow erblickte sie, als sie eben in der Tür stand und den Inspektor noch nicht gesehen hatte. Ihr Gesicht war ganz rot. Sie war keck und flink hinter dem Aufseher hergegangen und hatte dabei unter beständigem Lächeln den Kopf hin und her gewiegt. Als sie jetzt den Inspektor erblickte, erschrak sie plötzlich und sah starr nach ihm hin, doch faßte sie sich sogleich und wandte sich munter und flott an Nechljudow.

„Guten Tag,“ sagte sie mit singender Stimme, lächelte dabei und schüttelte kräftig, nicht so wie das erstemal, seine Hand.

„Ich habe Ihnen hier ein Gesuch zur Unterschrift gebracht,“ sagte Nechljudow, ein wenig verwundert über die kecke Art, wie sie ihm diesmal entgegentrat. „Der Advokat hat das Gesuch aufgesetzt, Sie müssen es unterschreiben, und dann schicken wir es nach Petersburg.“

„Gewiß, ich kann's ja unterschreiben. Alles tu' ich, was man verlangt,“ sagte sie lächelnd und das eine Auge zukneifend.

Nechljudow nahm das zusammengefaltete Schriftstück aus der Tasche und trat an den Tisch.

„Kann die Unterschrift hier gegeben werden?“ fragte Nechljudow den Inspektor.

„Komm, setz' dich hierher,“ sagte der Inspektor. „Da hast du eine Feder. Kannst du schreiben?“

„Ich hab's mal gekonnt,“ sagte sie, zog lächelnd ihren Rock und die Ärmel ihrer Jacke zurecht, setzte sich an den Tisch, ergriff mit ihrer kleinen, energischen Hand unbeholfen die Feder und sah lachend zu Nechljudow auf.

Er zeigte ihr, wohin sie ihren Namen schreiben sollte.

Sie tauchte die Feder vorsichtig ein, spritzte sie ab und schrieb ihren Namen.

„Sonst ist nichts nötig?“ fragte sie, während sie bald Nechljudow und bald den Inspektor ansah und den Federhalter abwechselnd auf das Tintenfaß und das Papier legte.

„Ich muß noch einiges mit Ihnen besprechen,“ sagte Nechljudow und nahm ihr den Federhalter aus der Hand.

„Bitte, sprechen Sie,“ sagte sie und nahm plötzlich, als denke sie über irgend etwas nach, oder als wolle sie einschlafen, eine ernste Miene an.

Der Inspektor erhob sich und ging hinaus, während Nechljudow Aug' in Auge mit ihr zurückblieb.

45.

Der Aufseher, der die Maslowa hereingeführt hatte, setzte sich in einiger Entfernung vom Tische auf das Fensterbrett. Für Nechljudow war nun der entscheidende Augenblick gekommen. Er hatte sich unaufhörlich Vorwürfe darüber gemacht, weil er ihr nicht sogleich beim ersten Zusammentreffen die Hauptsache gesagt hatte: daß er sie heiraten wolle, und er war fest entschlossen, es ihr jetzt zu sagen. Sie saß an der einen Seite des Tisches, während Nechljudow sich auf der andern Seite ihr gegenüber setzte. Es war hell im Zimmer, und Nechljudow sah zum erstenmal ihr Gesicht ganz deutlich in nächster Nähe, sah die feinen Fältchen um Augen und Lippen und die geschwollenen Augen. Und er empfand noch tieferes Mitleid mit ihr als bisher.

Er stützte den Ellbogen auf den Tisch und setzte sich so, daß der am Fenster sitzende Aufseher, ein Mann von jüdischem Typus und mit

ergrauendem Backenbart, ihn nicht hörte, während sie ihn deutlich verstehen konnte.

„Wenn die Eingabe keinen Erfolg hat,“ sagte er, „dann reichen wir ein Bittgesuch an Allerhöchster Stelle ein. Jedenfalls wird alles getan werden, was sich tun läßt.“

„Wenn vorher etwas geschehen wäre . . . wenn ich einen guten Advokaten gehabt hätte . . .“ unterbrach sie ihn. „Aber mein Verteidiger war ein so dummes Kerlchen! Er hat mir immer nur Komplimente gesagt,“ sprach sie lächelnd. „Wenn die so gewußt hätten, daß Sie ein Bekannter von mir sind, dann wäre alles anders gekommen. Aber so glauben sie eben, daß alles Diebinnen sind.“

„Wie sonderbar sie heute ist,“ dachte Nechljudow und wollte ihr soeben etwas erwidern, als sie von neuem begann:

„Hören Sie mal — eins wollt' ich Ihnen noch erzählen: es ist da eine alte Frau bei uns in der Zelle, die haben wir alle so gern. Eine so liebe alte Frau, und die muß um nichts und wieder nichts sitzen, sie sowohl wie ihr Sohn; alle wissen, daß beide unschuldig sind, aber man hat sie eben wegen Brandstiftung angeklagt, und nun sitzen sie. Die Alte hat nun davon gehört, daß ich mit Ihnen bekannt bin,“ sagte sie, den Kopf hin und her wendend und ihn ansehend — „und da meinte sie: ‚Sag' ihm doch, er soll mal meinen Sohn heraussuchen lassen, der wird ihm alles erzählen!‘ Menjschow heißen sie. Wollen Sie es tun? Eine so liebe Alte ist's, man sieht es ihr gleich an, daß sie unschuldig sitzt. Nehmen Sie sich doch der Leute an, mein Lieber!“

sagte sie, ihm ins Gesicht sehend, schlug dann die Augen nieder und lächelte.

„Gut, ich will die Sache im Auge behalten,“ sagte Nechljudow, der sich mehr und mehr über ihre ungezwungene Art wunderte. „Aber ich wollte mit Ihnen über meine eigene Angelegenheit sprechen. Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen das letztemal sagte?“

„Sie haben sehr vieles gesagt. Was meinen Sie denn?“ sagte sie, immer noch lächelnd und den Kopf hin und her wendend.

„Ich sagte, daß ich gekommen sei, um Sie um Verzeihung zu bitten,“ sagte er.

„Ach was, Verzeihung, Verzeihung — was heißt denn das? . . . Sie sollten lieber . . .“

„Daß ich meine Schuld sühnen will,“ fuhr Nechljudow fort, „und zwar nicht mit Worten, sondern mit der Tat. Ich will Sie heiraten.“

Ihr Gesicht nahm plötzlich einen erschrockenen Ausdruck an. Ihre schielenden Augen waren auf ihn gerichtet und schienen ihn zugleich anzusehen und an ihm vorbeizusehen.

„Was soll das nun wieder heißen?“ sagte sie und runzelte finster die Stirn.

„Ich fühle mich vor Gott verpflichtet, es zu tun.“

„Was reden Sie von Gott? Alles Dinge, die nicht zur Sache gehören. Gott! Was für ein Gott? Damals hätten Sie an Gott denken sollen!“ sagte sie.

Jetzt erst verspürte Nechljudow den starken Brantweingeruch, der von ihr ausging, und begriff die Ursache ihrer Erregung.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er.

„Ich brauche mich nicht zu beruhigen. Du meinst wohl, ich sei betrunken? Gewiß bin ich betrunken, aber ich weiß sehr gut, was ich sage!“ rief sie plötzlich laut und hastig und wurde dabei purpurrot im Gesichte. „Ich bin eine Zuchthäuslerin, und Sie sind ein feiner Herr, ein Fürst, und brauchen sich nicht an mir zu beschmutzen. Geh nur zu deinen Fürstinnen, ich bin eine von der Gasse!“

„Wie furchtbar das auch ist, was du sprichst — du kannst mich in meinen Entschließungen nicht erschüttern,“ sagte Nechljudow leise, an allen Gliedern zitternd. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie tief ich meine Schuld dir gegenüber empfinde! . . .“

„Meine Schuld empfinde‘ . . .“ sagte sie, seine Worte höhnisch wiederholend. „Damals hast du nichts empfunden, sondern mir einfach hundert Rubel zugesteckt — da, soviel bist du wert! . . .“

„Ich weiß, ich weiß — aber was ist da jetzt noch zu machen?“ sagte Nechljudow. „Jetzt bin ich entschlossen, dich nicht im Stich zu lassen,“ wiederholte er — „und was ich gesagt habe, dabei bleib’ ich.“

„Und ich sage: du wirst es nicht tun!“ rief sie laut und lachte hell auf.

„Katjuscha!“ begann er.

„Fort von mir! Ich bin eine Zuchthäuslerin, und du bist ein Fürst und hast hier nichts zu suchen,“ schrie sie mit von Zorn entstelltem Gesichte und entriß ihm ihre Hand. „Ich soll dir nur helfen, deine Seele zu retten,“ fuhr sie fort, offenbar bemüht, alles auszusprechen, was in ihrem Innern gährte.

„Du hast hier in diesem Leben an mir deine Lust gehabt, und willst jetzt auch im Jenseits durch mich zum Heil gelangen! Zuwider bist du mir, mit deinen kleinen Augen und deiner fetten, heidnischen Fratze! Geh, sag' ich dir, geh!“ schrie sie und sprang mit einer energischen Bewegung vom Stuhl auf.

Der Aufseher trat auf beide zu.

„Was lärmst du hier so laut? Das ist nicht erlaubt . . .“

„Lassen Sie sie, bitte,“ sagte Nechljudow.

„Daß sie sich nur nicht vergißt!“ sagte der Aufseher.

„Warten Sie, bitte, sie wird sich beruhigen,“ sagte Nechljudow.

Der Aufseher begab sich nach dem Fenster zurück.

Die Maslowa setzte sich wieder, schlug die Augen nieder und preßte, um sich zu beruhigen, kräftig die Finger ihrer ineinander gekrallten kleinen Hände zusammen.

Nechljudow stand über sie gebeugt da und wußte nicht, was er tun sollte.

„Du glaubst mir nicht?“ sagte er.

„Daß Sie mich heiraten werden? Nie wird das geschehen! Lieber hänge ich mich auf! Da haben Sie meine Antwort.“

„Und doch werde ich dir dienen . . .“

„Das ist Ihre Sache. Ich will nichts von Ihnen haben, das können Sie mir glauben!“ sagte sie. „Ach, warum bin ich damals nicht gestorben!“ fügte sie hinzu und brach in klägliches Schluchzen aus.

Nechljudow konnte nicht sprechen: ihre Tränen teilten sich auch ihm mit.

Sie hob die Augen auf, sah ihn erstaunt an und wischte mit dem Zipfel ihres Kopftuches die über ihre Wangen rinnenden Tränen ab.

Der Aufseher trat abermals an sie heran und erinnerte sie, daß es höchste Zeit sei, sich zu trennen. Die Maslowa erhob sich.

„Sie sind jetzt aufgereggt,“ sagte Nechljudow. „Wenn ich kann, komme ich morgen wieder her. Überlegen Sie inzwischen.“

Sie gab keine Antwort und ging, ohne ihn anzusehen, hinter dem Aufseher hinaus.

*

„Na, Mädels, nun wirst du's aber gut haben,“ sagte die Korablewa zur Maslowa, als diese in die Zelle zurückkehrte. „Er scheint ja mächtig verschossen in dich! Halt dich nur dran, solange er hierher kommt. Er wird dich schon auslösen, reichen Leuten ist alles möglich.“

„Das stimmt wohl,“ sagte die Bahnwärterin mit ihrer singenden Stimme. „Ein Armer hat nicht mal in der Nacht für sein Vergnügen Zeit, und ein Reicher braucht nur zu pfeifen, und alles fliegt ihm zu. Bei uns, mein Herzchen, war auch so einer . . .“

„Wie ist's denn, hast du ihm von meiner Sache was gesagt?“ fragte die Alte.

Doch die Maslowa antwortete den Zellengenossen nicht, sondern legte sich auf die Pritsche und blieb so, die schielenden Augen nach der Ecke

gerichtet, bis zum Abend liegen. Eine qualvolle Arbeit vollzog sich in ihrem Innern. Das, was ihr Nechljudow gesagt hatte, rief sie in jene Welt zurück, in der sie so schwer gelitten hatte, und aus der sie, von Haß gegen sie erfüllt, entflohen war, ohne sie begriffen zu haben. Es war nun vorbei mit dem Vergessen, in dem sie gelebt hatte, und jetzt weiterzuleben, mit der klaren Erinnerung an alles das, was dereinst gewesen, war doch gar zu schmerzlich. Am Abend kaufte sie wieder Branntwein und betrank sich zusammen mit ihren Freundinnen.

46.

„Ja — so also liegen die Dinge! Sol!“ dachte Nechljudow, während er das Gefängnis verließ. Jetzt erst begriff er seine Schuld in ihrem vollen Umfange. Hätte er nicht erst den Versuch gemacht, seine Tat wieder gutzumachen, er hätte nie das Verbrecherische, das in ihr lag, so vollständig erkannt, und auch ihr wäre das Unrecht, das ihr angetan worden, nicht so klar zum Bewußtsein gekommen. Jetzt erst kam das alles in seinem ganzen furchtbaren Ernst zu Tage. Jetzt erst sah er, was er aus der Seele dieses Weibes gemacht hatte, und auch sie sah und begriff, was aus ihr gemacht worden war. Bisher hatte Nechljudow mit seinem Gefühl nur gespielt, hatte sein Wohlgefallen gehabt an sich und an seiner Reue, jetzt aber jagte ihm das alles geradezu einen Schrecken ein. Sie verlassen — das

sagte ihm sein Gefühl — konnte er jetzt nicht, doch konnte er sich auch nicht vorstellen, wie sich seine Beziehungen zu ihr weiter gestalten würden.

Als Nechljudow eben aus dem Gefängnis trat, steckte ihm irgend jemand einen Zettel zu. Sobald er auf der Straße war, las er ihn. Der Zettel war in flotter Handschrift mit Bleistift geschrieben, in neuester orthographischer Manier, und hatte folgenden Wortlaut:

„Ich höre, daß Sie öfters ins Gefängnis kommen und sich für eine Strafgefangene interessieren. Ich möchte Sie einmal sprechen, sehen Sie zu, daß man es Ihnen gestattet. Ich kann Ihnen vieles mitteilen, was für Ihren Schützling wie auch für die politischen Gefangenen von Wichtigkeit ist. Ihre dankbare Wjera Bogoduchowskaja.“

„Bogoduchowskaja! Woher kenne ich nur den Namen?“ dachte Nechljudow, der noch ganz unter dem Eindruck der Zusammenkunft mit der Maslowa stand und im ersten Augenblick mit dem Namen und der Handschrift keine Erinnerung zu verbinden wußte. „Ah!“ ging es ihm plötzlich durch den Kopf — „die Diakonstochter, auf der Bärenjagd damals!“

Wjera Bogoduchowskaja war irgendwo in dem öden Gouvernement Nowgorod Dorfschullehrerin gewesen, und Nechljudow war einmal mit ein paar Freunden in jene Gegend gekommen, um auf Bären zu jagen. Die Lehrerin hatte sich an ihn mit der Bitte gewandt, ihr doch die Mittel zu geben, die es ihr ermöglichten, die Hochschulkurse zu besuchen. Nechljudow hatte ihr das Geld gegeben und

sie vergessen. Jetzt begegnete ihm diese Dame als politische Verbrecherin wieder, sie saß im Gefängnis, wo sie offenbar seine Geschichte in Erfahrung gebracht hatte, und nun bot sie ihm ihre Dienste an.

So leicht und einfach sich damals alles abgewickelt hatte, so schwierig und umständlich schien es ihm jetzt, mit ihr zusammenzukommen. Er erinnerte sich gern und lebhaft an jene Zeit und an seine Bekanntschaft mit der Bogoduchowskaja. Es war vor der Butterwoche, in einer ganz abgelegenen Gegend, sechzig Werst von der Eisenbahn entfernt. Sie hatten Glück auf der Jagd gehabt, hatten zwei Bären erlegt und saßen eben, kurz vor der Abfahrt, beim Mittagessen, als der Bauer, bei dem sie abgestiegen waren, in die Stube trat und die Mitteilung machte, daß die Tochter des Diakons da sei und den Fürsten Nechljudow sprechen wolle.

„Ist sie hübsch?“ fragte irgend jemand.

„Laßt doch das,“ sagte Nechljudow und erhob sich vom Tische. Er wunderte sich, was für ein Anliegen wohl die Tochter des Diakons an ihn haben könne, setzte ein ernstes Gesicht auf und begab sich nach der Stube des Wirts hinüber.

Dort fand er ein junges Mädchen in einem groben Filzhute und einem kurzen Pelz, sehnig, mit einem hageren, unschönen Gesicht, in dem nur die Augen und die gewölbten Brauen über ihnen hübsch genannt werden konnten.

„Na, nu sprich mal mit dem Herrn, Wjera Jefremowna,“ sagte die alte Wirtin — „das ist nämlich der Fürst selber. Ich geh' hinaus.“

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ begann Nechljudow.

„Ich . . . ich . . . sehen Sie, Sie sind reich, Sie werfen das Geld für solche Torheiten wie die Jagd fort. Und ich . . .“ Sie war sichtlich verwirrt bei ihren Ausführungen. „Ich möchte nur eins: den Menschen nützlich sein, und leider vermag ich das nicht, weil ich nichts gelernt habe.“

„Was soll ich also tun?“

„Ich bin Lehrerin, und ich möchte gern die Hochschulkurse besuchen, aber man läßt mich nicht zu. Das heißt — zulassen würde man mich schon, aber ich habe nicht die Mittel dazu. Geben Sie mir das nötige Geld, ich werde die Kurse besuchen und es Ihnen später abzahlen.“

Ihre Augen hatten einen so aufrichtigen, herzlichen Ausdruck, und ihr ganzes Wesen, ihre zugleich entschlossene und schüchterne Art machte einen so rührenden Eindruck, daß Nechljudow, der sich, wie stets in solchen Fällen, ganz in ihre Lage versetzte, ihrer Bitte nicht widerstehen konnte.

„Ich meine, wenn die reichen Leute Bären totschlagen und die Bauern betrunken machen können, was doch sicher zu tadeln ist, so können sie doch auch einmal etwas Gutes tun. Ich würde nur achtzig Rubel brauchen. Wollen Sie es nicht tun — nun, dann ist mir's auch recht,“ sagte sie unwirsch, als sie Nechljudows ernsten Blick fest auf sich gerichtet sah, in der Meinung, daß sie seine Miene in einem für sie ungünstigen Sinne zu deuten habe.

„Im Gegenteil — ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie mir Gelegenheit geben . . .“

Als sie begriffen hatte, daß er ihr Anliegen erfüllen wolle, errötete sie und schwieg.

„Ich hole es Ihnen gleich,“ sagte Nechljudow.

Er ging in den Hausflur und traf dort einen seiner Jagdgefährten, der sein Gespräch mit der Lehrerin gehört hatte. Ohne auf die Scherze des Freundes zu achten, entnahm er aus seiner Brieftasche das Geld und brachte es ihr.

„Bitte, bitte, keinen Dank — ich muß Ihnen danken.“

Mit Vergnügen erinnerte sich Nechljudow dieses Vorkommnisses. Es fiel ihm ein, daß er mit einem Offizier, der mit von der Partie war, beinahe in Streit geraten wäre, weil dieser die Sache in einen schlechten Scherz verkehren wollte, daß dann ein anderer Kamerad für ihn Partei nahm und sie aus diesem Anlaß Freundschaft miteinander schlossen. Die ganze Jagdpartie war überhaupt sehr glücklich und vergnügt verlaufen, und als sie in der Nacht nach der Eisenbahnstation zurückfuhren, war er in allerbesten Stimmung gewesen. In langer Kette jagten die zweispännigen Schlitten auf den schmalen Wegen durch den bald hohen, bald niedrigen Forst, dessen Tannen mit dicken Schneelagen wie mit großen Kuchen bepackt waren. Irgend jemand hatte sich eine angenehm duftende Zigarette angesteckt, deren rotes Feuer im Dunkel glühte. Der Jagdhelfer Ossip lief, bis an die Knie im Schnee, von Schlitten zu Schlitten, saß bald da, bald dort mit auf und erzählte von den Elentieren, die jetzt durch den tiefen Schnee irren und die Rinde der Espen benagen, und von den Bären, die in ihren tief im

Dickicht verborgenen Höhlen sitzen und ihren warmen Atem durch die Luftlöcher ausstoßen.

Alles dessen erinnerte sich Nechljudow jetzt, und vor allem des Glücksgefühls und des Bewußtseins seiner Gesundheit, Kraft und Sorglosigkeit, das ihn damals erfüllte. Die Lunge atmete die frostkalte Luft tief ein und schien fast den Halbpelz sprengen zu wollen, ins Gesicht fiel ihm der Schnee, den die Joche der Pferde von den Aesten schüttelten, Wärme empfand er im Körper, Frische im Gesicht, und keine Sorge, kein Vorwurf, keine Furcht und kein Wunsch nagte an seiner Seele. Wie köstlich war ihm zu Mute! Und jetzt? O Gott, wie peinvoll, und wie bedrückend schwer war das alles!...

47.

Als Nechljudow am Morgen des nächsten Tages erwachte, fiel ihm alles das ein, was am Abend vorher gewesen, und es wurde ihm gar bang zu Mute.

Trotz dieser Bangigkeit jedoch war er mehr denn je entschlossen, das begonnene Werk fortzusetzen. Mit diesem Gefühl, daß es gelte, eine unerläßliche Pflicht zu erfüllen, verließ er seine Wohnung und begab sich zu Maslennikow, um sich von ihm die Erlaubnis zu erwirken, außer der Maslowa auch noch die alte Menjschowa und ihren Sohn zu sprechen, von denen die Maslowa ihm erzählt hatte; außerdem wollte er auch noch eine Zusammenkunft mit der Bogoduchowskaja zu ermöglichen suchen, die vielleicht der Maslowa von Nutzen sein könnte.

Nechljudow war mit Maslennikow noch vom Regiment her bekannt. Maslennikow war damals Zahlmeister des Regiments gewesen. Er war ein sehr gutmütiger Mensch und ein im Dienst sehr pünktlicher Offizier, der von nichts in der Welt, außer seinem Regiment, etwas wußte noch wissen wollte. Jetzt fand ihn Nechljudow als Verwaltungsbeamten wieder — an Stelle des Regiments war das Gouvernement und seine Administration getreten. Er war mit einer reichen, gesellschaftlich gewandten Frau verheiratet, die ihn veranlaßt hatte, aus dem Militärdienst in den Zivildienst überzugehen.

Sie lachte über ihn und liebte ihn wie ein Tier, das sie sich gezähmt hatte. Nechljudow hatte im vergangenen Winter einmal bei ihnen vorgesprochen, aber das Ehepaar war ihm so uninteressant gewesen, daß er später nie wieder hinging.

Maslennikow strahlte über das ganze Gesicht, als er Nechljudow jetzt erblickte. Er hatte noch immer dieselben feisten, roten Backen, denselben stattlichen Leibesumfang und dieselbe Eleganz in der Kleidung wie als Militär. Damals hatte er zu jeder Zeit eine saubere, nach der letzten Mode zugeschnittene, um Brust und Schultern wie angegossen sitzende Uniform oder Interimsjacke getragen, und jetzt trug er einen ebenso adrett gearbeiteten Zivilrock, der seinen wohlgepflegten Leib mit der breiten Brust prall umschloß. Er war in Vizeuniform, als Nechljudow bei ihm erschien. Trotz des Altersunterschiedes — Maslennikow zählte etwa vierzig Jahre — duzten sie sich.

„Das ist schön, daß du gekommen bist. Wir wollen zu meiner Frau hingehen. Ich habe gerade zehn Minuten frei vor einer Sitzung. Der Chef ist verreist, und ich regiere das Gouvernement,“ sagte er, und man sah es ihm an, welche Genugtuung es ihm bereitete, das sagen zu können.

„Ich komme mit einem Anliegen zu dir,“ sagte Nechljudow.

„Was denn?“ sagte Maslennikow, gleichsam die Ohren spitzend, während seine Stimme plötzlich einen ängstlichen und ein wenig strengen Ton annahm.

„Im hiesigen Gefängnis“ — begann Nechljudow, während Maslennikows Gesicht bei dem Worte Gefängnis einen noch strengeren Ausdruck annahm — „befindet sich eine Person, für die ich mich sehr interessiere, und ich möchte, wenn ich sie besuche, nicht im gemeinsamen Besuchsraum, sondern im Büro mit ihr zusammenkommen, außerdem möchte ich sie auch außerhalb der festgesetzten Besuchszeit öfters einmal sehen. Man hat mir gesagt, daß du darüber zu bestimmen hast.“

„Gewiß, mein Lieber, ich bin bereit, alles für dich zu tun,“ sagte Maslennikow, während er, gleichsam von der Höhe seiner erhabenen Stellung herabsteigend, mit beiden Händen Nechljudows Knie berührte. „Gewiß läßt sich das machen — aber, siehst du, ich bin eben nur Kalif für eine Stunde!“

„Du kannst mir vielleicht ein Schreiben mitgeben, daß ich sie zu jeder Zeit sehen kann?“

„Es handelt sich um eine Frau?“

„Ja.“

„Weshalb ist sie denn eingesperrt?“

„Wegen eines Giftmordes. Aber sie ist unschuldig verurteilt.“

„Ja, da hast du nun die Gerechtigkeit der Geschworenengerichte, für die ich mich noch immer nicht erwärmen kann,“ sagte er. „Du bist zwar anderer Meinung als ich, aber was kann ich dagegen machen, ich kann von meiner Meinung nicht abgehen,“ fügte er hinzu, ohne zu verraten, daß er seine Meinung aus den letzten Jahrgängen seines konservativen Leibblattes bezogen hatte. „Ich weiß, du bist liberal...“

„Ich weiß nicht, ob ich liberal bin, oder was sonst,“ sagte Nechljudow lächelnd. Er hatte sich stets darüber gewundert, daß ihn die Leute durchaus irgendeiner Partei zuzählen wollten und ihn einzig darum einen Liberalen nannten, weil er verlangte, daß, bevor man über einen Menschen urteilt, man ihn erst anhören solle, und weil er die Ansicht vertrat, daß vor Gericht alle Menschen gleich sein sollten und man die Menschen nicht quälen und prügeln solle, namentlich dann nicht, wenn sie noch nicht abgeurteilt sind. „Ich weiß nicht, ob ich liberal bin oder nicht, das aber weiß ich, daß die jetzigen Gerichte, so schlecht sie auch sein mögen, jedenfalls besser sind als die früheren.“

„Welchen Advokaten hast du denn genommen?“

„Ich habe mich an Fanarin gewandt.“

„Ah, Fanarin!“ sagte Maslennikow und runzelte die Stirn.

Er erinnerte sich, daß dieser Fanarin im vergangenen Jahre in einer Gerichtsverhandlung ihm als

Zeugen verschiedene Fragen vorgelegt und ihn dabei mit der größten Ehrerbietung eine halbe Stunde lang lächerlich gemacht hatte. „Ich würde dir nicht raten, dich mit ihm abzugeben, jedenfalls ist Vorsicht bei ihm geboten.“

„Dann hätte ich noch eine Bitte an dich,“ sagte Nechljudow, ohne ihm zu antworten. „Vor langer Zeit einmal kannte ich ein junges Mädchen, eine Lehrerin — ein sehr bedauernswertes Geschöpf; auch die sitzt jetzt hier im Gefängnis und möchte mich gern einmal sprechen. Kannst du mir auch für die einen Passierschein geben?“

Maslennikow neigte den Kopf ein wenig auf die Seite und wurde nachdenklich.

„Ist es eine Politische?“

„Ja, so hat man mir gesagt.“

„Ja, siehst du — Zusammenkünfte mit den Politischen werden nur den Verwandten gestattet. Aber ich will dir einen allgemeinen Passierschein geben. Ich weiß, du wirst keinen Mißbrauch damit treiben. Wie heißt denn dein Schützling? . . . Wie? Bogoduchowskaja? Ist sie hübsch?“

„Ganz im Gegenteil.“

Maslennikow schüttelte mißbilligend den Kopf, trat an den Tisch und schrieb rasch auf einen Bogen mit vorgedrucktem Kopfe: „Dem Vorzeiger dieses, Fürsten Dmitrij Iwanowitsch Nechljudow, gestatte ich Zusammenkünfte im Gefängnisbüro mit der im Gefängnis inhaftierten Kleinbürgerin Maslowa wie auch mit der Heilgehülfen Bogoduchowskaja.“ Unter das Ganze setzte er einen kühn geschwungenen Schnörkel.

„Du wirst sehen, was für eine Ordnung dort herrscht. Und dabei ist es wirklich nicht leicht, da Ordnung zu halten, weil alles überfüllt ist, namentlich mit Leuten, die verschickt werden sollen. Aber ich passe scharf auf und behandle diesen Verwaltungszweig überhaupt mit Liebe. Du wirst sehen, daß sie es dort sehr gut haben und zufrieden sind. Man muß nur mit ihnen umzugehen wissen. Dieser Tage zum Beispiel ist da eine unangenehme Sache vorgekommen, eine Insubordination. Ein anderer hätte die Sache vielleicht als Meuterei behandelt und verschiedene davon unglücklich gemacht. Bei uns dagegen ist alles glatt verlaufen. Man muß auf der einen Seite die nötige Fürsorge, auf der anderen Seite aber eine feste Hand zeigen,“ sagte er, während er die feiste weiße Hand mit dem Türkisring, die aus der gestärkten weißen Hemdmanschette hervorragte, zur Faust ballte. „Wie gesagt: die nötige Fürsorge und eine feste Hand.“

„Nun, das verstehe ich nicht,“ sagte Nechljudow. „Ich war zweimal dort und habe jedesmal einen sehr peinlichen Eindruck gehabt.“

„Weißt du was? Du mußt dich mit der Gräfin Passek befreunden,“ fuhr Maslennikow, der allmählich gesprächig geworden war, fort. „Sie widmet sich ganz und gar dieser Sache und wirkt sehr viel Gutes. Ihr — und vielleicht auch mir, wie ich wohl, ohne unbescheiden zu sein, hinzufügen kann — ist es zu danken, daß solche Greuel wie früher jetzt nicht mehr vorkommen und die Leute sich dort gedezu wohlfühlen. Du wirst ja sehen... Doch dieser Fanarin... ich kenne ihn nicht persönlich, und bei

meiner gesellschaftlichen Stellung ist es auch ausgeschlossen, daß ich ihm irgendwie nähertrete — aber er ist entschieden ein schlechter Mensch und erlaubt sich, vor Gericht Dinge zu sagen, Dinge...“

„Nun, ich danke dir,“ sagte Nechljudow, nahm das ausgestellte Papier und verabschiedete sich von seinem ehemaligen Kameraden, ohne weiter auf seine Ausführungen zu hören.

„Ja — willst du denn nicht zu meiner Frau hingehen?“

„Nein, entschuldige mich, ich habe jetzt keine Zeit.“

„Oh, das wird sie mir nicht verzeihen,“ sagte Maslennikow, während er den ehemaligen Kameraden bis zum ersten Treppenabsatz begleitete, eine Höflichkeit, die er Besuchern nicht gerade ersten, aber doch zweiten Ranges zu erweisen pflegte — dieser Kategorie nämlich zählte er Nechljudow zu. „Kannst du nicht wenigstens auf eine Minute hereinkommen?“

Doch Nechljudow blieb fest, und während der Lakai und der Schweizer auf ihn zueilten, um ihm Paletot und Stock zu reichen, und dann die Tür, vor der ein Polizist postiert war, öffneten, erklärte er, daß es ihm jetzt ganz unmöglich sei.

„Nun, dann komm am Donnerstag, bitte. Das ist ihr Empfangstag. Ich werde es ihr sagen!“ rief Maslennikow ihm von der Treppe herab nach.

Als Nechljudow an diesem Tage direkt von Maslennikow nach dem Gefängnis kam, begab er sich sogleich nach der ihm bekannten Wohnung des Inspektors. Wiederum vernahm er, wie das erste Mal, dieselben Töne des schlechten Klaviers, die mit der gleichen ungewöhnlichen Kraft, Präzision und Geläufigkeit vorgetragen wurden. Das Stubenmädchen mit dem verbundenen Auge sagte, der Kapitän sei zu Hause, und führte Nechljudow in ein kleines Empfangszimmer mit einem Diwan, einem mit einem gehäkelten Deckchen bedeckten Tische und einer großen, von einem angesengten rosa Papierschild bedeckten Lampe darauf. Der Oberinspektor trat mit einem trüben, vergrämten Gesichte ein.

„Bitte ergebenst, womit kann ich dienen?“ sagte er, während er den mittleren Knopf seiner Uniform zuknöpfte.

„Ich war soeben beim Vizegouverneur, hier ist der Erlaubnisschein,“ sagte Nechljudow und reichte ihm das Schriftstück. „Ich möchte die Maslowa sehen.“

„Wen? Die Markowa?“ versetzte der Inspektor, der der Musik wegen nicht richtig gehört hatte.

„Die Maslowa.“

„Ach so! Ach so!“

Der Inspektor stand auf und ging nach der Tür, aus der sich die Passagen Clementis vernehmen ließen.

„Hör' doch wenigstens einen Augenblick auf,

Marussia!“ sagte er mit einer Stimme, aus der sich deutlich entnehmen ließ, daß diese Musik das Kreuz seines Lebens war. „Nicht ein Wort kann man verstehen.“

Das Klavier verstummte, trotzige Schritte ließen sich vernehmen, und ein Kopf blickte durch die Tür.

Der Inspektor schien sich erleichtert zu fühlen, seit die Musik schwieg; er zündete sich eine dicke, aus leichtem Tabak hergestellte Zigarette an und bot auch Nechljudow eine an. Nechljudow lehnte ab.

„Die Masłowa also . . .“ wiederholte der Inspektor. „Ja — die Masłowa können Sie heute nicht sehen.“

„Warum nicht?“

„Ja, das ist's eben — Sie sind selbst schuld daran,“ sagte der Inspektor mit leichtem Lächeln. „Geben Sie ihr kein Geld in die Hand. Wenn Sie ihr etwas zukommen lassen wollen, dann geben Sie es mir. Sie soll alles bekommen. Jedenfalls haben Sie ihr gestern Geld gegeben, sie hat sich Branntwein zu verschaffen gewußt — ein Uebel, das hier bei uns leider unausrottbar ist — und hat sich heute total betrunken, daß sie sogar einen Tobsuchtsanfall bekam.“

„In der Tat?“

„Gewiß, ich mußte sogar Zwangsmaßregeln gegen sie in Anwendung bringen, habe sie in eine andere Zelle bringen lassen. Sie ist sonst eine ruhige Person, nur geben Sie ihr, bitte, kein Geld. Das ist Ihnen solch ein Volk . . .“

Nechljudow dachte an den Vorfall vom Tage

vorher, und es wurde ihm wieder recht bang zu Mute.

„Und die Bogoduchowskaja, von den Politischen, kann ich die wohl sehen?“ fragte Nechljudow, nachdem er eine Weile geschwiegen.

„Ja, das können Sie,“ sagte der Inspektor. „Na, was willst du denn?“ wandte er sich an ein kleines Mädchen von fünf oder sechs Jahren, das ins Zimmer gelaufen kam und, während es die Augen beständig auf Nechljudow gerichtet hielt, sich dem Vater näherte. „Gib acht, daß du nicht fällst,“ sagte der Inspektor lächelnd, als die Kleine, die nicht vor sich hin sah, über den Teppich stolperte.

„Wenn's also möglich ist, möchte ich sie sehen.“

„Gewiß ist's möglich,“ sagte der Inspektor, das kleine Mädchen, das immer noch auf Nechljudow hinstarrte, umarmend.

„Bitte also . . .“

Der Inspektor erhob sich, schob die Kleine zärtlich zur Seite und ging ins Vorzimmer.

Noch hatte der Inspektor den Paletot, den ihm das Mädchen mit dem verbundenen Auge reichte, nicht angezogen, als sogleich wieder die präzisen Akkorde Clementis erklangen.

„Sie hat das Konservatorium besucht,“ sagte der Inspektor, während sie die Treppe hinabschritten, „aber es war da keine rechte Zucht. Sie hat entschieden Talent und möchte sich gern zur Konzertpianistin ausbilden.“

Der Inspektor gelangte mit Nechljudow an das eigentliche Gefängnis. Bei seiner Annäherung tat sich sogleich das kleine Eingangspörtchen auf — die

Aufseher legten die Hand an die Mütze und folgten ihm mit den Augen. Vier Männer mit halbrasierten Köpfen, die Zober mit irgendeinem Inhalt vorübertragen, begegneten ihnen im Vorraum und duckten sich unwillkürlich, als sie den Inspektor erblickten. Einer von ihnen bückte sich ganz besonders tief und machte ein finsternes Gesicht, in dem die schwarzen Augen zornig glühten.

„Ein Talent muß man natürlich ausbilden, man darf es nicht verkümmern lassen; aber in der kleinen Wohnung, sehen Sie, wird die Sache zuweilen lästig,“ fuhr der Inspektor im Gespräch fort, ohne den Arrestanten irgend welche Aufmerksamkeit zu schenken. Mit müden Schritten ging er, kaum die Beine schleppend, neben Nechljudow her nach dem Versammlungszimmer.

„Wen wünschen Sie doch zu sehen?“ fragte der Inspektor.

„Die Bogoduchowskaja.“

„Das ist wohl eine aus dem Turm? Sie werden ein Weilchen warten müssen,“ wandte er sich an Nechljudow.

„Vielleicht kann ich inzwischen die Menjshows sprechen, Mutter und Sohn, die hier im Gefängnis unter der Anklage der Brandstiftung sitzen?“

„Menjshow — das ist der aus Zelle 21? Ja, den kann ich rufen lassen.“

„Vielleicht könnte ich ihn in seiner Zelle sprechen?“

„Sie haben es im Versammlungszimmer ruhiger und bequemer.“

„Es würde mich interessieren, ihn dort zu sehen.“

„Was kann Sie denn daran interessieren?“

In diesem Augenblick kam aus einer Seitentür ein stutzerhaft aussehender Offizier, der Hilfsinspektor, herbei.

„Führen Sie den Fürsten nach Zelle 21, zu Menjschow,“ sagte der Inspektor zu seinem Gehilfen, „und dann nach dem Bureau. Ich lasse inzwischen die andere rufen, wie heißt sie doch?“

„Wjera Bogoduchowskaja,“ sagte Nechljudow.

Der Hilfsinspektor war ein junger, blonder Offizier mit gewichstem Schnurrbart, der einen Duft von Eau de mille fleurs um sich verbreitete.

„Gehen wir, bitte,“ wandte er sich mit verbindlichem Lächeln an Nechljudow. „Sie interessieren sich wohl für unsere Anstalt?“

„Ja, und besonders für diesen Gefangenen, der, wie mir gesagt wurde, hier ganz unschuldig sitzt.“

Der Hilfsinspektor zuckte die Achseln.

„Ja, das kommt vor,“ sagte er ruhig, während er höflich den Gast in dem übelriechenden breiten Korridor vorangehen ließ. „Doch ebenso oft kommt es vor, daß sie lügen. Bitte.“

Die Zellentüren waren geöffnet, und einige der Arrestanten befanden sich im Korridor. Der Hilfsinspektor nickte den Aufsehern kaum merklich zu und ließ seinen Blick im Vorübergehen über die Gefangenen hinschweifen, die sich entweder an den Wänden entlangdrückten, um in ihre Zellen zu gelangen, oder, die Hände an die Hosennaht legend und dem Vorgesetzten mit den Augen folgend, in

militärischer Haltung an den Türen standen. Durch den ersten Korridor geleitete der Beamte Nechljudow nach einem zweiten, links gelegenen Korridor, der durch eine eiserne Tür abgesperrt war.

Dieser Korridor war enger, dunkler und noch übelriechender als der erste. Zu beiden Seiten lagen Zellen, die von außen mit Schlössern versperrt waren. In den Türen befanden sich kleine runde Gucklöcher, kaum zwei Zentimeter im Durchmesser. Im Korridor war kein Mensch zu sehen, außer einem alten Aufseher mit trübseligem, runzeligem Gesichte.

„In welcher Zelle sitzt der Gefangene Menj-schow?“ fragte der Hilfsinspektor den Aufseher.

„In der achten Zelle links.“

„Sind diese hier besetzt?“ fragte Nechljudow.

„Alle besetzt, bis auf eine.“

49.

„Darf man einmal hineinsehen?“ fragte Nechljudow.

„Bitte sehr,“ sagte der Hilfsinspektor mit einem höflichen Lächeln und richtete an den Aufseher irgend eine Frage. Nechljudow blickte durch eins der Gucklöcher. Dort ging ein hochgewachsener junger Mann mit einem kleinen schwarzen Bärtchen, im bloßen Unterzeug, hastig auf und ab; als er das Geräusch an der Tür vernahm, schaute er auf, zog finster die Brauen zusammen und fuhr fort, auf und ab zu gehen.

Nechljudow sah durch eine zweite Öffnung:

sein Auge begegnete einem andern, erschrockenen, großen Auge, das durch das kleine Loch sah; er trat rasch von der Tür zurück. Er sah durch ein drittes Guckloch und erblickte dort einen Menschen von auffallend kleinem Wuchse, der zusammengekrümmt auf seinem Bett lag, den Kopf in den Schlafrock gehüllt hatte und offenbar schlief. In einer vierten Zelle saß ein bleicher Mensch mit breitem Gesichte, der den Kopf tief gesenkt hielt und die Ellbogen auf die Knie stützte. Als er Schritte vernahm, hob er den Kopf empor und sah nach der Tür. In dem ganzen Gesichte, und besonders in den großen Augen, lag ein Ausdruck hoffnungsloser Traurigkeit. Es interessierte ihn offenbar nicht zu erfahren, wer da in seine Zelle hineinschaute. Wer auch hineinsah — er erwartete anscheinend von niemand etwas Gutes. Ein beklemmendes Gefühl bemächtigte sich Nechljudows; er gab es auf, noch in weitere Zellen zu schauen, und begab sich nach Menjschows Zelle 21.

Der Aufseher sperrte das Schloß auf und öffnete die Tür. Ein muskulöser junger Mann mit langem Halse, gutmütigen runden Augen und kleinem Bärtchen stand neben der Schlafbank, sah erschrocken auf die Eintretenden und zog rasch seinen Arrestantenrock an. Die großen, runden Augen des Gefangenen, die fragend und erschrocken von Nechljudow zum Aufseher, von diesem zum Hilfsinspektor und von letzterem wieder zu Nechljudow hin und her irrten, fielen diesem ganz besonders auf.

„Der Herr hier will dich über deine Sache befragen,“ sagte der Hilfsinspektor.

„Ich danke sehr ergebenst.“

„Ja, ich habe von Ihrer Sache gehört,“ sagte Nechljudow, während er weiter in die Zelle hineinging und vor dem vergitterten, schmutzigen Fenster stehen blieb. „Ich möchte jedoch von Ihnen selbst darüber etwas hören.“

Menschow kam gleichfalls an das Fenster und begann ohne Umstände zu erzählen, anfangs schüchtern, von Zeit zu Zeit den Inspektor ansehend, dann aber immer mutiger und freier. Als darauf der Inspektor die Zelle ganz verließ, um im Korridor irgendwelche Anordnungen zu treffen, gewann er seine ganze Unbefangenheit wieder. Seine Erzählung war nach Sprache und Manier ganz die Erzählung eines schlichten, braven Burschen vom Lande, und es berührte Nechljudow ganz besonders seltsam, diese Erzählung aus dem Munde eines Arrestanten in entehrendem Gewande und im Gefängnis zu hören. Nechljudow hörte zu und musterte gleichzeitig die niedrige Schlafbank mit der Strohmattatze, das Fenster mit dem dicken eisernen Gitter, die schmutzstarrenden, feuchten, verschmierten Wände und die unglückliche Gestalt des mit kläglichem Gesichte dastehenden jungen Bauernburschen, die durch die Filzpantoffeln und den Schlafrock ganz entstellt erschien. Und es ward ihm immer wehmütiger zu Mute: er konnte nicht glauben, daß das, was dieser gutmütig dreinschauende Mensch erzählte, die Wahrheit war — so furchtbar war ihm der Gedanke, daß ein Mensch um nichts und wieder nichts, nur weil er selbst von andern schwer gekränkt worden, von seines-

gleichen einfach gepackt, in diesen entstellenden Kittel gesteckt und hier eingesperrt worden sein sollte. Noch furchtbarer aber erschien ihm die Möglichkeit, daß diese so wahrhaft klingende Erzählung, die mit der einfachsten, gutmütigsten Miene vorgetragen wurde, erfunden und erlogen sein könnte. Der Inhalt der Erzählung war, daß der Schankwirt im Dorfe bald nach Menjschows Verheiratung diesem seine junge Frau abspenstig gemacht hatte. Überall hatte der Beleidigte sein Recht gesucht, überall war er abgewiesen und dem Schankwirt Recht gegeben worden. Einmal hatte er seine Frau mit Gewalt zurückgeholt, doch war sie ihm am nächsten Tage wieder entlaufen. Da ging er hin, um sie zur Rückkehr aufzufordern, doch der Schankwirt sagte ihm, sie sei nicht da, und hieß ihn fortgehen, während Menjschow sie doch beim Betreten des Hauses selbst gesehen hatte. Da er nicht ging, schlug der Schankwirt mit Hilfe seines Knechts ihn blutig; tags darauf aber brach auf dem Hofe des Schankwirts ein Feuer aus. Man beschuldigte Menjschow samt seiner Mutter der Brandstiftung, er war aber unschuldig und hatte zur Zeit, als das Feuer ausbrach, bei einem Gevatter geweiht.

„Du hast es wirklich nicht angelegt?“ fragte Nechljudow.

„Ich dachte gar nicht daran, gnädiger Herr. Der Bösewicht, der mir so Schlimmes angetan, hat seinen Hof selbst in Brand gesteckt. Er hatte ihn kurz vorher versichert, wie es hieß. Und dann hat er es auf mich und die Mutter geschoben, wir seien da gewesen und hätten ihm gedroht. Das

stimmt wohl, daß ich ihn damals ausgescholten habe — mein Herz ertrug's nicht länger. Den Hof aber habe ich nicht angesteckt, und ich war auch nicht da, als das Feuer ausbrach. Absichtlich hat er es auf den Tag eingerichtet, als ich mit der Mutter da war, um das Versicherungsgeld zu bekommen.“

„Ist's wirklich so gewesen?“

„Ja, so ist's wirklich gewesen, vor Gott kann ich's sagen, gnädiger Herr. Nehmen Sie sich meiner väterlich an!“ — Er wollte niederknien und sich bis zur Erde verneigen, und nur mit Mühe konnte Nechljudow ihn davon zurückhalten. „Helfen Sie mir, um nichts gehe ich zu Grunde.“ Und plötzlich ging ein Zucken über sein Gesicht, und er begann zu weinen. Er streifte den Ärmel des Schlafrocks auf und trocknete mit dem Ärmel des schmutzigen Hemdes seine Tränen.

„Schon fertig?“ fragte der Inspektor durch die Tür der Zelle.

„Ja. Verlieren Sie nur den Mut nicht, wir werden tun, was möglich ist,“ sagte Nechljudow und ging hinaus. Menjschow stand in der Tür, so daß der Aufseher an ihn anstieß, als er sie zumachte. Während der Aufseher das Schloß zuspernte, blickte Menjschow durch das kleine Guckloch der Tür.

50.

Als Nechljudow durch den breiten Korridor zurückkehrte, war gerade die Zeit des Mittagessens, und die Zellen standen offen. Zwischen den mit

den gelblichen Schlafröcken, kurzen, breiten Hosen und Filzpantoffeln bekleideten Gefangenen hinschreitend und von ihnen angestarrt, empfand Nechljudow ein seltsam gemischtes Gefühl — teils Mitleid mit den Menschen, die hier saßen, teils Grauen vor jenen, die sie hier festhielten, teils Beschämung darüber, daß er selbst das alles hier so ruhig betrachten konnte.

In einem der Korridore lief jemand, mit den Pantoffeln schlurrend, an ihm vorüber nach einer Zelle, und gleich darauf kam aus dieser Zelle eine Anzahl Menschen heraus, die Nechljudow in den Weg traten und sich tief vor ihm verneigten.

„Wollen Euer Wohlgeboren — ich weiß nicht, wie ich Sie nennen soll — doch Befehl erteilen, daß man unsere Sache irgendwie entscheide!“ sagte einer von den Leuten.

„Ich bin kein Vorgesetzter, ich weiß von nichts,“ entgegnete Nechljudow.

„Ganz gleich, sagen Sie es irgendwem, der Obrigkeit, oder sonst jemandem,“ sprach eine entrüstete Stimme. „Wir sind ganz unschuldig und sitzen hier schon den zweiten Monat.“

„Wie denn? Weshalb?“ fragte Nechljudow.

„Man hat uns ins Gefängnis gesperrt. Den zweiten Monat bereits sitzen wir hier und wissen nicht, warum.“

„Das stimmt, es ist ein Zufall,“ sagte der Hilfsinspektor. „Die Leute wurden festgenommen, weil sie keinen Paß hatten, und man hätte sie nach ihrem heimatlichen Gouvernement abschieben sollen. Nun ist dort das Gefängnis abgebrannt, und die dortige

Verwaltungsbehörde hat sich an uns gewandt, wir möchten keine Arrestanten hinschicken. Da haben wir die Arrestanten aus allen übrigen Gouvernements abgeschoben, um für diese hier Platz zu behalten.“

„Wie — einzig aus diesem Grunde?“ fragte Nechljudow und blieb in der Tür stehen.

Die etwa vierzig Köpfe zählende Schar, alle in ihren Arrestantenröcken, umgab Nechljudow und den Hilfsinspektor. Mehrere Stimmen begannen auf einmal zu sprechen, doch der Beamte gebot ihnen Schweigen.

„Nur einer mag sprechen,“ sagte er.

Ein hochgewachsener, stattlicher Bauer von etwa fünfzig Jahren trat vor und erklärte Nechljudow, sie seien alle aus der Stadt verwiesen und hier ins Gefängnis gesperrt worden, weil sie keine Pässe gehabt hätten. Zwar hätten sie Pässe gehabt, doch seien diese seit zwei Wochen abgelaufen gewesen. Jedes Jahr seien die Pässe so abgelaufen, ohne daß man sie zur Verantwortung gezogen hätte, diesmal jedoch habe man sie verhaftet und halte sie nun hier wie Verbrecher fest.

„Wir sind alle Maurer und gehören zu demselben Verbände. Es heißt, in unserem Gouvernement sei das Gefängnis abgebrannt — aber dafür können wir doch nicht! Nehmen Sie sich unser an, um Gottes willen.“

Nechljudow hörte zu und verstand kaum, was der stattliche alte Mann zu ihm sagte: seine ganze Aufmerksamkeit war durch eine große, dunkelgraue, vielfüssige Laus in Anspruch genommen, die auf

der Backe des Maurers zwischen den Haaren hinlief.

„Wie ist das — sitzen die Leute wirklich nur deshalb?“ sagte Nechljudow, zum Inspektor gewandt.

„Ja, man sollte sie einfach entlassen und nach ihrem Heimatort befördern,“ sagte der Hilfsinspektor.

Eben hatte er geendet, als aus dem Haufen ein kleines Männchen, gleichfalls im Schlafrock, vortrat und unter seltsamer Verzerrung des Mundes zu erzählen begann, daß man sie hier ganz ohne Grund peinige.

„Schlimmer als die Hunde . . .“ begann er.

„Na, na, sag' nicht zu viel! Schweig lieber, du weißt doch!“

„Was weiß ich?“ versetzte das kleine Männchen ganz verzweifelt. „Haben wir denn etwas verschuldet?“

„Das Maul gehalten!“ schrie der Beamte ihn an, und der Kleine schwieg still.

„Was hat das zu bedeuten?“ sprach Nechljudow zu sich selbst, während er zwischen den beiden Zellenreihen, aus denen wohl hundert Augen auf ihn gerichtet waren, gleichsam Spießbruten laufend, hindurchschritt.

„Hält man hier in der Tat so ohne weiteres unschuldige Leute fest?“ fragte Nechljudow, als sie den Korridor verlassen hatten.

„Was soll man mit ihnen anfangen? Sie lügen freilich einen ganzen Haufen zusammen. Wenn man sie so hört, sind sie alle unschuldig,“ sagte der Hilfsinspektor.

„Nun, diese hier sind doch sicher unschuldig.“

„Diese hier — ja, vielleicht. Aber im allgemeinen ist's eine ganz verwilderte Gesellschaft, ohne Strenge ist da nicht durchzukommen. Es gibt ganz verzweifelte Burschen darunter, denen man lieber den Finger nicht in den Mund steckt. Gestern zum Beispiel mußten wir zwei bestrafen.“

„Wie — bestrafen?“ fragte Nechljudow.

„Mit Ruten, ganz nach Vorschrift . . .“

„Aber die Prügelstrafe ist doch abgeschafft!“

„Nicht für diejenigen, denen die bürgerlichen Rechte aberkannt sind. Die unterliegen der Prügelstrafe.“

Nechljudow erinnerte sich alles dessen, was er gestern gesehen, als er im Flur wartete, und begriff nun, daß die Exekution gerade um die Zeit vor sich ging, als er dort wartete; und mit ganz besonderer Stärke überkam ihn jenes seltsame, aus Neugier, Gram, Zweifel und sittlichem, fast in physischen Ekel übergehendem Abscheu gemischte Gefühl, wie er es hier auch früher schon, niemals jedoch in solcher Stärke, empfunden hatte.

Ohne auf den Hilfsinspektor zu hören oder sich weiter umzusehen, verließ er rasch den Korridor und begab sich nach dem Bureau. Der Oberinspektor war gerade anwesend, er hatte jedoch, da er anderweitig beschäftigt war, ganz vergessen, die Bogoduchowskaja holen zu lassen. Erst als Nechljudow das Bureau betrat, erinnerte er sich an sein Versprechen.

„Ich lasse sie sofort holen, setzen Sie sich so lange,“ sagte er.

51.

Das Bureau bestand aus zwei Zimmern. Im ersten Zimmer befand sich ein großer, weit vorspringender Ofen, von dem der Bewurf abgefallen war. Es hatte zwei schmutzige Fenster; in der einen Ecke stand ein schwarzer Meßapparat, der zur Feststellung der Größe der Gefangenen diente, in der anderen Ecke hing ein großes Christusbild. In diesem ersten Zimmer standen einige Aufseher. Im zweiten Zimmer saßen an den Wänden entlang in einzelnen Gruppen oder paarweise etwa zwanzig Männer und Frauen und unterhielten sich leise miteinander. Am Fenster stand ein Schreibtisch. An diesem saß der Oberinspektor, der Nechljudow einen daneben stehenden Stuhl anbot. Nechljudow nahm Platz und begann die Insassen des Zimmers zu betrachten.

Vor allem erregte ein junger Mann in einem kurzen Jakett, mit sympathischem Gesichte, der vor einer nicht mehr jungen Frau mit schwarzen Augenbrauen stand, seine Aufmerksamkeit.

Er redete leidenschaftlich, unter lebhaften Gesten, auf sie ein. Daneben saß ein alter Mann mit blauer Brille und hörte, ohne sich zu rühren, einer jungen Frauensperson in Gefängnis Kleidung zu, die ihm irgendetwas erzählte, während er dabei ihre Hand in der seinigen hielt. Ein Knabe, der Kleidung nach ein Realschüler, blickte den Alten mit starrem, erschrockenem Gesichtsausdruck an, ohne auch nur einmal die Augen von ihm abzuwenden. Nicht weit von ihnen saß in einer Ecke

ein Liebespäarchen: sie war ein blondes, anmutiges, ganz junges Mädchen mit kurzem Haar und energischem Gesicht, ganz modisch gekleidet; er war ein hübscher junger Mann mit feinen Zügen und welligem Haar, in einer Guttaperchajacke. Sie saßen flüsternd in ihrer Ecke und vergingen augenscheinlich vor Liebe. Dem Tische am nächsten saß eine grauhaarige Frau in schwarzem Kleide, offenbar die Mutter eines jungen Mannes von schwindsüchtigem Aussehen, der vor ihr stand, und den sie unverwandt mit großen Augen ansah. Sie wollte ihm irgendetwas sagen, konnte jedoch vor Tränen nicht sprechen: kaum hatte sie begonnen, so blieb sie auch schon wieder stecken. Der junge Mann hielt ein Stückchen Papier in der Hand, das er mit grimmigem Gesichte zusammenfaltete und zerknitterte — offenbar wußte auch er nicht, was er ihr sagen sollte. Neben ihnen saß ein volles, rotwangiges, hübsches Mädchen mit auffallend großen Augen, in einem grauen Kleide und einem Umhang. Sie saß neben der weinenden Mutter und streichelte zärtlich ihre Schulter. Alles war hübsch an diesem Mädchen: die großen, weißen Hände, und das wellige, kurzgeschorene Haar, und die starke Nase samt den vollen Lippen; das Schönste aber waren an ihr die aufrichtigen, gutmütigen, sanften braunen Augen. Diese schönen Augen wandten sich in dem Augenblick, als Nechljudow eintrat, vom Gesicht der Mutter ab und begegneten seinem Blicke, doch sah sie sogleich wieder von ihm fort und sprach irgendetwas mit der Mutter des jungen Mannes. Nicht weit von dem verliebten Päarchen saß ein

schwarzer, struppiger Mensch mit finsterem Gesichte und sprach in rauhem Tone mit einem bartlosen Besucher, der der Sekte der Skopzen anzugehören schien. Nechljudow nahm neben dem Inspektor Platz und blickte mit gespannter Aufmerksamkeit um sich. Ein kleiner Knabe mit kurzgeschorenem Kopfe trat an ihn heran und fragte ihn mit seinem feinen Stimmchen:

„Wen erwarten Sie denn?“

Die Frage des Kleinen, der Nechljudow anfangs belustigt hatte, setzte ihn in Erstaunen, und als er nun das ernste, bedächtige Gesicht des Kindes mit den lebhaften, scharf beobachtenden Augen sah, antwortete er ihm ernsthaft, daß er eine ihm bekannte Frau erwarte.

„Ist es Ihre Schwester?“ fragte der Kleine.

„Nein, es ist nicht meine Schwester,“ entgegnete Nechljudow verwundert. „Und mit wem bist du denn hier?“ fragte er den Kleinen.

„Ich bin mit Mama hier. Sie ist eine Politische,“ sagte der Knabe.

„Maria Pawlowna, rufen Sie doch den Kolja weg,“ sagte der Inspektor, der anscheinend die Unterhaltung Nechljudows mit dem Kleinen gesetzwidrig fand.

Maria Pawlowna war das hübsche Mädchen mit den schönen Augen, das Nechljudows Aufmerksamkeit erregt hatte. Sie richtete sich in ihrem ganzen stattlichen Wuchse auf und ging mit kräftigem, fast männlichem Schritt zu Nechljudow und dem Kleinen hin.

„Was fragt er Sie denn — wohl, wer Sie sind?“ wandte sie sich lächelnd an Nechljudow und sah ihm dabei so schlicht vertrauend in die Augen, als könne gar kein Zweifel darüber herrschen, daß sie zu allen Menschen in einfachen, freundlichen, brüderlichen Beziehungen stehe und stehen wolle. „Er muß alles wissen,“ sagte sie, und über ihr ganzes Gesicht erstrahlte ein so gutes, liebevolles Lächeln, daß nicht nur der Kleine, den sie ansah, sondern auch Nechljudow unwillkürlich mitlächeln mußten.

„Er fragte mich, wen ich hier erwarte.“

„Maria Pawlowna, Sie dürfen mit Leuten, die Sie nicht kennen, keine Unterhaltung anknüpfen — das wissen Sie doch!“ sagte der Inspektor.

„Gut, gut,“ sagte sie, faßte mit ihrer großen weißen Hand das kleine Händchen Koljas, der keinen Blick von ihr verwandte, und kehrte zu der Mutter des Schwindsüchtigen zurück.

„Wem gehört denn der Kleine?“ wandte sich Nechljudow an den Inspektor.

„Einer Politischen, er ist im Gefängnis geboren.“

„In der Tat?“

„Ja, und jetzt fährt er mit der Mutter nach Sibirien.“

„Und dieses junge Mädchen?“

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,“ sagte der Inspektor achselzuckend. „Da ist auch schon die Bogoduchowskaja.“

Aus der hinteren Tür kam mit behenden Schritten die kurzgeschorene, magere, gelbe kleine Wjera Jefremowna mit den auffallend großen, gutmütigen Augen ins Zimmer.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind,“ sagte sie und drückte Nechljudows Hand. „Erinnern Sie sich meiner noch? Wir wollen uns setzen.“

„Ich glaubte nicht, Sie hier wiederzufinden.“

„O, mir geht es ausgezeichnet — so gut, daß ich es mir gar nicht besser wünschen kann,“ sagte Wjera Jefremowna, indem sie mit ihren stets erschrocken dreinschauenden großen, runden Augen auf Nechljudow sah und den beängstigend dünnen, gelben, sehnigen Hals, der aus dem zerknüllten, schmutzigen Kragen ihrer Jacke hervorsah, hin und her wandte.

Nechljudow fragte sie, wie sie ins Gefängnis gekommen sei. In lebhafter Rede gab sie ihm Antwort und erzählte sehr begeistert von ihrer Sache. Ihre Rede war ganz mit fremden, wissenschaftlichen Ausdrücken gespickt, sie sprach über Propaganda, Reorganisation, über Gruppen, Sektionen und Untersektionen, lauter Begriffen, die, wie sie ganz sicher anzunehmen schien, aller Welt geläufig waren, von denen aber Nechljudow niemals etwas gehört hatte.

Sie erzählte ihm das alles, — offenbar vollkommen überzeugt davon, daß die Kenntnis aller dieser Geheimnisse ihrer politischen Partei ihm höchst wertvoll erscheinen mußte. Nechljudow aber betrachtete ihren kläglich mageren Hals und

ihr zerzaustes dünnes Haar und wunderte sich, warum sie sich eigentlich mit allen diesen Dingen befaßt hatte und davon erzählte. Sie tat ihm leid, jedoch durchaus nicht so, wie ihm etwa der Bauer Menschow mit seinem ausgebleichten, an weiße Kartoffel- auswüchse erinnernden Gesichte, der ohne jegliches Verschulden in dem übelriechenden Gefängnis saß, leid getan hatte. Sie tat ihm hauptsächlich wegen dieser heillosen Begriffsverwirrung leid, die in ihrem Kopfe zu herrschen schien. Sie hielt sich augenscheinlich für eine Heldin und brüstete sich vor ihm, und das gerade war es, was vor allem sein Mitleid mit ihr hervorrief.

Diesen prahlerischen Zug hatte Nechljudow nicht nur an ihr, sondern auch noch an einigen anderen Personen, die mit im Zimmer waren, bemerkt. Seine Anwesenheit hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, und er fühlte, daß sie ihr Benehmen ein wenig daraufhin änderten, daß er da war. Diesen Zug konnte er sowohl an dem jungen Menschen in der Gutta-perchajacke wie an der Frau im Arrestantenschlafrock, wie selbst an dem Liebespaar beobachten. Er vermißte ihn nur an dem schwindsüchtigen jungen Manne, dem Mädchen mit den schönen Augen und dem struppigen schwarzen Menschen mit den tief- liegenden Augen, der mit dem mageren, bartlosen, einem Skopzen ähnlichen Manne sprach.

Die Angelegenheit, von der Wjera Jefremowna mit Nechljudow sprechen wollte, betraf eine ihrer Genossinnen namens Schustowa, die übrigens nicht einmal zu ihrer Untergruppe gehörte. Sie war verhaftet und in die Peter-Pauls-Festung gebracht wor-

den, einzig darum, weil man bei ihr Bücher und Schriftstücke gefunden hatte, die ihr zur Aufbewahrung übergeben worden waren. Wjera Jefremowna schrieb sich einen Teil der Schuld an der Einsperung der Schustowa zu und bat Nechljudow, doch bei seinen guten Verbindungen alles dranzusetzen, damit sie freikäme.

Nechljudow sagte, er würde hier, am Ort, in dieser Beziehung kaum etwas tun können, doch wolle er sein Möglichstes versuchen, sobald er in Petersburg wäre.

Von ihrer eigenen Person erzählte Wjera Jefremowna nur so viel, daß sie nach Absolvierung der Hebammenkurse in die Partei des „Volkswillens“ eingetreten sei und für diese gearbeitet habe. Anfangs sei alles gut gegangen, man habe Proklamationen verbreitet und in den Fabriken Propaganda getrieben, dann aber sei eine der Hauptpersonen festgenommen worden, man habe Papiere beschlagnahmt und nach und nach alle Mitglieder arretiert.

„Auch ich wurde festgenommen, und jetzt werde ich verschickt...“ beendete sie ihre Geschichte. „Doch das macht nichts aus. Ich fühle mich sehr wohl und sehe den Dingen mit olympischer Ruhe entgegen,“ sagte sie, und ein rührendes Lächeln ging über ihre Züge.

Nechljudow fragte sie nach dem Mädchen mit den schönen Augen. Wjera Jefremowna antwortete ihm, es sei eine Generalstochter, die gleichfalls zur revolutionären Partei gehöre; sie sei verhaftet worden, weil sie die Schuld eines Genossen, der auf einen Gendarmen geschossen hatte, auf sich genommen

habe. Sie sei zu Zwangsarbeit verurteilt und gehe nächstens nach Sibirien ab.

„Eine altruistische, edle Persönlichkeit...“ sagte Wjera Jefremowna voll Anerkennung.

Auch von der Sache der Masłowa begann Wjera Jefremowna zu sprechen. Es gab im Gefängnis keine Geheimnisse, und so wußte sie auch um die Beziehungen der Masłowa zu Nechljudow und kannte die Lebensgeschichte der ersteren. Sie riet Nechljudow, um ihre Überführung in die Abteilung der Politischen einzukommen, oder doch wenigstens um ihre Verwendung als Wärterin im Gefängnishospital, wo augenblicklich ganz besonders viele Patienten lägen und Pflegerinnen not täten. Nechljudow dankte ihr für den guten Rat und sagte, er werde ihn befolgen.

53.

Ihr Gespräch wurde durch den Inspektor unterbrochen, der sich erhob und erklärte, daß die Besuchszeit zu Ende sei und man sich trennen müsse. Nechljudow stand auf, verabschiedete sich von Wjera Jefremowna und ging nach der Tür, an der er stehen blieb, um zu beobachten, was sich weiter vor ihm abspielen würde.

„Herrschaften, es ist Zeit, es ist Zeit!“ sagte der Inspektor, der abwechselnd aufstand und sich wieder setzte.

Die Aufforderung des Inspektors rief bei den im Zimmer anwesenden Gefangenen und Besuchern

nur eine besondere Lebhaftigkeit hervor, doch dachte niemand ans Fortgehen. Einige standen auf und sprachen stehend weiter, andere setzten ihre Unterhaltung im Sitzen fort. Etliche begannen sich unter Tränen zu verabschieden. Ganz besonders rührend war der Abschied der Mutter von dem schwindsüchtigen Sohne. Der junge Mensch drehte noch immer an dem Stück Papier und setzte dabei eine immer finsterrere Miene auf — alles nur, um sich nicht von der Verzweiflung der Mutter anstecken zu lassen. Als diese hörte, daß sie fortgehen müsse, legte sie den Kopf an die Schulter des Sohnes und begann heftig schnaubend und schwer atmend zu schluchzen. Das Mädchen mit den schönen Augen, dem Nechljudows Blick immer wieder unwillkürlich folgte, stand vor der schluchzenden Mutter und suchte sie mit tröstenden Worten zu beruhigen. Der Alte mit der blauen Brille stand da, hielt seine Tochter an der Hand und nickte mit dem Kopfe zu dem, was sie sagte. Auch das junge Liebespaar erhob sich — Hand in Hand standen beide da und schauten einander wortlos in die Augen.

„Das sind die einzigen, denen hier wohl zu Mute ist,“ sagte, auf das Liebespaar zeigend, der junge Mann in dem kurzen Jackett, der neben Nechljudow stand und gleich ihm die Abschiednehmenden betrachtete.

Die beiden Verliebten, der junge Mann in der Guttaperchajacke und das anmutige blonde Mädchen, streckten, als sie die Blicke Nechljudows und des andern auf sich gerichtet fühlten, die Arme, ohne ihre Hände loszulassen, vor, warfen den Ober-

körper zurück und begannen sich lachend wie im Tanze zu drehen.

„Heute Abend werden sie hier im Gefängnis getraut, und sie folgt ihm nach Sibirien,“ sagte der junge Mann.

„Nach Sibirien?“ fragte Nechljudow.

„Ja, er ist zu Zwangsarbeit verurteilt. Die sind wenigstens vergnügt, sonst ist hier wenig Tröstliches zu hören,“ versetzte der junge Mann, während er zuhörte, wie die Mutter des Schwindsüchtigen herzerbarmend schluchzte.

„Bitte, Herrschaften, bitte! Zwingen Sie mich nicht, strenge Maßregeln zu ergreifen,“ sagte der Inspektor und wiederholte mehrmals seine Worte. „Nun, bitte, gehen Sie schon,“ sprach er schwach und unentschlossen. „Was ist denn das? Es ist längst Zeit. Das geht doch nicht, ich sage es zum letzten Male,“ wiederholte er in düsterem Tone, während er seine Maryland-Zigarette abwechselnd auslöschte und wieder anrauchte.

Endlich trennten sich Besucher und Gefangene: diese gingen durch die innere, jene durch die äußere Tür ab. Im Gefängnis verblieben die beiden jungen Leute in den Guttaperchajacken, und der Schwarze mit dem struppigen Haar; auch Maria Pawlowna blieb da, mit dem kleinen Knaben, der im Gefängnis geboren war.

Die Besucher entfernten sich langsam. Schwer daherschreitend ging der Alte mit der blauen Brille hinaus, und dicht hinter ihm ging Nechljudow.

„Ja, eine merkwürdige Wirtschaft ist das hier,“ sagte der redselige junge Mann im Jackett, gleich-

sam ein unterbrochenes Gespräch fortsetzend, während er zugleich mit Nechljudow die Treppe hinabstieg. „Ein Glück noch, daß der Kapitän ein guter Kerl ist, der sich nicht streng an die Regeln hält. Sie können doch wenigstens ein Wort miteinander reden und sich gegenseitig ihr Herz ausschütten.“

Als Nechljudow im Gespräch mit Medynzew — unter diesem Namen hatte der junge Mann sich vorgestellt — in den Flur gelangt war, trat der Inspektor mit müdem Ausdruck auf ihn zu.

„Wenn Sie also die Maslowa sehen wollen, dann kommen Sie, bitte, morgen,“ sagte er, offenbar bestrebt, Nechljudow gegenüber recht liebenswürdig zu sein.

„Sehr gern,“ sagte Nechljudow und verließ rasch das Gebäude.

Wieder überkam ihn, und zwar diesmal in ganz besonderer Stärke, jenes fast an physischen Ekel grenzende Gefühl sittlichen Abscheus, das er jedesmal empfand, wenn er das Gefängnis betrat.

„Woher nur dieses Gefühl stammen mag?“ fragte er sich und fand keine Antwort auf die Frage.

54.

Am nächsten Tage begab sich Nechljudow zum Advokaten und trug ihm die Angelegenheit der Menjshows vor, deren Verteidigung er ihn zu übernehmen bat. Der Advokat hörte ihn an und sagte, er wolle die Akten einsehen, und wenn alles sich so verhalte, wie Nechljudow es ihm gesagt, werde er

die Verteidigung ohne jedes Honorar übernehmen. Weiterhin erzählte Nechljudow dem Advokaten auch von den hundertunddreißig Menschen, die auf Grund eines Mißverständnisses im Gefängnis festgehalten würden, und fragte ihn, wer denn darüber zu entscheiden habe, und wer der Schuldige sei. Der Advokat schwieg ein Weilchen — offenbar wollte er seiner Antwort eine recht präzise Form geben.

„Wer der Schuldige ist? Niemand!“ sagte er dann in bestimmtem Tone. „Reden Sie mit dem Staatsanwalt, dann sagt er Ihnen, der Gouverneur sei schuld — und reden Sie mit dem Gouverneur, dann sagt der, es liege am Staatsanwalt. Niemand ist eben schuld.“

„Ich fahre jetzt gleich zu Maslennikow und rede mit ihm darüber.“

„Nun, das wird kaum etwas nützen,“ versetzte der Advokat lächelnd. „Das ist solch ein — er ist doch nicht etwa Ihr Verwandter oder Freund? — solch ein, mit Erlaubnis zu sagen, Tölpel, und dabei ein ganz durchtriebener Fuchs.“

Nechljudow erinnerte sich der Aeüßerung, die Maslennikow über den Advokaten getan hatte, und sagte nichts auf dessen letzte Bemerkung. Er verabschiedete sich und begab sich zu Maslennikow.

Zwei Bitten hatte Nechljudow dem Vizegouverneur vorzutragen: erstens, daß die Maslowa ins Krankenhaus übergeführt werden möchte, und zweitens, daß die unglücklichen hundertunddreißig Paßlosen — wenn möglich — entlassen würden. So schwer es ihm auch fiel, einen Menschen, den er nicht achtete, um etwas zu bitten, so war dies doch die einzige

Möglichkeit, zum Ziele zu gelangen, und er mußte sich schon zu dem Schritte bequemen.

Als Nechljudow bei Maslennikow vorfuhr, sah er vor dem Hause eine ganze Anzahl von Equipagen — Droschken, Kaleschen und Kutschen — und er erinnerte sich, daß heute zufällig auch der Empfangstag der Frau Vize-Gouverneurin war, zu dem ihn Maslennikow ausdrücklich eingeladen hatte. Als Nechljudow bei dem Hause vorfuhr, stand an der Auffahrt gerade eine Kutsche, und ein Lakai in einem Hute mit Kokarde und einer Pelerine half eben einer Dame von der Rampe in die Kutsche. Die Dame hatte ihre Schleppe hochgenommen, und man konnte ihre schlanken Knöchel in den schwarzseidenen Strümpfen und den ausgeschnittenen Schuhen sehen. Unter den Equipagen bemerkte er auch den geschlossenen Landauer der Kortschagins. Der grauhaarige Kutscher mit den roten Backen zog ehrerbietig den Hut vor ihm als einem Herrn, den er persönlich näher kannte. Noch hatte Nechljudow keine Zeit gefunden, den Schweizer zu fragen, wo Michail Iwanowitsch — so hieß Maslennikow mit Vor- und Vatersnamen — sich befände, als der Vizegouverneur selbst auf der teppichbelegten Treppe erschien. Er begleitete einen vornehmen Gast „erster Klasse“, einen von jenen, die er nicht nur bis zum ersten Treppenabsatz, sondern bis ganz hinunter zu begleiten pflegte. Dieser sehr vornehme, in einer Militäruniform steckende Gast sprach, während er mit dem Vizegouverneur die Treppe hinabstieg, von einem bevorstehenden Wohltätigkeitsball zum Besten der wohltätigen Anstalten der Stadt und

äußerte dabei die Meinung, das sei eine sehr nützliche Beschäftigung für die Damen — erstens mache es ihnen Vergnügen, und zweitens komme dabei Geld ein, sagte er.

„Mögen sie sich amüsieren, wenn's nur etwas abwirft. Ah, Nechljudow, guten Tag — warum hat man Sie die ganze Zeit hindurch nicht gesehen?“ begrüßte der Militär den eben erschienenen Nechljudow. „Eilen Sie, all den schönen Damen Ihre Aufwartung zu machen! Auch Kortschagins sind da, und auch Nadine Bukshevden. Alle unsere Schönheiten!“ sagte er, während er die epaulettgeschmückten Schultern seinem pompösen, über und über mit Goldtressen geschmückten Lakaien hinhielt, der ihm den Mantel umhing. — „Au revoir, mon cher.“ Er schüttelte Maslennikow nochmals zum Abschied die Hand.

„Nun jetzt wollen wir hinaufgehen — wie freue ich mich, daß du gekommen bist!“ sagte Maslennikow höchst aufgeräumt, während er Nechljudows Arm nahm und trotz seiner Korpulenz ihn rasch nach oben zog. Maslennikow befand sich in einer ganz besonders freudigen Stimmung, deren Ursache die Aufmerksamkeit war, die ihm von dem vornehmen Gast erwiesen worden war. Jede Aufmerksamkeit dieser Art versetzte Maslennikow in die gleiche frohe Stimmung — er glich dann ganz einem Schoßhündchen, das vor Entzücken außer sich gerät, wenn sein Herr es streichelt, oder zärtlich klopft, oder ihm die Ohren kraut. Es wedelt mit dem Schwanz, windet und schlängelt sich, zieht die Ohren an und jagt wie wahnsinnig im Kreise herum. Ganz

dasselbe hätte am liebsten auch Maslennikow getan. Er bemerkte nicht den ernsten Ausdruck in Nechljudows Gesichte, hörte nicht, was er sprach, und zog ihn nur unaufhaltsam nach dem Salon hinauf. Unmöglich konnte Nechljudow es ablehnen, jetzt dort zu erscheinen, und so ging er mit hinauf.

„Von geschäftlichen Dingen reden wir später — ich tu' alles, was du verlangst,“ sagte Maslennikow, als er mit Nechljudow durch den Saal schritt. „Melden Sie der Generalin den Fürsten Nechljudow,“ sagte er im Vorbeigehen zum Lakaien, der im Paßgange an ihnen vorüberschritt und sie überholte. „Du brauchst nur zu befehlen. Aber zuerst mußt du meine Frau begrüßen, sie hat mir schon das letzte Mal den Kopf gewaschen, weil ich dich nicht mitbrachte.“

Der Lakai hatte Nechljudow bereits angemeldet, als sie eintraten, und Anna Ignatjewna, die Vizegouverneurin oder „Generalin“, wie sie sich selbst nannte, nickte ihm bereits von ihrem Diwanplatz aus mit strahlendem Lächeln über die sie umringenden Köpfe und Hüte hinweg zu. Am andern Ende des Salons saß um den Teetisch eine weitere Gruppe von Damen, während Herren in Militär- und Ziviluniformen sich stehend um sie grupperten und ein unaufhörliches Geplapper von männlichen und weiblichen Stimmen sich vernehmen ließ.

„Endlich! Warum wollen Sie denn nichts von uns wissen? Was haben wir Ihnen getan?“ — mit diesen Worten, die auf eine nie vorhanden gewesene Intimität zwischen ihr und Nechljudow hindeuten sollten, begrüßte sie den Eintretenden.

„Sie kennen sich schon? Hier — Madame Bjelawszkaja, Michail Iwanowitsch Tschernow. Nehmen Sie Platz — hier, näher bei mir. Missi, kommen Sie doch an unsern Tisch, man wird Ihnen den Tee hierher bringen.. Und Sie...“ wandte sie sich an einen Offizier, der mit Missi sprach, und dessen Namen sie anscheinend vergessen hatte — „bitte, kommen auch Sie her! Befehlen Sie Tee, Fürst?“

„Um keinen Preis, um keinen Preis gebe ich das zu; sie liebte ihn einfach nicht,“ ließ eine weibliche Stimme sich vernehmen.

„Wohl! aber liebte sie Pasteten . . .“

„Immer diese dummen Witze,“ warf lachend eine andere Dame ein, die einen hohen Hut trug und von Seide, Gold und Edelgestein schimmerte.

„Ausgezeichnet — diese kleinen Waffeln, und so bekömmlich! Geben Sie noch welche her!“

„Nun, reisen Sie bald ab?“

„Ja, heute sind wir den letzten Tag hier, darum sind wir auch hergekommen.“

„Ein so herrlicher Frühling, wie schön muß es jetzt auf dem Lande sein!“

Missi, im Hut und in einem dunkelgestreiften Kleide, das ganz faltenlos ihre schlanke Taille umschloß, als sei sie in diesem Kleide zur Welt gekommen, sah heute sehr vorteilhaft aus. Sie errötete, als sie Nechljudow erblickte.

„Ich dachte, Sie seien verreist,“ sagte sie zu ihm.

„Ich bin so gut wie verreist,“ sagte Nechljudow. „Geschäfte nehmen mich in Anspruch — auch hier bin ich eigentlich nur in Geschäften.“

„Besuchen Sie doch Mama, sie möchte sie gar zu gern wieder sehen,“ sagte sie und errötete noch mehr, da sie wußte, daß sie log, und sich sagen mußte, daß er dies erriet.

„Ich werde kaum Zeit dazu finden,“ antwortete Nechljudow düster, indem er sich stellte, als bemerke er ihr Erröten nicht.

Missi zog ärgerlich die Brauen zusammen, zuckte die Achseln und wandte sich dem eleganten Offizier zu, der die leere Tasse aus ihren Händen nahm und, mit dem klirrenden Säbel gegen die Stühle schlagend, sie voll Todesverachtung nach einem andern Tische trug.

„Sie müssen auch etwas für das Asyl spenden!“

„Gewiß, ich weigere mich nicht, doch spare ich meine ganze Freigebigkeit bis zu dem Wohltätigkeitsball auf. Dort werde ich mich in vollem Glanz präsentieren.“

„Nun, wie Sie wollen,“ ließ sich unter offenbar erheucheltem Lachen eine Stimme vernehmen.

Der Empfangstag war glänzend, und Anna Ignatjewna war entzückt.

„Mika sagte mir, Sie beschäftigten sich jetzt mit dem Gefängniswesen, was ich sehr begreiflich finde,“ sagte sie zu Nechljudow. „Mika“ — so nannte sie ihren dicken Mann, Maslennikow — „kann vielleicht manchen andern Fehler haben, aber ein gutes Herz hat er jedenfalls, das wissen Sie. Diese unglücklichen Gefangenen sind seine Kinder, nicht anders betrachtet er sie. Er ist ein so herzenguter Mensch . . .“

Sie fand nicht Worte genug, um die Herzengüte

ihres Gatten zu schildern, und wandte sich gleich darauf lächelnd zu einer runzeligen alten Dame mit lila Bändern, die soeben eintrat. Nachdem Nechljudow so viel geredet hatte, wie gerade notwendig war, und auch so inhaltlos, wie eben notwendig war, damit er den Anstand nicht verletzte, stand er auf und ging zu Maslennikow hinüber.

„Also, bitte, kannst du mich jetzt anhören?“

„Ach ja! Nun, also was gibt's denn? Vielleicht gehen wir da hinein?“

Sie gingen in ein kleines japanisches Kabinett und nahmen dort am Fenster Platz.

55.

„Nun, ich stehe zu Diensten. Rauchst du? Gib aber acht, daß wir hier keine Unordnung machen!“ sagte er und stellte einen Aschenbecher hin. „Also?“

„Ich habe zwei Anliegen an dich.“

„Bittel“

Maslennikows Gesicht umwölkte und verdüsterte sich. Er hatte nun gar nichts mehr von jenem schweifwedelnden Hündchen an sich, dem sein Herr die Ohren gekraut hat. Aus dem Salon drangen Stimmen herein; eine weibliche Stimme rief: „Nie, nie, ich würde es nicht glauben!“ — und eine männliche Stimme, die vom andern Ende des Salons herübertönte, wiederholte, irgend etwas erzählend, in einem fort: „La comtesse Voronzoff et Viktor Apraksine.“ Aus einer dritten Richtung ließ sich

nur ein Durcheinander von Stimmen und lautes Gelächter vernehmen. Maslennikow bemühte sich, die Vorgänge im Gastzimmer zu verfolgen, andererseits aber auch auf das, was Nechljudow sagte, zu hören.

„Ich möchte wieder wegen jener Person mit dir reden,“ sagte Nechljudow.

„Ganz recht, wegen der unschuldig Verurteilten — ich weiß, ich weiß.“

„Ich möchte bitten, daß sie als Wärterin ins Hospital geschickt wird. Man sagte mir, daß das möglich sei.“

Maslennikow preßte die Lippen aufeinander und begann nachzudenken.

„Ich glaube nicht, daß das geht,“ sagte er. „Übrigens will ich mich erkundigen und dir morgen telegraphisch Bescheid geben.“

„Man sagte mir, es seien viele Kranke da, und man brauche notwendig Hilfskräfte.“

„Na ja, na ja. Jedenfalls lasse ich dir Nachricht zukommen.“

„Sehr freundlich von dir,“ sagte Nechljudow.

Aus dem Salon vernahm man allgemeines Lachen, das sogar ziemlich natürlich klang.

„Das ist wieder dieser Viktor,“ sagte Maslennikow lächelnd — „ein ungemein witziger Mensch, wenn er einmal im Zuge ist.“

„Dann ist da noch eine Sache,“ sagte Nechljudow. „Im Gefängnis sitzen augenblicklich hundertunddreißig Menschen, einzig aus dem Grunde, weil sie nicht rechtzeitig ihre Pässe erneuert haben. Man hält sie dort schon über einen Monat fest.“

Er erzählte noch einiges Nähere über den Fall.

„Ja — wie hast du denn das alles in Erfahrung gebracht?“ fragte Maslennikow, und auf seinem Gesichte malte sich plötzlich eine lebhaftere Unruhe und Unzufriedenheit.

„Ich wollte einen Gefangenen besuchen, und da umringten mich plötzlich diese Leute im Korridor und baten mich . . .“

„Welchen Gefangenen wolltest du denn besuchen?“

„Einen Bauern, der unschuldig angeklagt ist, und dem ich einen Verteidiger bestellt habe. Doch das nur nebenbei. Werden diese Leute, die nichts verbochen haben, wirklich nur deshalb im Gefängnis festgehalten, weil sie ihre Pässe nicht rechtzeitig in Ordnung brachten? . . .“

„Das ist Sache des Staatsanwalts,“ fiel Maslennikow in unwilligem Tone ein. „Du sagst ja immer, das jetzige Gerichtsverfahren sei rascher und gerechter. Es ist Pflicht des Staatsanwaltsgehilfen, das Gefängnis zu besuchen und sich zu erkundigen, ob die Gefangenen auf einen gesetzlichen Grund hin inhaftiert sind oder nicht. Doch nein, die Herren tun nichts, sie sitzen lieber bei den Karten.“

„Du kannst also nichts tun?“ fragte Nechljudow düster — er erinnerte sich der Bemerkung des Advokaten, daß der Gouverneur alles dem Staatsanwalt in die Schuhe schieben werde.

„Doch, ich werde mich über die Angelegenheit informieren . . .“

„Um so schlimmer für sie! Man hat sein Kreuz mit ihnen,“ ließ sich aus dem Salon die Stimme

einer Frau vernehmen, die offenbar gegen das, was sie sagte, völlig gleichgültig war.

„Gut, dann nehme ich auch diese,“ ertönte aus einer andern Richtung die lustige Stimme eines Mannes, zugleich mit dem Lachen einer Dame, die dem Sprechenden anscheinend irgend etwas nicht geben wollte.

„Nein, nein, um keinen Preis,“ sprach die weibliche Stimme.

„Ja, wie gesagt, ich will alles tun,“ wiederholte Maslennikow, während er mit der türkisgeschmückten Hand seine Zigarette auslöschte. „Nun laß uns aber zu den Damen gehen!“

„Nur noch eins,“ sagte Nechljudow, der noch immer nicht in den Salon hineinging, sondern zögernd an der Tür stand. „Man sagte mir, daß gestern bei einigen Gefangenen die Prügelstrafe angewandt wurde. Ist das wahr?“

Maslennikow errötete.

„Ach, auch das interessiert dich? Nein, mon cher, dich darf ich entschieden da nicht mehr hineinlassen, du kümmerst dich ja um alles! Komm, komm, Annette ruft uns,“ sagte er und nahm seinen Arm, während sein Gesicht wieder die gleiche Aufregung zeigte wie vorhin, nach der ihm von dem vornehmen Gaste erwiesenen Aufmerksamkeit, nur daß seine Erregung jetzt mehr ängstlicher als freudiger Art war.

Nechljudow entriß ihm seinen Arm und durchschritt, ohne jemanden anzusprechen oder sich vor jemandem zu verbeugen, mit finsterner Miene den Salon und den großen Saal, betrat, an den herbei-

eilenden Lakaien vorübergehend, das Vorzimmer und gelangte auf die Straße.

„Was ist ihm denn? Was hast du ihm denn getan?“ fragte Annette ihren Gatten.

„Das nennt man ‚à la française‘,“ sagte irgendjemand.

„Was heißt da ‚à la française‘ — das ist schon mehr à la — Zulukaffer!“

„Er ist schon immer so gewesen.“

Man ging, man kam, und das Schnattern und Schwatzen nahm seinen Fortgang. Die Episode mit Nechljudow kam der Gesellschaft gerade gelegen, sie hatte nun einen willkommenen Gesprächsstoff für den heutigen Jour fix.

Am Tage nach seinem Besuche bei Maslennikow erhielt Nechljudow von diesem einen Brief, der auf dickem, mattglänzendem, mit Wappen und Stempeln versehenem Papier in einer pompösen, festen Handschrift geschrieben war und ihn benachrichtigte, daß er, Maslennikow, wegen der Versetzung der Maslowa ins Hospital an den Arzt geschrieben habe, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach sein, Nechljudows, Wunsch in Erfüllung gehen werde. Die Unterschrift lautete „Dein Dich liebender älterer Kamerad,“ und unter dem Namen Maslennikow zog sich ein erstaunlich kunstvoller, langer, fester Schnörkel hin.

„Dieser Narr!“ murmelte Nechljudow unwillkürlich vor sich hin. Namentlich das Wort „Kamerad“ hatte es ihm angetan: er fühlte, daß Maslennikow, indem er dieses Wort gebrauchte, sich gleichsam von seinem hohen Piedestal zu ihm herablassen wollte.

Es ist ein sehr gewöhnlicher und weit verbreiteter Aberglaube, daß jeder Mensch ganz bestimmt ausgeprägte Eigenschaften habe, daß es also schlechtweg gute, böse, kluge, dumme, energische, apathische usw. Menschen gebe. In Wirklichkeit sind die Menschen nicht so beschaffen. Wir können von einem Menschen nur sagen, daß er häufiger gut als böse, häufiger klug als dumm, häufiger energisch als apathisch ist und umgekehrt; es wird der Wahrheit nicht entsprechen, wenn wir von dem einen Menschen sagen, er sei immer gut oder klug, und von einem andern, er sei immer böse oder dumm. Gleichwohl teilen wir die Menschen immer so ein — wie gesagt, mit Unrecht. Die Menschen sind wie die Ströme: das Wasser ist in allen gleichartig, überall ein und dasselbe, doch jeder Strom ist bald schmal und schnellfließend, bald breit und langsamfließend, ist abwechselnd rein, kalt, trübe oder warm. So sind auch die Menschen zu verschiedener Zeit verschiedenartig beschaffen. Jeder Mensch trägt in sich die Keime aller menschlichen Eigenschaften und offenbart bald die eine, bald die andere von ihnen; er ändert sich oft so, daß man ihn nicht wiedererkennt, während er dabei doch stets derselbe geblieben ist. Bei manchen Leuten pflegt dieser Wechsel in ganz besonders schroffer Form einzutreten, und zu diesen Leuten gehörte Nechjudow. Es waren bald physische, bald geistige Ursachen, die das Eintreten dieses Wechsels bei ihm bedingten. Auch jetzt wieder war ein solcher Wechsel bei ihm eingetreten.

Das freudig-feierliche Gefühl, das er nach der Gerichtssitzung und nach der ersten Zusammenkunft mit Katjuscha empfunden hatte, war ganz verflogen, und an seine Stelle war nach der letzten Zusammenkunft ein Gefühl der Furcht, ja sogar der Abneigung gegen sie und ein Bewußtsein moralischen Zwanges getreten. Er war nach wie vor entschlossen, sie nicht im Stiche zu lassen und sie, falls sie darauf einging, zu heiraten; doch empfand er diesen Entschluß jetzt als etwas Drückendes, Qualvolles.

Am Tage nach seinem Besuche bei Maslennikow begab er sich wieder nach dem Gefängnis, um sie zu sehen.

Der Inspektor gestattete die Zusammenkunft, doch sollte sie diesmal wieder in dem weiblichen Besuchszimmer stattfinden. Der Inspektor war, bei all seiner Gutmütigkeit, Nechljudow gegenüber zurückhaltender als bisher; offenbar war nach seinen Gesprächen mit Maslennikow die Anweisung erfolgt, diesem Besucher gegenüber die größte Vorsicht zu beobachten.

„Sprechen können Sie schon,“ sagte er, „doch was das Geld betrifft, so halten Sie es damit, bitte, wie ich Ihnen sagte... Und was ihre Verwendung im Krankenhause betrifft, so könnte sie laut Anordnung Sr. Exzellenz ja erfolgen, da auch der Arzt zugestimmt hat. Aber sie selbst will nicht hingehen: ‚Was brauch’ ich nach dem gründigen Pack den Schmutz aufzuräumen,‘ sagt sie... Das ist ja eine Gesellschaft, Fürst, sag’ ich Ihnen...“ fügte er hinzu.

Nechljudow antwortete nichts und bat nur, sie

sehen zu dürfen. Der Inspektor schickte einen Aufseher nach ihr, und Nechljudow ging dann mit ersterem nach dem leeren Besuchszimmer der weiblichen Abteilung.

Die Maslowa war bereits da und trat still und schüchtern hinter dem Drahtnetz hervor. Sie kam ganz nahe an Nechljudow heran, und während ihr Auge an ihm vorübersah, sagte sie leise: „Verzeihen Sie mir, Dmitrij Iwanowitsch, ich habe vorgestern so böse zu Ihnen geredet.“

„Nicht ich habe Ihnen zu verzeihen...“ begann Nechljudow.

„Um eins aber bitte ich Sie: kümmern Sie sich gar nicht weiter um mich,“ fügte sie hinzu, und in den jetzt besonders stark schielenden Augen, die sie auf ihn gerichtet hielt, lag wieder ein gespannter, böser Ausdruck.

„Warum soll ich mich nicht um Sie kümmern?“

„Nun, eben — so!“

„Ja — warum denn nicht?“

Sie sah ihn wieder mit demselben, wie er meinte, bösen Ausdruck an.

„Nun, weil ich's eben nicht will,“ sagte sie. „Lassen Sie mich nur meiner Wege gehen, ich sage es ganz aufrichtig. Ich kann nicht... Lassen Sie es auf jeden Fall,“ sagte sie mit bebenden Lippen und schwieg. „Ich sage es, wie ich's meine. Lieber hänge ich mich auf!“

Nechljudow fühlte, daß in dieser Ablehnung zwar auch der Haß gegen ihn und der Zorn über die ihr angetane, noch nicht vergebene Kränkung zum Ausdruck kam, daß aber auch noch etwas anderes

— Gutes, Bedeutsames -- sich' darin aussprach. Der Umstand, daß sie jetzt in ruhigem Zustande die Absage wiederholte, die sie das erste Mal so heftig und leidenschaftlich erteilt hatte, hob sogleich alle Zweifel und Bedenken in seiner Seele auf und versetzte ihn wieder ganz in seine frühere feierlich-freudige, rührungsvolle Stimmung.

„Katjuscha, ich gehe nicht ab von dem, was ich gesagt habe,“ sprach er mit ganz besonderem Ernst. „Ich bitte dich: werde meine Frau! Wenn du nicht einwilligst, oder vorläufig noch nicht einwilligst, werde ich, wie ich schon erklärt habe, stets dort sein, wo du bist, und dir überallhin folgen, wohin man dich auch bringt.“

„Das ist Ihre Sache, ich sage nichts weiter,“ sagte sie, und um ihre Lippen ging ein Zucken.

Auch er schwieg — er fühlte nicht die Kraft in sich, weiterzusprechen.

„Ich fahre jetzt aufs Land, und dann nach Petersburg,“ sagte er endlich, nachdem er seine Fassung wiedergewonnen hatte. „Dort werde ich Ihre... unsere Angelegenheit betreiben und, so Gott will, eine Abänderung des Urteils durchsetzen.“

„Ob sie's ändern oder nicht — mir ist alles gleich. Und wenn ich's dafür nicht verdient habe, so habe ich es vielleicht für andere Sünden verdient...“ sagte sie, und er sah, welche Anstrengung es sie kostete, die Tränen zurückzuhalten. „Nun, und den Menjchow — haben Sie den gesehen?“ fragte sie plötzlich, um ihre Erregung abzulenken. „Er ist doch gewiß unschuldig, nicht wahr?“

„Ja, ich glaube es.“

„Und seine Mutter — was ist das für eine prächtige alte Frau!“ sagte sie.

Er erzählte ihr alles, was er von Menjschow erfahren hatte, und fragte, ob sie nicht irgend etwas nötig habe; sie verneinte — und dann schwiegen sie wieder beide.

„Und wegen des Krankenhauses...“ sagte sie plötzlich und sah ihn mit ihren schielenden Augen an — „wenn Sie wollen, gehe ich hin, und auch Branntwein werde ich nicht wieder trinken...“

Nechljudow blickte ihr schweigend in die Augen. Ihre Augen lächelten.

„Das ist sehr gut,“ sagte er — es war alles, was er zu sagen vermochte.

„Ja, ja, sie ist ein ganz anderer Mensch geworden,“ dachte Nechljudow, der nun, nach seinen früheren Zweifeln, ein völlig neues, nie gekanntes Gefühl des Vertrauens auf die unbesiegbare Kraft der Liebe in seinem Herzen hegte.

Die Maslowa kehrte nach dieser Zusammenkunft in ihre übelriechende Zelle zurück. Sie zog den Schlafrock aus, setzte sich auf ihren Pritschenplatz und ließ ihre Hände auf die Knie sinken. In der Zelle befanden sich nur die Schwindsüchtige, die Bäuerin aus Wladimir mit dem Säugling, die alte Menjschowa und die Bahnwärterin sowie die beiden Kinder. Die Küsterstochter war am Tage vorher für geisteskrank erklärt und ins Hospital gebracht worden. Alle übrigen Frauen waren draußen beim Scheuern. Die Alte lag auf der Pritsche und schlief; die Kinder waren draußen im Korridor, die Tür nach diesem war geöffnet. Die Frau mit dem Säugling

und die Bahnwärterin mit dem Strickstrumpf, an dem ihre raschen Finger ununterbrochen arbeiteten, kamen zur Maslowa heran.

„Nun, hast du ihn gesprochen?“ fragten sie.

Die Maslowa saß oben auf der Pritsche, ließ die nicht bis zum Boden reichenden Beine herunterbaumeln und gab keine Antwort.

„Na, was fennst du denn?“ sagte die Bahnwärterin. „Nur den Mut nicht verlieren, das ist die Hauptsache! Ach, Katjuscha — nun, so hör' schon auf!“ sagte sie, während sie behend mit den Fingern weiterhantierte.

Die Maslowa gab keine Antwort.

„Die andern sind beim Waschen. Es soll heute etwas extra Feines geben, ein Almosen. Große Spenden sollen zusammengekommen sein, heißt es,“ sagte die Frau aus Wladimir.

„He, Finaschka,“ rief die Bahnwärterin zur Tür hinaus — „wohin läufst du denn, du kleiner Wildfang?“ Sie zog eine Stricknadel heraus, steckte sie in den Wollknäuel und ging in den Korridor hinaus.

In diesem Augenblick hörte man im Korridor das Geräusch von Schritten und weibliche Stimmen: — die Bewohnerinnen der Zelle kamen mit Filzpantoffeln an den bloßen Füßen nach der Zelle zurück. Jede von ihnen brachte ein oder auch zwei Stücke Weizengebäck mit. Fedoßja ging sogleich auf die Maslowa zu.

„Nun, ist etwas nicht in Ordnung?“ fragte sie, mit ihren klaren blauen Augen die Maslowa liebevoll anschauend. „Das gab es heute zum Tee,“

fuhr sie fort und legte ihre beiden Weizenbrote auf das Wandbrett.

„Er ist wohl wegen der Heirat andern Sinnes geworden?“ fragte die Korablewa.

„Nein, aber ich will nicht,“ versetzte die Maslowa — „und ich hab's ihm gesagt.“

„Bist du dumm, Mädchen!“ ließ sich die Korablewa mit ihrer Baßstimme vernehmen.

„Was für einen Zweck hat das Heiraten, wenn sie nicht miteinander leben?“ meinte Fedoßja.

„Na, dein Mann geht doch auch mit dir nach Sibirien,“ sagte die Bahnwärterin.

„Wir sind doch auch schon verheiratet,“ versetzte Fedoßja. „Wozu soll er sie erst heiraten, wenn er doch nicht mit ihr zusammenleben wird?“

„Bist du eine Närrin! Warum willst du ihn denn nicht heiraten? Er würde dich in Gold fassen, wenn du erst seine Frau bist.“

„Er meinte: ‚überallhin folg' ich dir, wohin sie dich auch verschicken,‘“ sagte die Maslowa. „Ob er mir folgt oder nicht — mir soll's gleich sein. Ich werde ihn nicht drum bitten. Jetzt fährt er nach Petersburg, in meiner Prozeßsache. Alle Minister sind mit ihm verwandt,“ fuhr sie fort. „Aber ich brauch' ihn schließlich gar nicht.“

„Natürlich, wozu auch?“ stimmte die Korablewa ihr plötzlich bei — sie begann in ihrem Beutel zu kramen und dachte offenbar an etwas anderes. „Wie steht's, trinken wir ein Schlückchen Branntwein?“

„Ich trinke nicht,“ antwortete die Maslowa. „Aber ihr könnt es ja tun.“

Zweites Buch

1.

Nach zwei Wochen konnte die Sache im Senat zur Verhandlung kommen, und zu dieser Zeit gedachte Nechljudow in Petersburg zu sein, um, falls die Appellation an den Senat erfolglos geblieben sein sollte, ein Gnadengesuch an die Allerhöchste Stelle einzureichen, wie auch der Advokat ihm geraten hatte. Sollte das Kassationsgesuch zurückgewiesen werden, worauf man nach der Meinung des Advokaten gefaßt sein konnte, da die Kassationsgründe sehr schwach waren, dann konnte der nächste Trupp der zu Zwangsarbeit Verurteilten, zu denen voraussichtlich auch die Maslowa gehörte, etwa Anfang Juni sich auf den Weg machen; wenn also Nechljudow, wie es seine feste Absicht war, der Maslowa nach Sibirien folgen wollte, mußte er, um alle Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, jetzt seine Güter besuchen, um dort seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Zunächst begab sich Nechljudow nach Kusminskoje, seiner nächstgelegenen großen Besitzung in dem fruchtbaren Gebiete der „schwarzen Erde“, von der er den größten Teil seines Einkommens bezog. Er hatte in jungen Jahren auf dieser Besitzung gelebt, war dann als Erwachsener zweimal dagewesen und hatte das eine Mal auf Betreiben seiner Mutter einen

deutschen Verwalter mitgenommen und mit ihm zusammen den Stand der Wirtschaft revidiert, so daß er den Zustand des Gutes und die Beziehungen der Bauern zum Gutskontor, das heißt zum Gutsbesitzer, seit langem kannte. Diese Beziehungen waren so geordnet, daß die Bauern sich in voller Abhängigkeit vom Gutskontor befanden. Nechljudow wußte das noch von seinen Studentenjahren her, als er sich zu der Lehre Henry Georges bekannt und sie öffentlich vertreten hatte. Unter dem Einflusse dieser Lehre hatte er damals das vom Vater ererbte Gut an die Bauern abgegeben. Nachdem er sich dann während seiner Militärzeit an ein Jahresbudget von annähernd zwanzigtausend Rubeln gewöhnt hatte, hatten alle diese Theorien für seine praktische Lebensführung ihre Bedeutung verloren, er hatte sie vergessen und legte sich nicht nur niemals die Frage vor, woher eigentlich das von ihm verbrauchte Geld, das seine Mutter ihm zukommen ließ, stammte, sondern bemühte sich auch, überhaupt über diese Dinge nicht nachzudenken. Doch der Tod der Mutter, die Übernahme der Erbschaft und die Notwendigkeit, über sein Vermögen, das heißt seinen Landbesitz, Verfügungen zu treffen, veranlaßten ihn wieder, über seine Stellung zu der Frage des Privateigentums am Grund und Boden ernstlich nachzudenken. Noch einen Monat vorher hätte Nechljudow sich gesagt, daß er nicht die Kraft besitze, die bestehende Ordnung der Dinge zu ändern, daß die Verwaltung seines Grundbesitzes nicht in seinen Händen liege, und er hätte sich, zumal er fern von seinen Besitzungen lebte und nur die Gelderträge von ihnen bezog,

mehr oder weniger über die Frage beruhigt. Jetzt aber war er der Meinung, daß er trotz der bevorstehenden Abreise nach Sibirien und seiner verwickelten Beziehungen zu der Welt der Gefängnisse, die er nur auf Grund seiner gesellschaftlichen Stellung und vor allem seiner stets flüssigen Geldmittel aufrechtzuerhalten vermochte, die Angelegenheit des Landbesitzes nicht auf sich beruhen lassen dürfe, sondern hier, wenn auch zu seinen Ungunsten, eine Änderung treffen müsse. Die Änderung sollte darin bestehen, daß er den Grund und Boden nicht mehr selbst, mit gemieteten Arbeitern, bewirtschaftete, sondern ihn zu einem billigen Zins an die Bauern verpachtete und ihnen so die Möglichkeit bot, sich vom Eigentümer unabhängig zu machen. Er verglich dabei die Lage des heutigen Grundbesitzers mit derjenigen des Leibeigenenbesitzers der alten Zeit und fand, daß die Verpachtung des Landes an die Bauern, statt der Selbstbewirtschaftung mit Hilfe von Arbeitern, etwa gleichbedeutend sei mit dem Verfahren des Leibeigenenbesitzers, der seine fronpflichtigen Bauern auf den Pachtschilling setzt. Das war noch nicht die endgültige Lösung der Frage, aber immerhin ein Schritt zu ihrer Lösung: es war der Übergang von einer groben Form der Vergewaltigung der Menschen zu einer weniger groben. Und dementsprechend gedachte er nun die Frage praktisch zu lösen.

Nechljudow kam gegen Mittag in Kusminskoje an. In seinem Bestreben, nach jeder Richtung hin seine Lebensweise zu vereinfachen, hatte er seine Ankunft nicht telegraphisch angezeigt, sondern auf

der Eisenbahnstation einen kleinen zweispännigen Wagen genommen. Der Fuhrmann war ein junger Bursche in einem faltigen Nankingrock, den er unterhalb der Taille gegürtet trug. Er saß nach Fuhrmannsart seitwärts auf dem Kutschbock und unterhielt sich um so lieber mit seinem Fahrgast, als dabei das lendenlahme, hinkende weiße Gabelpferd und das magere, dämpfige Beipferd im Schritt gehen konnten, wozu sie immer ganz besonders aufgelegt waren.

Der Fuhrmann erzählte von dem Verwalter in Kusminskoje, ohne zu wissen, daß er den Besitzer des Gutes fuhr. Nechljudow hatte es ihm absichtlich nicht gesagt.

„Der hat es heraus, der Deutsche,“ sprach er, halb zu dem Fahrgast gewandt, während er den langen Peitschenstiel bald unten, bald oben faßte. „Einen Dreispänner hat er sich angeschafft, lauter Isabellschimmel, und wenn er nun mit seiner Madame ausfährt, da meint er, wer weiß, was er ist. Und im Winter, zu Weihnachten, was hatte er da für einen Christbaum im Hause! Auch ich hab' damals Gäste hingefahren. Wunderschön ausgeputzt war der Baum, im ganzen Gouvernement findet man so was nicht wieder. Und Geld hat er sich zusammengemaust — die schwere Menge! Warum auch nicht, er kann ja schalten und walten, wie er will. Auch ein schönes Gut soll er sich gekauft haben.“

Nechljudow war bisher gegen die Art und Weise, wie der Deutsche sein Gut verwaltete und ausnützte, völlig gleichgültig gewesen. Aber die Erzählung

des Fuhrmanns mit der langen Taille war ihm doch unangenehm. Er schwelgte im Genuß des herrlichen Tages, im Anblick der dichten, dunklen Wolken, die zuweilen die Sonne bedeckten, der Fluren, über denen die Lerchen sich erhoben, der oben in den Wipfeln und am Boden schon mit frischem Grün bedeckten Wälder, der Wiesen, auf denen bereits die Rinder und Pferde weideten, der Felder, über die die pflügenden Bauern lange Furchen zogen — bei alledem jedoch hatte er immer wieder ein peinliches Nebenempfinden, und als er sich fragte, worin es seinen Grund hatte, erinnerte er sich der Erzählung des Fuhrmanns von der Art, wie der Deutsche in Kusminskoje schalte und walte.

Erst als Nechljudow in Kusminskoje angekommen war und sich selbst in der Wirtschaft umtat, verlor sich dieses Gefühl.

Die Durchsicht der Kontobücher und das Gespräch mit dem Buchhalter, der ihm in naiver Weise klarzumachen suchte, wie vorteilhaft es sei, daß die Bauern nur wenig Land besäßen und rings vom herrschaftlichen Land eingekreist seien, bestärkten Nechljudow noch in seiner Absicht, die Selbstbewirtschaftung aufzugeben und den ganzen Grund und Boden den Bauern zu überlassen. Aus den Kontobüchern und der Unterredung mit dem Buchhalter hatte er ersehen, daß zwei Drittel des besten Ackerbodens, wie auch früher schon, durch gemietete Tagelöhner mittels verbesserter Gerätschaften bearbeitet wurden, während das letzte Drittel von den Bauern für ihre eigene Rechnung gegen eine Pacht von fünf Rubeln für die Desjatine

bestellt wurde. Für diese fünf Rubel war der Bauer verpflichtet, jede Desjatine dreimal zu pflügen, dreimal zu eggen und zu besäen, dann das Getreide abzumähen oder mit der Sichel zu schneiden, zu binden und auf die Tenne zu bringen, das heißt Arbeiten zu verrichten, die bei freier Entlohnung, billig gerechnet, wenigstens zehn Rubel für die Desjatine gekostet hätten. Dagegen mußten die Bauern für alles, was sie vom Kontor benötigten, die teuersten Preise in Form von Arbeit entrichten. Sie arbeiteten für das Heu von der Wiese, für das Holz aus dem Walde, selbst für das Kartoffelkraut und waren fast alle beim Kontor verschuldet. Man nahm für die entlegenen Parzellen, die an die Bauern abgegeben waren, von der Desjatine fast zehnmal so viel, wie bei Zugrundelegung einer fünfprozentigen Verzinsung recht und billig gewesen wäre.

Alles das hatte Nechljudow auch früher schon gewußt, doch es erschien ihm jetzt in einem neuen Lichte, und er wunderte sich nur darüber, wie er, und wie überhaupt alle Menschen, die sich in einer ähnlichen Lage befanden, die Anomalität dieser Beziehungen nicht einsehen konnten. Die Ausführungen des deutschen Verwalters, der nachzuweisen suchte, daß das Inventar nun allen Wert verlieren und kaum für ein Viertel des Preises, den es gekostet, losgeschlagen werden würde, daß die Bauern den Boden verderben würden, und daß Nechljudow überhaupt bei der Übergabe des Landes an die Bauern enorme Verluste erleiden müsse, bestärkten diesen nur in seiner Überzeugung, daß er ein gutes Werk vollbringe, wenn er den Bauern

das Land übergebe und auf einen großen Teil seiner Einkünfte verzichte. Er war entschlossen, diese Angelegenheit jetzt sofort, noch während seiner Anwesenheit auf dem Gute, zu ordnen. Das Abernten und den Verkauf des ausgesäten Getreides, die Veräußerung des Inventars und der überflüssigen Gebäude — alles das sollte der Verwalter nachträglich erledigen. Für diesmal bat er den Verwalter nur, die Bauern der drei Dörfer, die von seinem Grundbesitz eingekreist wurden, zu einer Versammlung am nächsten Tage zu bestellen, damit er ihnen seine Absichten mitteilen und über den Pachtschilling mit ihnen einig werden könnte.

In dem angenehmen Bewußtsein, den Argumenten des Verwalters gegenüber tapfer standgehalten zu haben und seiner Absicht, für die Bauern ein Opfer zu bringen, treugeblieben zu sein, verließ Nechljudow das Kontor und machte, über die geplante Änderung weiter nachdenkend, einen Rundgang um das Haus. Er kam durch die Blumen­gärten, die in diesem Jahre vernachlässigt waren — dafür hatte der Verwalter seiner eigenen Wohnung gegenüber einen schönen Blumengarten angelegt — schritt dann über den mit Zichorien überwucherten Tennisplatz und durch die Lindenallee, in der er früher mit Vorliebe seine Zigarre geraucht, und wo vor drei Jahren die hübsche Kirimowa, die damals auf dem Gute zu Gaste weilte, mit ihm kokettiert hatte. Er überdachte noch einmal kurz die Rede, die er morgen den Bauern halten wollte, ging dann zum Verwalter, um bei ihm den Tee einzunehmen, besprach mit ihm nochmals die Liquidierung der ganzen

Wirtschaft und begab sich schließlich, vollkommen beruhigt und zufrieden mit dem guten Werke, das er zugunsten der Bauern zu vollbringen im Begriff stand, nach dem für ihn im großen Hause bereitstehenden Zimmer.

In diesem nicht sehr großen, sauberen Zimmer mit den Ansichten von Venedig an den Wänden und dem Spiegel zwischen den beiden Fenstern stand ein sauberes Bett mit einer Sprungfedermatratze und ein kleiner Tisch mit einer Wasserkaraffe, Zündhölzern und einem Lichtlöscher. Auf dem großen Tische neben dem Spiegel stand sein geöffneter Reisekoffer, in dem das Toilettennecessaire und die Bücher, die er mitgenommen, sichtbar waren: eine russische Abhandlung über „die psychologischen Grundlagen des Verbrechens“, eine deutsche Schrift über dasselbe Thema und ein englisches Buch. Er wollte diese Bücher in seinen freien Minuten lesen, während er seine Güter besuchte, heute jedoch weilte sein Geist, als sein Blick die Bücher streifte, weitab von den Fragen, die da behandelt wurden. Heute interessierten ihn ganz andere Dinge.

In einer Ecke des Zimmers stand ein altertümlicher Lehnstuhl aus Mahagoni mit eingelegter Arbeit, und der Anblick dieses Stuhls, der im Schlafzimmer seiner Mutter gestanden hatte, weckte plötzlich in seiner Seele ganz unerwartete Empfindungen. Es tat ihm plötzlich leid um das Haus, das nun verfallen würde, und um den Garten, der verwildern, um die Wälder, die man abholzen würde, und um all die Viehhöfe, Pferdeställe, Gerätschuppen, Maschinen, Pferde, Kühe, die mit so vieler Mühe

— wenn auch nicht von ihm — angeschafft und in stand gehalten worden waren. Eben noch war es ihm so leicht erschienen, sich von alledem zu trennen, und nun tat es ihm auf einmal nicht nur um alles dies, sondern auch um den Grund und Boden leid und um diese Hälfte der Einkünfte, die er aufzugeben im Begriff stand, und die er vielleicht gerade jetzt sehr nötig brauchen würde. Und sogleich tauchten, wie dienstfertige kleine Geister, allerhand Erwägungen in seiner Seele auf, die ihn zu überzeugen suchten, daß es unvernünftig sei, den Bauern das Land zu übergeben und die ganze eigene Wirtschaft zu untergraben, und daß der ganze Plan daher besser unausgeführt bleibe.

„Ich darf kein Land besitzen — besitze ich aber kein Land, so kann ich auch diese ganze Wirtschaft nicht unterhalten; überdies gehe ich ja jetzt nach Sibirien und brauche daher weder das Haus noch das Gut,“ sprach die eine Stimme. — „Ganz richtig,“ sprach eine andere Stimme, „aber erstens wirst du nicht dein ganzes Leben in Sibirien verbringen. Und wenn du heiratest, wirst du möglicherweise Kinder haben: wie du die Wirtschaft in guter Ordnung übernommen hast, mußt du sie von Rechts wegen weitergeben. Es gibt eben Pflichten der Erde gegenüber. Alles wegzugeben, alles aufzulösen, ist sehr leicht — sehr schwer dagegen, es wieder neu einzurichten. Vor allem mußt du über die weitere Gestaltung deines Lebens nachdenken und reiflich überlegen, wie du es einrichten willst — erst dann kannst du über dein Eigentum in entsprechender Weise verfügen. Und dann mußt du

auch genau erwägen, ob diese ganze Umwandlung dir eine wirkliche, ernste Gewissenssache ist, oder ob du das alles nur tust, um dich vor den Leuten zu brüsten!“

So schwirrten die Fragen in Nechljudows Kopfe durcheinander, und er mußte wohl zugeben, daß der Gedanke, was wohl die Leute über ihn sagen würden, auf seinen Entschluß nicht ohne Einfluß geblieben sei. Und je mehr er nachdachte, desto mehr Fragen erhoben sich vor seinem Geiste, und desto schwieriger schien es ihm, sie zu entscheiden. In dem Wunsche, alle diese Gedanken loszuwerden, legte er sich in das frische Bett und wollte erst einmal einen gesunden Schlaf tun, dann aber am Morgen mit frischem Sinn all die Fragen entscheiden, die ihn jetzt nur verwirrten. Doch er konnte lange nicht einschlafen; durch die offenen Fenster drang zugleich mit der frischen Luft und dem Mondlicht das Quaken der Frösche ins Zimmer, das von dem Flöten und Trillern der Nachtigallen — der einen, die dicht unterm Fenster im eben erblühten Fliederbusch schlug, und der andern weiter im Parke — übertönt wurde. Als Nechljudow so dalag und auf die Nachtigallen und Frösche lauschte, fielen ihm die musikalischen Übungen der Inspektorstochter ein, und auch der Inspektor fiel ihm ein, und die Maslowa, deren Lippen sich so seltsam verzogen hatten — fast wie die Lippen der quakenden Frösche — als sie zu ihm sagte: „Kümmern Sie sich nicht weiter um mich!“ Und dann schien es ihm, als steige der deutsche Verwalter zu den Fröschen hinunter, und er wollte ihn zurückhalten,

doch der Verwalter stieg weiter und weiter hinab, und er nahm die Gestalt der Maslowa an und rief ihm vorwurfsvoll zu: „Ich bin eine Zuchthäuslerin, und Sie sind ein Fürst!“ — „Nein, ich gebe nicht nach,“ dachte Nechljudow, und indem er wieder aus dem Halbschlummer erwachte, fragte er sich: „Wie denn — ist das, was ich vorhabe, gut oder schlecht? Noch weiß ich es nicht, doch werde ich es morgen wissen.“ Und er stieg nun selbst hinunter, dahin, wohin auch der Verwalter und die Maslowa schon hinabgestiegen waren, und dann war alles zu Ende.

2.

Am nächsten Tage erwachte Nechljudow gegen neun Uhr morgens. Der junge Buchhalter, der seinem Herrn gegenüber den Dienstfertigen spielen wollte, brachte ihm, sobald er hörte, daß er sich in seinem Bette bewege, sogleich die Stiefeletten, die so spiegelblank waren wie noch nie, trug ihm das kalte, kristallklare Quellwasser ins Zimmer und meldete, daß die Bauern sich bereits versammelten. Nechljudow kam vollends zur Besinnung und sprang aus dem Bett. Das Gefühl des Bedauerns, das er gestern empfunden, als er sich vorstellte, wie nun der Landbesitz verzettelt und die Wirtschaft aufgelöst werden würde, war spurlos verschwunden. Er wunderte sich jetzt selbst darüber, wie er nur zu solchen Empfindungen gekommen war, und voll Freude über das Werk, das er sich vorgenommen,

ja sogar ein wenig stolz darauf, schlüpfte er rasch in seine Kleider. Aus dem Fenster seines Zimmers konnte er den mit Zichorien überwachsenen Tennisplatz sehen, auf dem sich die Bauern, der Anweisung des Verwalters gemäß, versammelten. Die Frösche hatten am Abend vorher nicht umsonst gequakt: das Wetter war trübe. Seit dem Morgen fiel ein stiller, warmer Regen ohne Wind, und kleine Tröpfchen hingen an den Blättern und Zweigen und im Grase. Der Duft des Laubes drang ins Fenster, und zugleich mit ihm der Geruch der Erde, die noch mehr Regen ersehnte.

Nechljudow hatte, während er sich ankleidete, mehrmals zum Fenster hinausgeblickt und beobachtet, wie die Bauern sich auf dem Platze versammelten. Einer nach dem andern kamen sie heran, verneigten sich voreinander, stellten sich im Kreise auf und begannen, auf ihre Stöcke gestützt, miteinander zu reden. Der Verwalter, ein wohlbeleibter, muskulöser Mann in einer kurzen Jacke mit grünem Stehkragen und ungeheuer großen Knöpfen, kam zu Nechljudow, um ihm zu sagen, daß alle versammelt seien, sie könnten jedoch warten, und Nechljudow möge zuerst seinen Kaffee oder Tee trinken, beides sei bereit.

„Nein, ich will lieber gleich mit Ihnen gehen,“ sagte Nechljudow, der bei dem Gedanken an die Unterredung mit den Bauern ganz unerwartet ein Gefühl der Bangigkeit und Beschämung empfand.

Er war im Begriff, einen Herzenswunsch der Bauern zu erfüllen, an dessen Gewährung sie nicht einmal zu denken wagten — er wollte ihnen zu bil-

ligem Preise sein Land übergeben, das heißt ihnen eine Wohltat erweisen, und dennoch empfand er etwas wie Scham über sein Tun.

Als Nechljudow sich den versammelten Bauern näherte und diese ihre blondgelockten, kahlen oder grauen Köpfe vor ihm entblößten, war er so verwirrt, daß er eine ganze Weile keine Worte fand. Der feine Regen fiel weiter in kleinen Tröpfchen und blieb an dem Haar, den Bärten und den wolgigen Rücken der Bauern hängen. Die Bauern blickten den Gutsherrn an und warteten, was er ihnen wohl sagen würde; er aber war so verlegen, daß er ihnen nichts zu sagen vermochte. Das peinliche Schweigen wurde durch den ruhigen, selbstbewußten deutschen Verwalter unterbrochen, der sich für einen Kenner des russischen Bauern hielt und ein gutes Russisch sprach. Dieser kräftige, überernährte Mensch bildete ebenso wie Nechljudow selbst einen auffallenden Gegensatz zu den mageren Bauern mit ihren runzeligen Gesichtern und den knochigen Schultern, die unter ihren Rücken deutlich erkennbar vorstanden.

„Hört also,“ begann der Deutsche — „der Fürst will euch eine Wohltat erweisen — er will euch Land geben, ihr seid es nur leider nicht wert.“

„Wieso denn nicht wert, Wassilij Karlytsch? Haben wir nicht unsere Arbeit für dich getan? Wir waren sehr zufrieden mit der verstorbenen Herrin, Gott habe sie selig, und auch der junge Fürst wird uns wohl nicht im Stiche lassen,“ begann ein rotblonder Bauer, der sich anscheinend gern reden hörte.

„Wir klagen durchaus nicht über die Herren, nur daß wir sehr eingeengt leben müssen,“ sagte ein zweiter Bauer, ein Mann mit breitem Gesichte und langem Bart. „Zu eng ist's uns eben auf unserm Stückchen Land.“

„Darum gerade habe ich euch rufen lassen — ich will euch das ganze Land übergeben, wenn ihr es wünscht,“ sprach Nechljudow.

Die Bauern schwiegen, als verstünden sie ihn nicht oder glaubten ihm nicht.

„In welchem Sinne denn, heißt das, das Land übergeben?“ sagte ein Bauer in mittleren Jahren, der ein ärmelloses Wams trug.

„Ich will es an euch verpachten, ihr sollt es gegen einen kleinen Zins für eigne Rechnung bearbeiten.“

„Das wäre ja sehr schön,“ sprach ein alter Bauer.

„Wenn nur die Pacht nicht zu hoch ist,“ meinte ein anderer.

„Warum sollten wir das Land nicht in Pacht nehmen? Wir sind's doch gewohnt, wir leben doch davon, daß wir das Land bebauen!“

„Für Sie ist's so auch bequemer — Sie bekommen Ihr Geld, und all der Streit und Ärger hört auf,“ ließen andere Stimmen sich vernehmen.

„An dem Streit und Ärger seid nur ihr allein schuld,“ sagte der Deutsche. „Wenn ihr arbeiten und Ordnung halten würdet . . .“

„Das wird uns nur leider sehr schwer gemacht, Wassilij Karlytsch,“ versetzte ein spitznäsiger, magerer Alter. „Du sagst: warum hast du dein

Pferd ins Korn laufen lassen? Ja, wer hat es denn hineinlaufen lassen? Ich arbeite den ganzen geschlagenen Tag, jahraus, jahrein auf dem Felde, mit der Sense oder mit dem Pflug oder sonstwie, und wenn ich dann nachts die Pferde hüte, schlafe ich eben ein, und ein Pferd geht dir in den Hafer — und du ziehst mir dafür das Fell über die Ohren!“

„Ihr müßt eben mehr auf Ordnung halten.“

„Du hast gut reden — auf Ordnung halten! Unsere Kraft reicht eben nicht aus,“ erwiderte ein hochgewachsener, brünetter, noch junger Bauer mit auffallend starkem Haarwuchs.

„Ich sagte euch doch, ihr müßtet Zäune errichten,“ sagte der Verwalter.

„Dann gib uns doch Holz,“ ließ ein kleiner, unansehnlicher Mann, der im Hintergrunde stand, sich vernehmen. „Ich wollte im vorigen Sommer einen Zaun errichten und hatte mir im Walde etwas Stangenholz geholt — dafür hast du mich auf drei Monate ins Loch gebracht, wo mich die Läuse gefressen haben. So geht's uns, wenn wir unser Feld abzäunen wollen.“

„Was erzählt er da?“ fragte Nechljudow den Verwalter.

„Das ist der erste Dieb im Dorfe!“ sagte der Verwalter auf deutsch. „Jedes Jahr ist er im Walde abgefaßt worden . . . Lern' du erst fremdes Eigentum achten,“ fügte er, zu dem Bauern gewandt, hinzu.

„Achten wir dich etwa nicht?“ sagte ein alter Bauer. „Wir müssen dich doch achten, weil du

uns ganz in der Hand hast und Riemen aus uns schneidest.“

„Nun, euch geschieht doch kein Unrecht — wenn i h r nur kein Unrecht begeht!“

„Wie denn, kein Unrecht geschieht uns? Und daß du mich im vorigen Jahr ins Gesicht geschlagen hast — war das kein Unrecht? Und verklagen konnte ich dich nicht, gegen den Reichen gibt's einmal kein Recht.“

„Halt dich nur immer ans Gesetz!“

Ein Wortturnier begann nun, bei dem die Beteiligten selbst nicht recht zu wissen schienen, um was sie stritten. Man spürte auf der einen Seite eine durch Furcht gedämpfte Erbitterung, auf der andern Seite das Bewußtsein der Überlegenheit und Macht. Es war Nechljudow peinlich, diesem Streit zuzuhören, und er suchte die Diskussion wieder auf die Frage der Pachtfestsetzung und der Bestimmung der Zahlungstermine zu lenken.

„Wie steht es also mit der Landübernahme? Seid ihr einverstanden? Und wie hoch wollt ihr den Pachtschilling bemessen, wenn ich euch das ganze Land übergebe?“

„Sie verkaufen die Ware, Sie müssen also auch den Preis bestimmen.“

Nechljudow nannte einen Preis. Obschon nun der von ihm festgesetzte Preis weit niedriger war als der sonst in der Umgegend gezahlte Pachtpreis, begannen die Bauern doch, wie es bei ihnen einmal üblich war, zu feilschen, und meinten, der verlangte Preis sei viel zu hoch. Nechljudow hatte erwartet,

sein Anerbieten würde mit Freuden aufgenommen werden, doch war von irgend welcher Freude nichts zu merken. Daß der Vorschlag jedoch ihren Beifall fand, merkte Nechljudow alsbald daran, daß bei der Besprechung der Frage, wer das Land pachten solle, ob die ganze Gemeinde oder nur eine Vereinigung bestimmter Bauern, ein heftiger Streit zwischen den Bauern ausbrach. Einige von ihnen wollten die weniger leistungsfähigen Bauern und die schlechten Zahler von der Beteiligung an der Pacht ausgeschlossen wissen, die aber, die man ausschließen wollte, wehrten sich dagegen nach Kräften. Dank dem Eingreifen des Verwalters wurden endlich Pachtzins und Zahlungsfristen festgesetzt, und die Bauern begaben sich unter lebhaftem Gespräch ins Dorf, während Nechljudow mit dem Verwalter ins Kontor ging, um den Vertragsentwurf aufzusetzen.

Alles verlief so, wie Nechljudow es gewünscht und erwartet hatte: die Bauern bekamen das Land um etwa dreißig Prozent billiger, als es sonst in der Umgegend zu haben war; sein Einkommen verminderte sich fast um die Hälfte, war jedoch immer noch reichlich genug, zumal noch die Summe hinzukam, die er für die Holzbestände und das zu veräußernde Inventar erwarten konnte. Alles schien aufs beste geordnet — und doch wurde Nechljudow ein beklemmendes, peinliches Gefühl der Beschämung nicht los. Er sah, daß die Bauern, obschon einige von ihnen ihm gedankt hatten, doch unzufrieden waren und jedenfalls mehr erwartet hatten. Das Ergebnis war also, daß er seine eigenen Einnahmen zwar um einen ganz beträchtlichen Teil ge-

kürzt, den Bauern aber bei weitem nicht das gegeben hatte, was sie erwartet hatten.

Am nächsten Tage wurde der Vertrag unterschrieben, und von den Vertrauensleuten der Bauern begleitet, trat Nechljudow vor das Haus, um den zur Abfahrt bereitstehenden Wagen zu besteigen. Er hatte das unangenehme Gefühl, eine Sache, die er begonnen, nicht ganz zu Ende geführt zu haben. Er setzte sich in die schmucke dreispännige Kalesche des Verwalters und fuhr nach der Bahnstation, nachdem er von den Bauern, die bedenklich und mißgestimmt die Köpfe schüttelten, Abschied genommen hatte. Er war mit sich selbst unzufrieden. Worin seine Unzufriedenheit wurzelte, wußte er selbst nicht, jedenfalls aber wurde er die ganze Zeit über ein Gefühl der Niedergeschlagenheit und Beschämung nicht los.

3.

Von Kusminskoje begab sich Nechljudow nach dem Gute, das er von den Tanten geerbt hatte — demselben, wo er Katjuscha zum erstenmal gesehen hatte. Auch hier gedachte er die Landverhältnisse in gleicher Weise wie in Kusminskoje zu ordnen; außerdem wollte er alles in Erfahrung bringen, was noch über Katjuscha und das Kind, das sie geboren — sein Kind — in Erfahrung zu bringen wäre: ob das Kind wirklich gestorben, und wie es gestorben sei. Er kam früh am Morgen in Panowo an, und das erste, was ihm auffiel, als er in den Hof einfuhr,

war der Zustand der Verödung und Hinfälligkeit, in dem sich sämtliche Gebäude, namentlich das Wohnhaus, befanden. Das eiserne Dach, das seit langer Zeit nicht mehr gestrichen worden war, war ganz rot vom Rost, und einige Platten waren, wahrscheinlich vom Sturme, nach oben umgeschlagen. Die Bretter, mit denen das Haus verschalt war, waren dort, wo die verrosteten Nägel sie nicht mehr festhielten, von den Leuten heruntergerissen worden. Die beiden Freitreppen — die vordere sowohl wie die hintere, die ihm ganz besonders lebhaft in Erinnerung geblieben war — waren verfault und abgebrochen, nur einige Querbalken waren noch davon übrig. In den Fenstern waren statt der Verglasung vielfach Bretter eingesetzt, und das Seitengebäude, in dem der Verwalter lebte, sowie die Küche und die Pferdeställe waren sämtlich alt, morsch und feucht. Nur der Garten war nicht nur nicht alt und morsch, sondern vielmehr üppig emporgeschossen, überall war er dicht verwachsen und stand jetzt in voller Blütenpracht: weißen Wolken gleich schimmerten über den Zaun hinweg die blühenden Kirsch-, Apfel- und Pflaumenbäume. Auch die Fliederbüsche blühten, ganz ebenso wie damals vor elf Jahren, als Nechljudow mit der sechzehnjährigen Katjuscha und den andern „Fang schön!“ spielte und sich dort hinten an den Brennesseln so arg verbrannt hatte. Ein Lärchenbaum, den Sofia Iwanowna neben dem Hause gepflanzt, und der damals kaum die Höhe eines Zaunpfahles gehabt hatte, war jetzt zum großen Baum herangewachsen, der schon einen Balken hergegeben hätte, und

prangte eben im ersten gelbgrünen, flaumig-zarten Nadelschmuck. Das Wasser im Flusse stand hoch und ging rauschend und schäumend über die Schleusen an der Mühle. Auf der Wiese jenseits des Flusses weidete die buntscheckige Kuhherde, die den Bauern gehörte.

Der Verwalter, ein Seminarist, der die Kurse nicht beendet hatte, empfing Nechljudow lächelnd auf dem Hofe, lud ihn, immer weiter lächelnd, in das Kontor ein und trat lächelnd, als wollte er durch sein Lächeln ihn auf etwas ganz Besonderes vorbereiten, hinter die Barriere. Dort flüsterte er ein Weilchen mit irgend jemandem und schwieg dann. Der Fuhrmann nahm sein Trinkgeld in Empfang und verließ den Hof, und nun ward es vollends still. Gleich darauf lief ein barfüßiges Mädchen in einem gestickten Hemde, mit Ohrringen aus Daunen geschmückt, am Fenster vorüber, und dem Mädchen folgte ein Bauer in plumpen, hohen Stiefeln auf dem Fuße.

Nechljudow nahm am Fenster Platz, blickte in den Garten und horchte hinaus. Durch das kleine, zweiflügelige Fenster wehte eine frische Brise herein, die den Geruch des aufgegrabenen Gartenlandes herantrug, leicht über Nechljudows feuchte Stirn strich und mit den Notizblättern spielte, die auf dem durch tiefe Messereinschnitte beschädigten Fensterbrett lagen. Am Flußufer ging es tra-pa-tap, tra-pa-tap — die Weiber waren dort bei der Wäsche und schlugen um die Wette mit den Waschbleueln darauf los, daß es weithin über den im Sonnenlicht schimmernden, hochgestauten Fluß schallte,

während von der Mühle her das gleichmäßige Rauschen des fallenden Wassers dazwischentönte. Und plötzlich war es Nechljudow, als erinnere er sich, daß er dereinst, vor länger Zeit, da er noch jung und unschuldig war, dieselben aufklatschenden Schläge der Waschbleuel auf die nasse Wäsche und dasselbe Rauschen des Wassers hier am Flusse gehört hatte, und ebenso wie heute hatte ihm damals der Frühlingswind die feuchte Stirn gestreift und die Notizblätter auf dem Fensterbrett mit den Einschnitten bewegt. Und er sah sich als achtzehnjährigen, unschuldigen Jungen, der er damals gewesen, und fühlte sich ganz als solcher, in derselben Frische und Reinheit und unbegrenzten, von den kühnsten Möglichkeiten träumenden Hoffnungsfreudigkeit. Zu gleicher Zeit aber wußte er — wie es auch im Traume geschieht — daß das alles nicht mehr Wirklichkeit war, und es ward ihm ganz unsäglich traurig zumute.

„Wann wünschen Sie zu speisen?“ fragte der Verwalter ihn lächelnd.

„Wann Sie wollen — ich bin nicht hungrig. Ich will einen Gang durchs Dorf machen.“

„Möchten Sie nicht erst gefälligst ins Haus gehen? Es ist drinnen alles in Ordnung, wenn es auch äußerlich übel aussieht... Vielleicht werfen Sie einen Blick hinein?...“

„Nein, später... Sagen Sie, bitte — lebt hier im Dorfe noch eine gewisse Matrona Charina?“

Es war die Tante Katjuschas, nach der er fragte.

„Gewiß, die lebt hier im Dorfe — ich habe mit ihr viele Scherereien. Sie betreibt einen heimlichen

Branntweinausschank. Ich weiß es und sage es ihr auf den Kopf zu, und ich schelte sie auch aus, aber anzeigen möcht' ich sie nicht, denn sie dauert mich — sie ist schon alt und hat ein paar Enkel bei sich," sagte der Verwalter, immer mit demselben Lächeln, das einerseits den Wunsch ausdrückte, sich seinem Herrn angenehm zu machen, andererseits der Ueberzeugung Ausdruck gab, daß Nechljudow alle Dinge genau in demselben Lichte sehe wie er selbst.

„Wo wohnt sie? Ich möchte zu ihr gehen.“

„Am Ende des Dorfes, das drittletzte Haus auf jener Seite. Zur linken Hand werden Sie einen Ziegelbau sehen, und gleich dahinter liegt ihre Hütte. Ich will Sie lieber begleiten," sagte der Buchhalter mit einem freudigen Lächeln.

„Nein, ich danke Ihnen, ich werde sie schon finden. Lassen Sie, bitte, inzwischen den Bauern sagen, sie möchten sich versammeln: ich muß mit ihnen über das Land sprechen," sagte Nechljudow, der hier mit den Bauern, am liebsten noch heute abend, dieselben Vereinbarungen wie in Kusminskoje treffen wollte.

4.

Als Nechljudow aus dem Tore trat, begegnete er auf dem Fußpfad, der über den mit Wegerich und Hirtentäschelkraut bewachsenen Weideplatz führte, dem Bauernmädchen mit der gestickten Schürze und den Daunenringen in den Ohren — sie kam, rasch die dicken, nackten Beine bewegend,

bereits wieder nach dem Gutshause zurück. Sie schwenkte den linken Arm quer vor sich hin und her, während sie mit dem rechten Arme einen roten Hahn fest gegen ihren Leib drückte. Der Hahn mit dem hin und her wackelnden roten Kamme schien vollkommen ruhig zu sein und hob und senkte nur abwechselnd den einen seiner schwarzen Füße, mit dessen Krallen er sich an der Schürze des Mädchens festhielt. Als das Mädchen sich dem Herrn näherte, mäßigte es seinen raschen Lauf und ging, sowie es an ihm vorüberkam, ganz im Schritt, blieb dann stehen, warf den Kopf zurück, verneigte sich vor ihm und ging mit dem Hahn erst weiter, als er vorüber war. Als Nechljudow zum Dorfbrunnen hinabstieg, traf er noch eine alte Frau in einem schmutzigen, groben Hemd, die auf dem gekrümmten Rücken zwei schwere, volle Eimer an einer Wassertrage schleppte. Vorsichtig stellte die Alte die Eimer hin und verneigte sich ganz ebenso wie das Mädchen, den Kopf nach hinten überwerfend, vor Nechljudow.

Hinter dem Brunnen begann das Dorf. Es war ein klarer, heißer Tag; um zehn Uhr bereits herrschte eine wahre Glut, die Wolken ballten sich am Himmel zusammen und verdeckten von Zeit zu Zeit die Sonne. Über der ganzen Dorfstraße lag ein scharfer, ätzender, unangenehmer Düngergeruch, der teils von den auf dem glattgefahrenen Wege bergauf gehenden Düngerfuhrn, teils von den tief aufgewühlten Senkgruben auf den Höfen ausging, an deren offenen Toren Nechljudow vorüberkam. Die Bauern, die hinter den beladenen Wagen in ihren mit Jauche beschmutzten Hosen und Hemden barfuß bergan

schritten, sahen sich nach dem hochgewachsenen, dicken Herrn um, der in dem grauen Hute mit dem in der Sonne schimmernden Seidenband gleichfalls bergan durch das Dorf ging und bei jedem zweiten Schritt mit dem glänzend polierten, gegliederten Stocke, an dem sich oben ein blinkender Knopf befand, den Boden berührte. Die vom Felde heimkehrenden Bauern, die, gegen die Seitenwände der leeren Wagen gelehnt, von der heftigen Bewegung der im Trabe daherfahrenden Wagen zitterten, zogen die Hüte und folgten mit erstaunten Blicken der ungewohnten Erscheinung dieses Menschen, der ihre Dorfstraße entlangschritt; die Weiber traten vor die Tore oder auf die Treppen hinaus, zeigten ihn einander und folgten ihm lange mit den Augen.

Bei dem vierten Tore, das Nechljudow passierte, hielten ihn die soeben unter lautem Aechzen aus dem Hofe kommenden, hoch mit Dünger beladenen Wagen auf, deren Ladung oben festgeklatscht und mit einer Bastdecke zum Sitzen belegt war. Ein sechsjähriges Bürschchen ging barfuß hinter der Fuhre her. Ein junger Bauer in Bastschuhen trieb breit ausschreitend das Pferd aus dem Hofe. Ein langbeiniges, mäusegraues Füllen sprang aus dem Tore, drückte sich, vor Nechljudow erschreckend, ganz dicht an den Wagen, geriet dort jedoch mit den Beinen an die Räder und trabte rasch seiner unruhig wiehernden Mutter voran, die soeben den schweren Wagen durch das Tor zog. Das folgende Pferd lenkte ein magerer, lebhaft dreinschauender Alter, der barfuß, in gestreiften Hosen und einem langen,

schmutzigen Hemd über den vorstehenden mageren Hüftknochen, neben dem Wagen herging.

Als die Pferde sich auf den festgewalzten Weg hinausgearbeitet hatten, kehrte der Alte nach dem Tor zurück und verneigte sich vor Nechljudow.

„Bist wohl der Herr Neffe von unsern seligen Fräulein?“

„Ja, ja.“

„Sei uns hübsch willkommen; bist wohl hergekommen, um uns zu besuchen?“ fuhr der gesprächige Alte fort.

„Ja, ja. Nun, wie lebt ihr denn hier?“ sagte Nechljudow, der nicht wußte, wie er das Gespräch fortführen sollte.

„Wie sollen wir schon leben? Schlecht leben wir!“ versetzte der Alte redselig in einer singenden Sprechweise, die ihm offenbar viel Vergnügen machte.

„Wieso denn schlecht?“ fragte Nechljudow und trat durch das Tor näher.

„Weil's uns eben schlecht geht. Ein sehr, sehr schlechtes Leben!“ sagte der Alte, während er Nechljudow nach einem vom Dünger bereits bis auf die blanke Erde befreiten Platze unter dem Schutzdach folgte.

Nechljudow trat mit ihm unter das Dach.

„Ich habe zwölf Seelen im Hause, zwölf Menschen zu ernähren,“ fuhr der Alte fort, während er auf zwei Frauen zeigte, die schwitzend, mit verschobenen Kopftüchern, hoch aufgeschürzt, die nackten Waden bis zur Hälfte mit Jauche beschmutzt, die Düngergabeln in den Händen, auf einem Vorsprung

des noch nicht aufgeladenen Düngers standen. „Jeden Monat heißt es sechs Pud Getreide zukaufen — und woher das Geld nehmen?“

„Reicht denn euer eigenes Getreide nicht aus?“

„Unser eigenes Getreide?“ versetzte der Alte mit geringschätzigem Lächeln. „Ich habe für drei Seelen Land, und habe im letzten Jahre gar nur acht Haufen geerntet. Nicht mal bis Weihnachten hat es gereicht.“

„Und was habt ihr dann gemacht?“

„Was wir dann gemacht haben? Dann hab' ich den einen Sohn als Knecht weggegeben, und hab' mir bei Euer Gnaden etwas Geld geliehen. Noch vor der Fastenzeit mußten wir anfangen, ganz auf Borg zu leben, und auch die Steuern sind noch nicht bezahlt.“

„Wieviel betragen denn die Steuern?“

„Von meinem Hofe macht es siebzehn Rubel aufs Dritteljahr aus. Gott soll einen schützen vor solch einem Leben — man weiß wirklich nicht, wie man sich durchschlagen soll!“

„Kann ich vielleicht einmal in eure Stube hineingehen?“ fragte Nechljudow, während er über den kleinen Hof schritt und dabei von dem gesäuberten Platze auf die noch nicht weggeräumten, von den Gabeln zerwühlten, safrangelben Düngerschichten trat.

„Warum nicht, immer geh hinein!“ sagte der Alte und ging raschen Schrittes mit den bloßen Füßen, zwischen deren Zehen die Jauche hervorquoll, an Nechljudow vorüber nach der Tür seiner Hütte, die er vor ihm öffnete.

Die beiden Frauen schoben ihre Kopftücher zu recht, ließen ihre kurzen, faltigen Röcke herunter und sahen ganz erschrocken den sauberen Herrn mit den goldenen Manschettenknöpfen an, der ihre Wohnung betrat.

Aus der Stube sprangen zwei kleine Mädchen im bloßen Hemdchen heraus. Nechljudow bückte sich, nahm den Hut ab und trat zuerst in den Hausflur und dann in die von säuerlichem Speisegeruch erfüllte, schmutzige Stube, deren ohnedies beschränkter Raum durch zwei Webstühle noch mehr eingeengt wurde. In der Stube stand neben dem Ofen eine alte Frau, an deren mageren, sehnigen, wettergebräunten Armen die Aermel aufgestreift waren.

„Das ist unser Herr, er ist zu uns zu Gaste gekommen,“ sagte der Alte.

„Wir bitten einzutreten,“ sprach die Alte freundlich, während sie die aufgestreiften Aermel herunterzog.

„Ich wollte einmal sehen, wie ihr lebt,“ sagte Nechljudow.

„So, wie du es hier siehst — so leben wir. Das Haus wird zusammenstürzen — ehe man sich's versieht, schlägt es jemanden tot. Mein Alter aber meint, es sei immer noch gut genug. So leben wir — die reinen Fürsten!“ sagte die muntere Alte, nervös mit dem Kopfe zuckend. „Gleich trag' ich das Mittagessen auf, um meine Arbeitsleute satt zu machen.“

„Was gibt's denn zu Mittag?“

„Was es zu Mittag gibt? O, wir nähren uns gut. Der erste Gang: Brot und Kwas, der zweite

Gang: Kwas und Brot,“ sagte die Alte und zeigte ihre Zahnstummel.

„Nein, ohne Scherz — zeigt mir, was ihr heute essen werdet!“

„Was wir essen werden?“ sagte lachend der Alte. „Es ist nichts sehr Feines. Zeig's ihm, Alte!“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Mit einemmal will er unser Bauernessen sehen! Bist doch ein neugieriger Herr, wenn ich dich so ansehe. Alles muß er wissen! Ich sagte dir doch schon: Brot und Kwas, und außerdem Kohlsuppe, und dann haben die Weiber gestern auch noch Kräuter mitgebracht. Zuerst kommt die Kohlsuppe dran, und danach gibt's Kartoffeln.“

„Und weiter nichts?“

„Was soll's noch geben? Mit Milch wird's weiß gemacht,“ sagte die Alte lächelnd und sah nach der Tür.

Die Tür ward geöffnet — und der Flur war voll Leute: Kinder, junge Mädchen, Frauen mit Säuglingen im Arm drängten sich in der Oeffnung und guckten auf den sonderbaren Herrn, der das Essen der Bauern sehen wollte. Die Alte war offenbar stolz darauf, daß sie so gewandt mit dem Herrn zu verkehren wußte.

„Ja, Herr, schlecht, sehr schlecht ist unser Leben — was ist da schon zu sagen!“ meinte der Alte. „Wohin drängt ihr euch denn?“ schrie er die in der Tür Stehenden an.

„Nun, lebt wohl,“ sagte Nechljudow, der ein Gefühl der Befangenheit und Beschämung hatte,

über dessen Ursache er sich keine Rechenschaft geben konnte.

„Wir danken auch gehorsamst, daß du uns beehrt hast,“ sagte der Alte.

Im Hausflur standen die Leute noch immer dicht gedrängt. Sie ließen Nechljudow durch, und er ging auf die Straße und dann weiter die Straße entlang aufwärts.

Gleich hinter ihm verließen zwei barfüßige Knaben den Flur — der eine, ältere, in einem schmutzigen, einstmals weißen Hemd und der andere in einem abgenutzten, verschossenen, rosaroten.

Nechljudow sah sich nach ihnen um.

„Und wohin willst du jetzt gehen?“ fragte ihn der Knabe in dem weißen Hemd.

„Zu Matrona Charina,“ sagte Nechljudow. „Kennt ihr sie?“

Der kleine Knabe im rosa Hemd lachte über etwas, und der ältere fragte mit ernstem Gesichte:

„Was für eine Matrona? Ist sie alt?“

„Ja, sie ist alt.“

„O-oh!“ rief er langgedehnt. „Das ist die Semjonicha, die wohnt am Ende des Dorfes. Wir bringen dich hin. Komm mit, Fedjka, wir begleiten ihn!“ sagte er zu seinem Kameraden.

„Und die Pferde?“

„Ach, es wird ihnen nichts geschehen.“

Fedjka willigte ein, und sie gingen zu dreien die Straße hinauf durchs Dorf.

5.

Nechljudow fühlte sich in der Gesellschaft der Knaben weniger befangen als in der der Großen, und er unterhielt sich unterwegs ungezwungen mit ihnen. Der Kleine in dem rosa Hemdchen hatte aufgehört zu lachen und sprach ebenso vernünftig und überlegt wie der ältere.

„Nun, und wer ist der Aermste bei euch im Dorfe?“ fragte Nechljudow.

„Der Aermste? Michajla ist arm, und auch Semjon Makarow, und dann ist auch noch Marfa sehr arm.“

„Und Anißja — die ist noch ärmer. Anißja hat nicht mal eine Kuh — sie betteln.“

„Eine Kuh hat sie ja nicht, dafür sind ihrer aber nur drei, und bei Marfa sind fünf,“ versetzte der ältere.

„Ja, aber Anißja ist Witwe,“ sagte der Kleine im rosa Hemd, für „seine“ Arme eintretend.

„Du sagst: Witwe — aber Marfa ist doch auch so gut wie Witwe,“ fuhr der ältere Knabe fort. „Ihr Mann ist fort — das ist doch ganz dasselbe!“

„Wo ist denn der Mann?“ fragte Nechljudow.

„Im Gefängnis, die Läuse mästet er,“ antwortete der ältere, den üblichen Volksausdruck gebrauchend. „Er hat im vorigen Jahr zwei Birken im herrschaftlichen Wald abgehauen, dafür hat man ihn eingesperrt. Den sechsten Monat sitzt er schon, und die Frau bettelt, drei Kinder sind da und eine kränkliche Alte,“ berichtete der Knabe ausführlich.

„Wo wohnt sie denn?“ fragte Nechljudow.

„Da, in jenem Hofe,“ antwortete der Knabe und zeigte nach einem Hause, vor dem auf dem Wege, den Nechljudow eben daherkam, hin und her wackelnd ein winzig kleines, weißhaariges Kerlchen stand, das sich kaum auf den krummen, in den Kniegelenken nach auswärts gebogenen Beinen hielt.

„Heda, Wasjka, du Wildfang, bist du wieder ausgerückt?“ rief eine Frau in einem schmutzigen grauen, wie mit Asche bestreuten Hemd, die eben mit erschrockenem Gesicht aus der Hütte gerannt kam. Gerade vor Nechljudow stürzte sie sich auf den Kleinen, den sie in die Stube trug, als fürchte sie, daß Nechljudow ihm etwas antun könnte.

Es war dieselbe Frau, deren Mann wegen der beiden Birken aus Nechljudows Walde im Gefängnis saß.

„Nun, und Matrona — ist die auch arm?“ fragte Nechljudow, während sie sich bereits dem Häuschen Matronas näherten.

„Wie soll die arm sein — die handelt doch mit Branntwein!“ sagte der schwächliche Knabe im rosa Hemd mit entschiedener Betonung.

Als Nechljudow Matronas Haus erreicht hatte, entließ er die beiden Knaben und trat, den Flur durchschreitend, in die Stube. Die Stube der alten Matrona maß sechs Arschin im Geviert, so daß auf dem hinter dem Ofen stehenden Bett ein erwachsener Mensch sich nicht ausstrecken konnte.

„Auf diesem Bett,“ dachte er — „hat Katjuscha ihr Kind geboren und dann krank gelegen.“

Fast der ganze Raum der Stube war von einem Webstuhl eingenommen, den die Alte in dem Augen-

blick, als Nechljudow, mit dem Kopfe gegen den niedrigen Türrahmen stoßend, in die Stube trat, eben mit Hilfe ihrer ältesten Enkelin in Ordnung brachte. Zwei weitere Enkelkinder stürzten dicht hinter dem fremden Herrn Hals über Kopf in die Stube und blieben, sich mit den Händen an der Oberschwelle des Türrahmens festhaltend, hinter ihm stehen.

„Zu wem willst du?“ fragte die Alte ärgerlich; der Webstuhl, mit dem sie gar nicht zu Rande kommen konnte, hatte ihr die Laune verdorben, und außerdem fürchtete sie als heimliche Branntweinhändlerin alle fremden Leute.

„Ich bin der Gutsbesitzer. Ich möchte mit Ihnen über etwas reden.“

Die Alte schwieg einen Augenblick und sah ihn scharf an; dann war sie plötzlich wie umgewandelt.

„Ach, du mein Lieber, und ich dummes Weib hab' dich nicht erkannt! Ich denke, 's ist so jemand, der vorüberkommt,“ begann sie mit verstellt freundlicher Stimme. „Verzeih mir nur, um Christi willen!“

„Könnte ich Sie nicht allein sprechen?“ sagte Nechljudow mit einem Blicke auf die offene Tür, in der die Kinder standen, während hinter den Kindern eine hagere Frau mit einem abgezehrten, fortwährend lächelnden blassen Kinde in einem aus lauter Flickern zusammengestückelten Käppchen auftauchte.

„Was habt ihr da zu gucken? Ich werde euch gleich — gebt mir doch mal den Krückstock her!“ schrie die Alte auf die in der Tür Stehenden los. „Macht gleich die Tür zu!“

Die Kinder entfernten sich, die Frau mit dem Kleinen aber machte die Tür zu.

„Ich denke, wer kommt denn da? Und mit einem Male ist's der Herr selber, mein lieber Goldner, mein Allerschönster,“ sagte die Alte. „Daß du auch hierher, zu uns kommst, daß wir dir nicht zu schlecht sind! Ach, du mein Teuerster, Bester! Dahin setz' dich, mein Durchlauchtiger, dahin, auf die Ofenbank!“ sagte sie, die Bank mit der Schürze abwischend. „Und ich denk', was für ein Satan kommt denn da hereingekrochen, und dabei ist's Eure Durchlaucht selber, unser guter Herr, unser Wohltäter und Ernährer! Verzeih mir nur meine Dummheit — ich bin eben schon blind geworden, ja!“

Nechljudow setzte sich, die Alte aber stand, mit der rechten Hand ihre Wange stützend, vor ihm, während sie mit der linken Hand den spitzen Ellbogen der rechten umfaßte.

„Und wie du gealtert bist, Durchlaucht!“ begann sie mit singender Stimme. „Früher warst du so frisch, so straff wie 'ne Distel, und jetzt! Scheinst auch deine Sorgen zu haben, was?“

„Ich wollte mich nach etwas erkundigen — erinnerst du dich der Katjuscha Maslowa?“

„Der Katerina? Gewiß erinnere ich mich ihrer — sie ist doch meine Nichte! Wie sollt' ich sie denn vergessen haben: viel Tränen, ach, hab' ich um sie vergossen. Ich weiß doch alles! Aber wer ist vor Gott ohne Sünde, vor dem Zaren ohne Schuld, mein Väterchen? Ihr waret beide jung, habt zusammen Tee und Kaffee getrunken, na, und da ist eben die Sünde geschehen. Was ist da zu machen? Ich wollte

nichts sagen, wenn du sie ganz verlassen hättest, aber du hast sie doch so reich belohnt: hundert Rubel hast du ihr gegeben! Doch sie, was hat sie getan: konnte nicht Vernunft annehmen! Hätte sie auf mich gehört, dann hätte sie gut leben können. Wenn sie auch meine Nichte ist, so muß ich's doch offen sagen: sie taugt nichts. Ich hab' sie doch dann in eine so gute Stelle gebracht — aber sie wollte nicht gehorchen, hat ihren Herrn beschimpft. Darf man denn über seine Herrschaft schimpfen? Na, nun hat man sie entlassen. Dann hätte sie auch bei den Förstersleuten leben können, aber nein, sie wollte nicht!“

„Ich wollte nach dem Kinde fragen. Sie hat doch hier bei Ihnen geboren? Wo ist das Kind geblieben?“

„Das Kind, mein Väterchen, hab' ich damals gut untergebracht. Es stand recht schlecht mit ihr, ich glaubte nicht, daß sie wieder aufkommt. Da hab' ich das Kindchen getauft, wie es sich gehört, und hab's ins Findelhaus geschickt. Was braucht das kleine Engelsseelchen zu verschmachten, wenn die Mutter stirbt? Andere machen es so, daß sie sich um den Säugling weiter nicht kümmern, ihm keine Nahrung geben, damit die Seele erlischt; ich aber dachte: nein, das tu' ich nicht, lieber mach' ich mir die Mühe und schicke es ins Findelhaus. Geld war ja da, und da wurde es eben hinggebracht.“

„Bekam es nicht eine Nummer?“

„Ja, auch eine Nummer bekam es, aber es starb doch gleich damals. Kaum habe sie es hinggebracht, sagte sie, so sei es auch schon gestorben.“

„Wer sagte das?“

„Na, eben jene Frau, in Skorodnoje lebte sie. Sie befaßte sich mit so was. Malanja hieß sie, ist jetzt schon tot. Eine sehr verständige Frau war's — wie klug richtete sie alles ein! Brachte man ihr ein Kindchen, so nahm sie es, und behielt es bei sich im Hause, und füttert es. Und so lange füttert sie es, du mein Väterchen, bis sie ein Häufchen von den Kleinen beisammen hat. Sind ihrer drei oder vier zusammen, dann bringt sie sie auf einmal weg. So klug hatte sie das eingerichtet — eine so große Wiege hatte sie da, wie zweischläfrig, dahin und dorthin konnte man sie legen. Auch ein Griff war angebracht. Nun legte sie alle vier mit den Köpfchen auseinander, damit sie sich nicht stießen, und mit den Beinchen zusammen, und dann brachte sie alle auf einmal mit dem Wagen weg. Saugpfröpfchen bekamen sie in den Mund, daß sie still blieben, die lieben kleinen Dinger.“

„Nun, und was weiter?“

„Nun, auf die Weise hat sie auch Katerinas Kindchen hingebacht. An die vierzehn Tage hatte sie es vorher bei sich gehabt, doch war es auch da schon recht schwach und siech.“

„Und war es ein hübsches Kind?“ fragte Nechljudow.

„Ein Kindchen, kann ich sagen — na, nichts Schöneres konnte man sich wünschen. Ganz dir ähnlich!“ fügte die Alte, ihm mit den greisen Augen zublinzelnd, hinzu.

„Wie kam es denn, daß es so schwach wurde? Es wurde wohl schlecht ernährt?“

„Schlecht ernährt? Gott, ja — wie ein eignes Kind war's nicht gehalten. Nur eben, daß es noch lebendig hinkam. Kaum war sie damit in Moskau angekommen, sagte sie, da verlöschte es auch. Sie hat auch den Totenschein mitgebracht, alles, wie es sich gehört. Eine kluge Frau war's!“

Das war alles, was Nechljudow über sein Kind in Erfahrung bringen konnte.

6.

Als Nechljudow die Stube verließ, stieß er wieder gegen den Türrahmen, und dasselbe wiederholte sich bei der Haustür. Auf der Straße erwarteten ihn bereits die beiden Knaben, der Weiße und der Rosarote, zu denen sich noch ein Grauer gesellt hatte. Auch andere Kinder kamen noch hinzu, sowie einige Frauen mit Säuglingen, unter denen Nechljudow auch wieder die hagere Frau mit dem blutarmen Kinde in der Flickenkappe bemerkte. Das greisenhafte Gesicht dieses Kindes lächelte in einem fort so seltsam über das ganze Gesicht. Nechljudow wußte, daß dieses Lächeln der Ausdruck tiefen Leidens war. Er fragte, wer diese Frau sei.

„Das ist eben die Anißja, von der ich dir sagte,“ antwortete der ältere Knabe.

Nechljudow wandte sich zu Anißja um.

„Wie lebst du?“ fragte er — „wovon ernährst du dich?“

„Wie ich lebe? Ich bettle,“ antwortete Anißja und begann zu weinen.

Das Kind mit den Greisengesicht aber zerfloß förmlich in seinem Lächeln und krümmte dabei seine dünnen Beinchen, die zwei Würmern glichen.

Nechljudow holte seine Briefftasche heraus und gab der Frau eine Zehnrubelnote. Noch hatte er keine zwei Schritte gemacht, als eine zweite Frau mit einem Säugling, dann eine Alte und noch eine Frau ihn einholten. Alle sprachen von ihrer Armut und baten ihn, ihnen zu helfen. Nechljudow verteilte die sechzig Rubel unter sie, die er in kleinen Scheinen bei sich hatte, und kehrte in schwer gedrückter Stimmung, mit tiefer Wehmut im Herzen, nach der Wohnung des Verwalters zurück.

Der Verwalter empfing Nechljudow mit seinem gewohnten Lächeln und mit der Nachricht, daß die Bauern sich am Abend versammeln würden. Nechljudow dankte ihm und begann, ohne erst ins Haus zu gehen, auf den mit den weißen Blättchen der Apfelblüten bestreuten Gartenwegen auf und ab zu gehen und über das, was er gesehen, nachzudenken.

Er war noch nicht weit in den Garten hineingeschritten, als er in der Nähe der Verwalterswohnung einen Wortwechsel vernahm. Erboste Frauenstimmen drangen, von den ruhigen Ausführungen des Verwalters unterbrochen, bis zu ihm.

„Meine Kraft reicht nicht hin, was quälst du mich so bis aufs Blut?“ sprach zornig die eine der weiblichen Stimmen.

„Sie war doch nur eben hineingelaufen,“ sprach die andere Stimme. „Gib sie heraus, sage ich. Was

quälst du das Vieh und die Kinder, die nun keine Milch bekommen?“

„Bezahl', oder arbeite es ab,“ antwortete die ruhige Stimme des Verwalters.

Nechljudow begab sich nach der Haustreppe hin, an der zwei zerzauste Weiber standen, die eine offenbar in schwangerem Zustande. Auf den Stufen der Treppe stand, die Hände in den Taschen seines Nankingpaletots, der Verwalter. Als die Weiber den Herrn erblickten, schwiegen sie und brachten ihre verschobenen Kopftücher in Ordnung, während der Verwalter die Hände aus den Taschen nahm und zu lächeln begann.

Es handelte sich darum, daß die Bauern, wie der Verwalter sagte, absichtlich ihre Kälber und sogar ihre Kühe auf die herrschaftliche Wiese ließen. Nun waren zwei Kühe von den Höfen dieser Frauen auf der Wiese abgefaßt und auf den Gutshof getrieben worden. Der Verwalter verlangte von den Weibern dreißig Kopeken oder zwei Tage Arbeit für jede Kuh. Die Weiber aber behaupteten, ihre Kühe seien eben erst auf die Wiese gelaufen, und sie hätten überhaupt kein Geld, und sie verlangten gegen das Versprechen, die Strafe abzarbeiten, daß ihnen die seit dem frühen Morgen ohne Futter auf dem Viehhof stehenden, kläglich brüllenden Kühe sofort wiedergegeben würden.

„Wie oft habe ich euch im Guten gebeten,“ sagte der Verwalter, während er lächelnd auf Nechljudow sah, als wolle er ihn als Zeugen anrufen — „wenn ihr das Vieh mittags nach Hause treibt, dann gebt acht darauf!“

„Ich war nur mal zu dem Kleinen gelaufen, und da waren sie schon weg.“

„Dann geh eben nicht fort, wenn du es schon übernommen hast, auf sie acht zu geben.“

„So — und wer wird dem Kleinen die Brust reichen?“

„Wenn sie sich wenigstens ordentlich sattgefressen hätten, dann würde ich nichts sagen, aber so waren sie doch eben erst auf die Wiese gelaufen,“ sagte die andere.

„Alle Wiesen haben sie abfressen lassen,“ wandte sich der Verwalter an Nechljudow. „Wenn man sie nicht zur Rechenschaft zieht, bleibt kein bißchen Gras zum Heu übrig.“

„Ach, sündige doch nicht!“ schrie die Schwangere. „Meine Kühe wurden noch nie erwischt.“

„Aber jetzt sind sie erwischt worden — bezahl, oder arbeite es ab!“

„Ja doch, ich werde es abarbeiten. Laß die Kühe laufen, laß sie nicht länger hungern,“ rief sie wütend. „Ich hab’ ohnedies Tag und Nacht keine Ruhe. Die Schwiegermutter ist krank. Der Mann säuft und säuft. Ganz allein muß ich sehen, wie ich fertig werde. Es geht über meine Kraft. Nun soll ich’s auch noch abarbeiten — ersticken sollst du daran!“ schrie sie und brach in Tränen aus.

Nechljudow bat den Verwalter, die Kühe freizugeben. Er begab sich in den Garten zurück, um seine Gedanken zu Ende zu denken.

Es gab im Grunde genommen nichts mehr zu denken: alles war ihm jetzt klar, und er wunderte

sich nur darüber, daß die Menschen es nicht sahen, wie auch er es so lange nicht gesehen hatte. Das Volk stirbt aus, und es hat sich an sein Aussterben gewöhnt. Dieses Kindersterben, die übermäßige Arbeit der Frauen, der Mangel an Nahrung für alle, namentlich für die Alten — das alles sind Symptome des Aussterbens. Ganz allmählich ist das Volk in diese Lage gekommen, so daß es selbst das Grauenhafte nicht sieht und nicht darüber klagt, und darum glauben auch wir, daß es so natürlich sei, daß es nicht anders sein könne.

Jetzt war es Nechljudow so klar wie der Tag, daß die Hauptursache des Volkselends, die das Volk selbst immer erkannt und hervorgehoben hatte, darin bestand, daß ihm das Land, von dem es sich einzig ernährte, durch die Grundbesitzer vorenthalten wurde. Es lag auf der Hand, daß die Kinder und die alten Leute starben, weil keine Milch da war, um sie zu ernähren, an Milch aber mangelte es, weil kein Land da war, um das Vieh zu weiden und genügend Getreide und Heu zu ernten. Es lag auf der Hand, daß die Hauptursache des Volkselends darin bestand, daß der Grund und Boden sich nicht in seinen Händen, sondern in denen von Leuten befand, die, ohne selbst den Boden zu bearbeiten, von der Arbeit des Volkes lebten. Das Land, das das Volk so notwendig braucht, daß es aus Mangel daran zugrunde geht, wird von ihm bearbeitet, damit das Getreide ins Ausland verkauft werden kann, und damit die Besitzer des Landes sich für den Ertrag allerhand Luxusgegenstände kaufen können. Das alles, glaubte Nechljudow, war ihm jetzt ganz

klar, wie es ihm klar war, daß die in einer Hürde eingeschlossenen Pferde, sobald sie alles Gras unter ihren Füßen abgeweidet haben, mager sein und vor Hunger sterben müssen, wenn ihnen nicht neues Weideland geboten wird, auf dem sie Futter finden können.

Das durfte nicht sein — es mußten Mittel gefunden werden, daß es anders werde. Er wenigstens wollte daran keinen Anteil mehr haben.

„Ich werde diese Mittel unbedingt finden,“ dachte er, während er in der Gartenallee auf und ab ging.

In den ökonomischen Gesellschaften, in den staatlichen Kommissionen, in den Zeitungen wird ein langes und breites von den Ursachen der Volksarmut und von den Mitteln zu ihrer Beseitigung geredet — nur nicht von dem einzigen sicheren Mittel, diese Ursachen zu beseitigen, daß nämlich dem Volke das ihm vorenthaltene und ihm so notwendige Land gegeben werde. Und er erinnerte sich lebhaft der Lehre des Henry George und der Begeisterung, die er einstmals selbst für diese Lehre gehegt, und er wunderte sich, daß er das alles habe vergessen können.

„Der Grund und Boden kann nicht Gegenstand des Eigentums, nicht Gegenstand des Kaufs und Verkaufs sein, so wenig wie Wasser, Luft und Sonnenschein. Alle haben das gleiche Recht auf den Grund und Boden und auf alle Vorteile, die er dem Menschen bietet.“

Und er begriff nun, warum er dort, in Kusminskoje, als er das Land an die Bauern verpach-

tete, ein Gefühl der Beschämung nicht loswerden konnte. Er war in einem Selbstbetrug befangen gewesen: er wußte, daß der Mensch ein Recht auf den Grund und Boden nicht habe, er hatte selbst einmal diese Ansicht öffentlich vertreten, und doch hatte er jetzt dieses Recht für sich in Anspruch genommen, hatte den Bauern einen Teil von dem schenken wollen, worauf er selbst gar kein Recht besaß. Das durfte er nun nicht mehr wiederholen — und auch in Kusminskoje mußte er später eine Änderung treffen. Und er entwarf im Geiste ein Projekt, das darauf hinauslief, den Bauern das Land gegen eine Rente zu verpachten, die aber Eigentum der Bauern bleiben sollte, so zwar, daß sie das Geld wohl zahlten, jedoch für die Steuern und die Gemeindebedürfnisse verwandten. Das war noch nicht die „single tax“ des Henry George, aber es war doch unter den bestehenden Umständen die möglichst größte Annäherung an sie. Die Hauptsache war, daß er bei einer solchen Ordnung der Angelegenheit auf die Ausübung seines Eigentümerrechtes an dem Lande verzichtete.

Als er das Haus betrat, lud ihn der Verwalter mit einem ganz besonders freundlichen Lächeln zum Mittagessen ein, wobei er im vorhinein um Entschuldigung bat, falls eins der von seiner Frau mit Hilfe des Mädchens mit den Daunenohrringen zubereiteten Gerichte vielleicht angebrannt oder sonst nicht ganz geraten sein sollte.

Der Tisch war mit einem Tischtuch aus ungebleichtem Leinen bedeckt, ein gesticktes Handtuch diente als Serviette, und auf dem Tische stand

eine Porzellanterrine mit abgeschlagenen Griffen, in der sich eine Kartoffelsuppe befand, sowie ein Teller mit eben jenem Hahn, der mit seinen schwarzen Füßen an der bunten Schürze des Mädchens herumgekrabbelt war und jetzt, in kleine, stellenweise noch mit Haaren bedeckte Stücke zerlegt, das Hauptgericht der Mahlzeit bildete. Nach der Suppe folgte eben dieser Hahn mit den angebrannten Haaren, und dann kamen Quarkkuchen, die mit überreichlich viel Butter und Zucker zubereitet waren. So wenig schmackhaft das auch alles war, Nechljudow aß es, ohne darauf zu achten, was er aß, so sehr war er von seiner Idee in Anspruch genommen, die mit einem Mal jenes Gefühl schmerzlicher Wehmut verscheucht hatte, mit dem er aus dem Dorfe zurückgekehrt war.

Die Frau des Verwalters guckte zur Tür herein, während das Mädchen mit dem Daunenschmuck in den Ohren ganz ängstlich das Essen auftrug und der Verwalter, auf die Kochkünste seiner Gattin nicht wenig stolz, immer freudiger und freudiger lächelte.

Nach dem Mittagessen forderte Nechljudow den Verwalter auf, sich mit ihm zusammzusetzen und sein Projekt zu prüfen. Er hatte das Bedürfnis, das, was ihn beschäftigte, mit irgend jemandem durchzusprechen, und er legte dem Verwalter den ganzen Plan der Übergabe des Landes an die Bauern ausführlich dar und erbat gleichzeitig seine Meinung über das Projekt.

Der Verwalter lächelte und tat so, als habe er denselben Gedanken schon längst gehabt, und

als sei er sehr erfreut über das, was er vernommen. In Wirklichkeit jedoch hatte er nichts von der ganzen Sache begriffen, nicht etwa, weil Nechljudow sich unklar ausgedrückt hätte, sondern weil sich aus diesem Projekt ergab, daß Nechljudow seinen eigenen Vorteil um fremden Vorteils willen opfern wollte, während der Verwalter es als unumstößliche Wahrheit ansah, daß jeder Mensch nur seinen eigenen Vorteil, sei es auch auf Kosten anderer, sucht. Diese Überzeugung wurzelte so fest in ihm, daß er irgendetwas in Nechljudows Ausführungen nicht verstanden zu haben meinte, als dieser sagte, das ganze Einkommen vom Grund und Boden solle wieder dem gemeinsamen Kapital der Bauern zufließen.

„Ganz recht, ich verstehe. Sie wollen also die Zinsen dieses Kapitals beziehen?“ sagte er, übers ganze Gesicht strahlend.

„Keineswegs! Verstehen Sie mich doch recht: ich will das Land ganz unentgeltlich weggeben.“

„Sie wollen also davon gar keine Einkünfte mehr haben?“ fragte der Verwalter, und das Lächeln verschwand von seinem Gesichte.

„Nein, ich verzichte auf alles.“

Der Verwalter stieß einen schweren Seufzer aus, begann aber dann sogleich wieder zu lächeln. Jetzt hatte er die Sache begriffen. Er hatte begriffen, daß Nechljudow nicht ganz klar bei Verstande sei, und er begann sogleich in dem Projekt Nechljudows, der auf sein Land ganz und gar verzichten wollte, einen Punkt zu suchen, an dem vielleicht sein eigener Vorteil wieder einsetzen könnte. Jedenfalls suchte er sich das Projekt so zurechtzulegen, daß er bei

der Abgabe des Grund und Bodens an die Bauern nicht zu kurz kam.

Als er begriffen hatte, daß auch dies nicht möglich war, wurde er böse, interessierte sich nicht weiter für das Projekt und fuhr nur noch seinem Herrn zuliebe fort zu lächeln. Da Nechljudow sah, daß der Verwalter ihn nicht verstand, entließ er ihn und setzte sich allein an den zerschnittenen und mit Tinte begossenen Tisch, um sein Projekt zu Papier zu bringen.

Die Sonne war bereits hinter die mit jungem Grün bedeckten Linden gesunken, und die Mücken kamen in Schwärmen ins Zimmer und stachen Nechljudow. Eben hatte er seine Niederschrift beendet, als vom Dorfe her das Brüllen der Herden, das Knarren der Tore, die dem heimkehrenden Vieh geöffnet wurden, und die Reden der zu der Versammlung bestellten Bauern sich vernehmen ließen. Nechljudow sagte dem Verwalter, es sei nicht nötig, daß die Bauern ins Kontor gerufen würden, er würde selbst ins Dorf kommen, nach dem Hofe, auf dem sie sich versammeln würden. Er trank in Eile ein Glas Tee, das der Verwalter ihm anbot, und begab sich nach dem Dorfe.

7.

Lautes Stimmengewirr ertönte über der Versammlung im Hofe des Dorfältesten, als jedoch Nechljudow näher kam, verstummten die Gespräche, und die Bauern nahmen, ebenso wie in Kusminskoje,

einer nach dem andern die Mützen ab. Die Bauern dieser Gegend waren weit ärmer als die von Kusminskoje; wie die Mädchen und Frauen Daunen statt der Ohrringe trugen, so waren die Männer fast alle in Bastschuhen und selbstgefertigten Hemden und Röcken. Einige waren barfuß, im bloßen Hemd über den Hosen, so wie sie von der Arbeit gekommen waren.

Nechljudow begann nicht ohne Mühe seine Rede und erklärte den Bauern zunächst seine Absicht, ihnen das Land ganz zu überlassen. Die Bauern schwiegen, im Ausdruck ihrer Gesichter ging keine Veränderung vor sich.

„Ich bin nämlich der Meinung,“ sprach Nechljudow errötend, „daß jeder das Recht haben solle, den Boden zu benutzen.“

„Ganz natürlich, so muß es sein und nicht anders,“ ließen sich die Stimmen der Bauern vernehmen.

Nechljudow fuhr fort, darüber zu sprechen, wie die Einnahmen vom Grund und Boden unter alle verteilt werden müßten. Er schlage ihnen vor, sie sollten das Land nehmen und dafür einen Preis zahlen, den sie selbst bestimmten, und zwar sollte der Betrag, den sie zahlten, in ihre eigene, gemeinsame Kasse fließen, die sie für sich verwenden würden. Immer noch hörte man Worte der Billigung und Zustimmung, aber die ernsten Gesichter wurden immer ernster und ernster, und die Augen, die vorher auf den Herrn gerichtet gewesen waren, senkten sich nun zur Erde, als wollten sie ihn nicht beschämen, nachdem sein pfiffiger Plan von allen

durchschaut war, so daß niemand sich von ihm täuschen lassen würde.

Nechljudow sprach ziemlich klar, und die Bauern waren durchaus verständige Leute; aber sie vermochten ihn aus demselben Grunde nicht zu verstehen, aus dem auch der Verwalter ihn nicht hatte verstehen können. Sie waren unerschütterlich fest davon überzeugt, daß es einmal im Wesen jedes Menschen liege, nur seinen eigenen Vorteil im Auge zu haben. Was die Gutsbesitzer anbetrifft, so hatte die Erfahrung sie längst, seit vielen Generationen, gelehrt, daß sie stets dem Bauern gegenüber nur auf ihren Vorteil bedacht waren. Wenn daher der Gutsbesitzer sie zusammenrief, um ihnen etwas Neues vorzuschlagen, so geschah es ganz gewiß nur, um sie noch pfiffiger zu betrügen.

„Nun, wie steht es also, wie hoch soll der Betrag sein, mit dem ihr den Boden besteuert?“ fragte Nechljudow.

„Was brauchen wir ihn denn zu besteuern? Das können wir nicht. Das Land gehört Ihnen, und Ihnen gehört die Macht,“ antwortete man ihm aus der Versammlung.

„Aber ihr sollt doch Geld für eure Gemeindebedürfnisse verwenden!“

„Das können wir nicht. Die Gemeinde ist eine Sache für sich, und das hier ist wieder eine Sache für sich.“

„So begreift doch,“ sagte lächelnd der Verwalter, der nach Nechljudow zur Versammlung gekommen war, indem er den Bauern die Sache klarzumachen suchte — „der Fürst gibt euch das Land,

und ihr bezahlt dafür Geld, dieses Geld aber fließt wieder eurem Kapital zu, für die Gemeinde.“

„Wir verstehen sehr gut,“ sagte ein zahnloser, finster blickender Greis, ohne die Augen zu erheben. „Die Sache ist wie bei der Bank, nur daß wir eben pünktlich zum Termin zahlen müssen. Wir wünschen das nicht, weil es uns so schon schwer genug ist, und weil wir dann ganz zugrunde gehen würden.“

„Die Sache hat keinen Zweck. Wir bleiben schon lieber beim alten,“ ließen sich unzufriedene und sogar grob klingende Stimmen vernehmen. Ganz besonders lebhaft äußerte sich ihr Widerspruch, als Nechljudow sagte, er würde einen Vertrag aufsetzen, den er und auch sie unterschreiben müßten.

„Wozu unterschreiben? Wie wir bis jetzt gearbeitet haben, so werden wir weiter arbeiten. Was soll uns das noch? Wir sind unwissende Leute.“

„Wir sind nicht einverstanden, weil die Sache uns ungewohnt ist . . . Laß es nur so weiterbleiben, wie es bisher gewesen ist . . . Wenn nur das Saatkorn abgeschafft würde,“ ließen sich einzelne Stimmen vernehmen.

Die Bitte betreffs des Saatkorns bezog sich auf die in Halbpacht gegebenen Felder, für deren Bestellung bisher die Bauern das Saatgut geliefert hatten, während sie wünschten, daß es von der Herrschaft geliefert würde.

„Ihr wollt also nichts von der Sache wissen, wollt das Land nicht haben?“ fragte Nechljudow. Er richtete die Frage an einen jüngeren Bauern mit strahlendem Gesichte, der barfuß, im zerrissenen Rock, dastand und seine zerfetzte Mütze auffallend

gerade, wie die Soldaten, wenn sie auf Kommando ihre Mützen abnehmen, auf dem gebogenen linken Arm hielt.

„Nein,“ versetzte der Bauer.

„Ihr habt also Land genug?“ fragte Nechljudow.

„Durchaus nicht,“ antwortete der gediente Soldat mit erzwungener Munterkeit, während er immer noch die zerfetzte Mütze vor sich hielt, als biete er sie jemandem an, der sich ihrer zu bedienen wünschte.

„Nun, überlegt jedenfalls, was ich euch gesagt habe,“ sagte Nechljudow, der ganz verwundert war, und wiederholte seinen Vorschlag.

„Da gibt es nichts zu überlegen: was wir gesagt haben, dabei bleibt es,“ sprach der zahnlose, finstere Alte in grimmigem Tone.

„Ich bleibe morgen noch hier — wenn ihr euch eines andern besinnt, dann schickt zu mir und laßt es mich wissen.“

Die Bauern antworteten nicht.

Ohne etwas erreicht zu haben, begab sich Nechljudow ins Kontor zurück.

„Ich möchte Ihnen vermelden, Fürst,“ sagte der Verwalter, als sie nach Hause zurückgekehrt waren, „daß Sie mit ihnen nicht ins reine kommen werden; es ist ein starrsinniges Volk. Sobald sie erst auf der Versammlung sind, werden sie ganz trotzig und sind nicht zur Vernunft zu bringen, weil sie nämlich überall etwas Schlimmes wittern und sich fürchten. Sonst sind sie ganz vernünftige Leute, dieser Graukopf zum Beispiel, oder der Schwarze, der nicht einverstanden war. Sobald er

ins Kontor kommt und man ihm ein Glas Tee vorsetzt,“ sprach der Verwalter lächelnd — „wundert man sich, wie viel Verstand er im Gespräch zeigt. Wie ein Minister — über alles hat er sein Urteil, wie es sich gehört. Und kommt er in die Versammlung, dann ist er ein ganz anderer Mensch, verrennt sich in eine Sache und läßt sich nichts sagen . . .“

„Könnte man dann nicht ein paar von den Vernünftigsten hier zusammenrufen, nur einige?“ meinte Nechljudow. „Ich würde ihnen alles ausführlich auseinandersetzen.“

„Gewiß, das läßt sich machen,“ sagte der Verwalter lächelnd.

„Tun Sie es, bitte, zu morgen vielleicht!“

„Läßt sich alles machen, zu morgen ruf' ich sie zusammen,“ sagte der Verwalter und lächelte ganz besonders vergnügt.

„Seh' doch einer, wie pfiffig der ist!“ sprach ein dunkelhaariger Bauer mit einem struppigen, nie gekämmten Vollbart, der auf einer wohlgenährten Stute ritt, zu einem alten, hägeren Bauern im zer-rissenen Rocke, der neben ihm herritt und die klirrenden eisernen Spannketten nachschleifte.

Die Bauern wollten ihre Pferde in die Nachthürden bringen und sie nebenbei heimlich im herrschaftlichen Walde weiden lassen.

„Ich geb' euch das Land umsonst, nur unterschreiben müßt ihr. Als ob sie unsereinen nicht schon genug betrogen hätten! Nein, Bruder, da hast du falsch gerechnet, jetzt sind wir auch schon hell

geworden,“ sagte er und rief sein Hengstfüllen, das irgendwohin zur Seite gelaufen war.

„Pferdchen, Pferdchen!“ rief er, während er Halt machte und zurückschaute. Doch das Füllen war nicht zurückgeblieben, sondern seitwärts auf die Wiesen gelaufen.

„Nun seh' einer, die herrschaftlichen Wiesen locken ihn!“ sagte der schwarze Bauer mit dem struppigen Barte, als er das Rauschen des Ampfers hörte, durch den das zurückgebliebene Füllen soeben wiehernd von den duftigen, einen frischen Moorgeruch aushauchenden Wiesen dahergesprenzt kam.

„Die Wiesen werden schon zu dicht, hörst du? Wir müssen am Feiertag die Weiber hinausschicken, damit sie die Pachtwiesen durchlichten,“ sagte der hagere Bauer in dem zerrissenen Rocke — „sonst brechen uns beim Mähen die Sensen entzwei.“

„Unterschreib, sagt er,“ fuhr der struppige Bauer fort, dem die Rede des Herrn noch immer nicht aus dem Kopfe ging. „Hast du erst unterschrieben, dann verschluckt er dich bei lebendigem Leibe.“

„Ja, so ist's,“ versetzte der Alte.

Dann sprachen sie nicht mehr. Nur der Hufschlag der Pferde ließ sich auf dem harten Wege vernehmen.

8.

Als Nechljudow das Haus betrat, fand er in dem Kontor, das in ein Schlafzimmer für ihn umgewandelt worden war, ein hohes Bett mit Daunen-

kissen und einer dunkelroten, zweischläfrigen, kunstvoll mit Figuren bestickten steifseidenen Bettdecke, die offenbar einmal zur Aussteuer der Verwalterfrau gehört hatte. Der Verwalter bot Nechljudow den Rest vom Mittagessen als Abendbrot an, dieser lehnte jedoch dankend ab. Der Verwalter entschuldigte sich wegen der kargen Bewirtung und mangelhaften Quartiereinrichtung, wünschte Nechljudow eine gute Nacht und ging.

Die Weigerung der Bauern, auf seinen Vorschlag einzugehen, brachte Nechljudow durchaus nicht aus der Fassung. Im Gegenteil — obschon man dort, in Kusminskoje, seinen Vorschlag angenommen und ihm sogar gedankt hatte, hier aber ihm Mißtrauen und selbst Feindseligkeit entgegenbrachte, war er doch in durchaus ruhiger, freudiger Stimmung. Im Kontor war es schwül und unsauber. Nechljudow begab sich in den Hof und wollte in den Garten gehen, doch gedachte er jener Nacht vor zehn Jahren, des Fensters der Mädchenstube, des hinteren Flurs — und es war ihm peinlich, an diesem durch so frevelhafte Erinnerungen entweihten Orte umherzugehen. Er setzte sich auf die Treppe, und während er den die warme Luft durchziehenden kräftigen Duft des jungen Birkenlaubes einatmete, blickte er lange nach dem sich in immer tieferes Dunkel hüllenden Garten und horchte auf die Mühle, auf die Nachtigallen und noch irgend einen andern Vogel, der im Gebüsch neben der Treppe sein monotones Pfeifen ertönen ließ. In der Wohnung des Verwalters wurde das Licht ausgelöscht; im Osten, hinter der Scheune, ging mit silbernem Schein hell leuch-

tend der Mond auf, greller und greller zuckte das Wetterleuchten über dem dicht verwachsenen, blühenden Garten und dem verfallenen Hause, in der Ferne rollte der Donner, und ein Drittel des Himmels war von schwarzem Gewölk bedeckt. Die Nachtigallen und die andern Vögel verstummten. Durch das Rauschen des Wassers an der Mühle ließ sich das Schnattern der Gänse vernehmen, dann begannen im Dorfe und auf dem Hofe des Verwalters die Hähne zu krähen, die in schwülen Gewitternächten früher als sonst zu krähen pflegen. Es gibt ein Sprichwort, daß das frühe Krähen der Hähne eine fröhliche Nacht ankündigt. Für Nechljudow war diese Nacht mehr als fröhlich: es war für ihn eine freudige, glückliche Nacht. In seiner Vorstellung lebten die Eindrücke jenes glücklichen Sommers wieder auf, den er hier als ein unschuldiger Jüngling verbracht hatte, und er fühlte sich jetzt wieder ganz so, wie er nicht nur damals, sondern überhaupt in allen guten Augenblicken seines Lebens gewesen war. Er fühlte sich — nicht nur in der Erinnerung, sondern in der Wirklichkeit — ganz so, wie er damals gewesen war, als er, ein vierzehnjähriger Knabe, inbrünstig gebetet hatte, daß Gott ihm die Wahrheit offenbaren möchte, als er, noch ein Kind, weinend auf dem Schoße der Mutter gesessen, von ihr Abschied genommen und ihr versprochen hatte, stets gut zu sein und sie nie zu betrüben; er fühlte sich so, wie er gewesen, als er und Nikolenjka Irtenjew den Entschluß faßten, einander stets zu helfen, ein gutes Leben zu führen und alle Menschen nach Möglichkeit glücklich zu machen.

Er erinnerte sich jetzt, wie in Kusminskoje die Versuchung an ihn herangetreten war, und wie es ihm plötzlich leid getan hatte, das Haus und den Wald, die Wirtschaft und das Land aufzugeben, und er fragte sich, ob es ihm jetzt noch leid tue. Und es erschien ihm höchst seltsam, daß es ihm überhaupt hatte leid tun können. Er erinnerte sich alles dessen, was er heute gesehen: der Frau mit den Kindern, deren Mann im Gefängnis saß, weil er zwei Birken in seinem, Nechljudows, Walde gefällt hatte, und der entsetzlichen Matrona, die da glaubte, oder wenigstens zu glauben vorgab, daß die Mädchen ihres Standes sich zu Geliebten der Herren hergeben müßten; er erinnerte sich ihrer Aeüßerungen über die neugeborenen Kinder und der Art, wie diese nach dem Findelhause gebracht wurden, erinnerte sich des unglücklichen, greisenhaften, ewig lächelnden, aus Nahrungsmangel sterbenden Kindes in dem Flickenhäubchen und der schwachen, schwangeren Frau, die man für ihn, Nechljudow, arbeiten ließ, weil sie, von der Arbeit erschöpft, ihre hungrige Kuh nicht hatte von der Wiese zurückhalten können.

Der helle, fast volle Mond stieg über der Scheune empor, schwarze Schatten legten sich über den Hof, und das Eisenblech auf dem Dache des baufälligen Hauses glänzte im Mondschein. Und als wollte sie die günstige Gelegenheit, da es hell geworden, benutzen, begann die Nachtigall im Garten, die für ein Weilchen verstummt war, laut zu flöten und zu trillern.

Nechljudow erinnerte sich, wie er in Kusmin-

skoje begonnen hatte, über sein Leben nachzudenken und die Frage, was er nun weiter tun solle, nebst all ihren Unterfragen zu entscheiden. Er erinnerte sich, wie er sich in diese Fragen verwickelt hatte und sie nicht zu entscheiden vermochte — so viele Erwägungen hatte jede einzelne von ihnen notwendig gemacht. Er legte sich jetzt wieder diese Fragen vor und wunderte sich, wie einfach alles war. Es war einfach, weil er jetzt nicht daran dachte, was aus ihm werden würde, weil ihn dies jetzt gar nicht mehr interessierte, sondern weil er nur daran dachte, was er zu tun habe. Und wie seltsam: was für ihn selbst notwendig war, konnte er auf keine Weise entscheiden, was er dagegen tun müsse um der andern willen, darüber war er keinen Augenblick im Zweifel. Er war jetzt nicht mehr darüber im Zweifel, daß er den Bauern das Land übergeben müsse. Er war nicht im Zweifel, daß er Katjuscha nicht verlassen dürfe, daß er ihr helfen und zu allem bereit sein müsse, um seine Schuld ihr gegenüber wieder gut zu machen. Er war nicht im Zweifel, daß er dieses ganze Gebiet des Gerichts- und Strafwesens, in dem er, wie er deutlich fühlte, etwas ganz anderes sah als alle andern Leute, eingehend studieren und sich darüber klar werden müsse. Was bei alledem herauskommen würde, wußte er nicht — dagegen wußte er unzweifelhaft, daß er das Erste so gut wie das Zweite und Dritte unbedingt tun müsse. Und diese feste Ueberzeugung stimmte ihn so freudig.

Das schwarze Gewölk war näher und näher gerückt, und man sah nicht nur ein bloßes Wetterleuch-

ten, sondern jähe Blitze, die den ganzen Hof und das zerfallene Haus mit der zerbrochenen Vortreppe beleuchteten, und hörte den Donner, der sich schon über dem Kopfe vernehmen ließ. Alle Vögel waren verstummt — dafür begannen die Blätter zu rauschen, und der Wind kam bis an die Treppe, auf der Nechljudow saß, und bewegte sein Haar. Ein Tropfen fiel nieder, dann ein zweiter, auf den breiten Blättern der Kletten und auf dem eisernen Dache begann es zu trommeln, und die ganze Luft flammte hell auf; alles ward still, und Nechljudow hatte noch nicht Zeit gehabt, bis drei zu zählen, als gerade über seinem Kopfe ein furchtbares Krachen erdröhnte und am Himmel weiterrollte.

Nechljudow trat ins Haus.

„Ja, ja,“ dachte er — „das Werk, das durch unser Leben gewirkt wird, dieses ganze Werk, der ganze Sinn dieses Werkes ist unbegreiflich und kann von mir nicht begriffen werden: warum haben die Tanten gelebt, warum ist Nikolenjka Irtenjew gestorben, und warum lebe ich? Warum war Katjuscha da? Und meine wahnsinnige Tat, mein ganzes wüstes Leben, das darauf folgte — alles das zu verstehen, das ganze Werk des Herrn zu begreifen, steht nicht in meiner Macht. Doch Seinen Willen zu tun, der in meinem Gewissen geschrieben steht — das liegt in meiner Macht, so viel weiß ich sicher! Und wenn ich ihn tue, bin ich zweifellos ruhig.“

Der Regen goß bereits in Strömen herab und floß rieselnd vom Dache in die Wassertonnen. Der Blitz erleuchtete schon seltener den Hof und das Haus. Nechljudow kehrte in das Zimmer zurück,

zog sich aus und legte sich in das Bett, nicht ohne eine geheime Angst vor den Wanzen, deren Anwesenheit die von den Wänden losgerissenen, schmutzigen Tapeten vermuten ließen.

„Nein — nicht als Herr, sondern als Diener soll man sich fühlen,“ dachte er, und er freute sich über diesen Gedanken.

Seine Befürchtungen betreffs der Wanzen erwiesen sich als sehr berechtigt: kaum hatte er das Licht ausgelöscht, als die Insekten sich gleich über ihn hermachten und ihm ganz fürchterlich zusetzten.

„Das Land abgeben, nach Sibirien fahren... Flöhe, Wanzen, Unsauberkeit... nun, wenn es schon ertragen werden muß, dann will ich's eben tragen.“ Er war jedoch beim besten Willen nicht im Stande, es zu ertragen, und so setzte er sich an das offene Fenster und beobachtete still das abziehende Gewölk und den Mond, der wieder am Himmel erschienen war.

9.

Erst gegen Morgen schlief Nechljudow ein und wachte darum am folgenden Tage spät auf.

Gegen Mittag kamen sieben erwählte Bauern, die der Verwalter eingeladen hatte, unter die Apfelbäume im Obstgarten, wo der Verwalter auf Pfählen, die in die Erde gerammt waren, einen kleinen Tisch samt Bänken hergerichtet hatte. Eine ganze Weile mußte den Bauern zugeredet werden, daß sie ihre Mützen aufsetzen und auf den Bänken Platz nehmen möchten.

Der gediente Soldat, der heute saubere Fußlappen und Bastschuhe trug, hielt seine zerrissene Mütze ganz besonders trotzig vor sich, in der Art, wie sie die Soldaten bei einer Beerdigung tragen. Einer von den Erschienenen, ein breitschultriger Greis von ehrwürdigem Aussehen, dessen halbergrauter Bart wie bei dem Moses des Michelangelo in Lockenwickeln herabhing, und dessen sonnenverbrannte braune Stirn dichtes graues, geringeltes Haar umgab, setzte schließlich seine große Mütze auf, schlug die Schöße seines neuen, im Hause gefertigten Rockes über einander und nahm auf einer der Bänke Platz, worauf auch die übrigen seinem Beispiel folgten.

Als alle saßen, nahm Nechljudow ihnen gegenüber Platz, neigte, auf den Ellenbogen gestützt, sich über den auf dem Tische ausgebreiteten Bogen Papier, auf dem er am Tage vorher sein Projekt niedergeschrieben hatte, und begann letzteres zu erläutern.

Ob es nun daran lag, daß diesmal weniger Bauern anwesend waren, oder daran, daß Nechljudow gar nicht an sich, sondern nur an sein Werk dachte — jedenfalls fühlte er diesmal nicht die geringste Befangenheit. Unwillkürlich wandte er sich mit seinen Ausführungen vorwiegend an den breitschultrigen Greis mit dem Mosesbarte und erwartete von ihm die Billigung oder Verwerfung seiner Gedanken. Die Vorstellung jedoch, die Nechljudow sich von dem Alten machte, war eine irrtümliche. Der stattliche Greis nickte zwar beifällig mit dem schönen Patriarchenkopfe oder schüttelte ihn

finster, je nach dem die andern zustimmten oder widersprachen, doch machte es ihm offenbar große Mühe, den Ausführungen Nechljudows zu folgen, und er begriff die vorgetragenen Gedanken immer erst dann, wenn die andern Bauern sie in ihrer Sprache wiedergegeben hatten. Weit leichter verstand ein kleiner, einäugiger, ältlicher Bauer, der neben dem patriarchalisch aussehenden Alten saß, die Worte Nechljudows. Er hatte ein fast bartloses Gesicht, trug einen geflickten Nankingrock und alte, schiefgetretene Stiefel und war, wie Nechljudow nachträglich erfuhr, ein Ofensetzer. Dieser Mann, der beständig die Augenbrauen rasch auf und ab bewegte, war offensichtlich bemüht, das, was er hörte, zu verstehen, und gab sogleich auf seine Art wieder, was Nechljudow gesagt hatte. Ebenso leicht begriff auch ein untersetzter Alter von kleiner Statur, mit weißem Barte und glänzenden, klugen Augen, der jede Gelegenheit benutzte, um zu Nechljudows Worten scherzhaft oder ironische Bemerkungen zu machen, auf die er sich augenscheinlich etwas zugute tat. Am ernstesten faßte ein in tiefem Baß sprechender, langnäsiger großer Mensch mit kleinem Kinnbärtchen, der saubere, im Hause gefertigte Kleider und neue Bastschuhe trug, die ganze Sache auf. Dieser Mann verstand alles und sprach immer nur dann, wenn es nötig war. Die übrigen beiden Alten — der Zahnlose, der bei der gestrigen Versammlung alle Vorschläge Nechljudows rundweg abgelehnt hatte, und ein großer, weißhaariger lahmer Greis mit gutmütigem Gesicht, dessen mit weißen Fußlappen umwickelte magere Füße in Halbstiefeln

steckten — saßen da und hörten mit Aufmerksamkeit zu, verhielten sich jedoch fast die ganze Zeit über schweigend.

Nechljudow äußerte zunächst seine Ansicht über das Eigentum am Grund und Boden.

„Die Erde,“ sagte er — „darf man nach meiner Meinung weder verkaufen noch kaufen, da nämlich, wenn man sie verkauft, diejenigen, die Geld haben, sie ganz ankaufen und von denjenigen, die davon nichts kaufen können, für das Recht, sie zu benutzen, so viel nehmen werden, wie ihnen nur beliebt. Schon dafür, daß man auf der Erde stehen darf, werden sie Geld nehmen,“ fügte er, sich eines Spencerschen Arguments bedienend, hinzu.

„Das einzige Mittel dagegen wird sein, daß man sich Flügel anbindet und fliegt,“ sagte der ironische Bauer mit den glänzenden Augen und dem weißen Barte.

„So ist's,“ sprach der Langnäsige im tiefen Baß.

„Ganz recht,“ sagte der ehemalige Soldat.

„Wenn ein altes Weib ein bißchen Gras für die Kuh abpflückt und dabei gefaßt wird, heißt es gleich: ins Loch!“ sagte der gutmütige Lahme.

„Unser eignes Land liegt fünf Werst weit vom Dorfe, und pachten können wir nichts, weil die Preise so hoch sind, daß wir es nicht erschwingen,“ versetzte der zahnlose, jähzornige Alte.

„Ich bin ganz eurer Meinung,“ sagte Nechljudow, „und darum will ich euch das Land auch abgeben.“

„Ganz gut, gewiß,“ sprach der Greis mit dem

lockigen Barte, offenbar in der Meinung, daß Nechljudow das Land verpachten wolle.

„Zu dem Zweck bin ich hergekommen: ich will kein Land mehr besitzen, doch muß überlegt werden, wie es anzufangen ist, daß ich es los werde.“

„Gib es doch den Bauern, dann bist du es los,“ sagte der Zahnlose.

Nechljudow war im ersten Augenblick durch seine Bemerkung verwirrt — er hörte aus den Worten einen Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Absichten heraus. Er faßte sich jedoch sogleich und knüpfte an die Worte des Zahnlosen an, um das auszusprechen, was er selbst zu sagen hatte.

„Gern will ich's ihnen geben,“ sagte er — „aber wem, und wie? Welchen Bauern? Warum gerade eurer Gemeinde und nicht der von Deminskoje?“

Deminskoje war ein Nachbardorf, dessen Bauern nur sehr wenig Land besaßen. Alle schwiegen, nur der gediente Soldat meinte: „Ganz recht!“

„Nun denn,“ sprach Nechljudow — „sagt mir einmal: wenn das Land an die Bauern verteilt werden sollte, wie würdet ihr es machen?“

„Wie wir es machen würden? Wir würden es nach der Seelenzahl unter alle zu gleichen Teilen verteilen,“ sagte der Ofensetzer, während er die Augenbrauen rasch hob und senkte.

„Wie denn sonst? Nach der Seelenzahl würden wir es verteilen,“ sagte der gutmütige Lahme mit den weißen Fußblappen bekräftigend.

Alle bestätigten diese Entscheidung, die ihnen einzuleuchten schien.

„So — also nach der Seelenzahl,“ versetzte Nech-

judow. „Und das Hofgesinde würde auch seinen Teil abbekommen?“

„Durchaus nicht,“ sagte der gediente Soldat, während er sich bemühte, seinem Gesichte den Ausdruck munterer Lustigkeit zu geben.

Der bedächtige, hochgewachsene Bauer pflichtete ihm jedoch nicht bei. „Wenn man schon teilt, dann müssen alle zu gleichen Teilen bedacht werden,“ sprach er, nachdem er ein Weilchen nachgedacht hatte, in seinem tiefen Baß.

„Das wird nicht gehen,“ sagte Nechljudow, der seine Erwiderung auch auf diesen Einwand schon bereit hielt. „Wenn das Land unter alle zu gleichen Teilen verteilt wird, dann werden diejenigen, die selbst nicht arbeiten, nicht ackern, ihre Anteile nehmen und an die Reichen verkaufen. Und so wird sich das Land wieder bei den Reichen ansammeln. Bei denjenigen aber, die auf ihren Anteilen sitzen, werden neue Seelen hinzugeboren — und das Land ist schon vergriffen! Wieder werden die Reichen diejenigen in ihre Hand bekommen, die Bedarf nach Land haben.“

„Ganz recht,“ bestätigte eilig der Soldat.

„Dann muß eben verboten werden, daß sie das Land verkaufen — nur wer selbst ackert, darf welches haben,“ sagte der Ofensetzer, den Soldaten ärgerlich unterbrechend.

Darauf erwiderte Nechljudow, daß man es nicht voraussehen könne, ob jemand für sich oder für einen andern den Acker pflügt.

Der hochgewachsene, bedächtige Bauer schlug nun vor, es so einzurichten, daß alle eine Genossen-

schaft bilden sollten, und von dieser aus sollte dann der Acker bestellt werden. „Wer pflügt, der bekommt seinen Anteil, und wer nicht pflügt, bekommt nichts,“ meinte er in seinem bestimmt klingenden Baßton.

Ach gegen dieses kommunistische Projekt hatte Nechljudow seine Argumente bereit. Er meinte, wenn die Sache so, wie vorgeschlagen, gemacht werden sollte, dann müßte jeder einzelne einen Pflug besitzen, und alle Pferde müßten gleich gut sein, damit nicht die einen weniger leisteten als die andern; oder es müßte alles — Pferde, und Pflüge, und Dreschmaschinen und die ganze Wirtschaft — gemeinsam sein, und um alles dies so einzurichten, müßten alle einmütig sein und ihre Zustimmung geben.

„Unser Volk wird nie im Leben einmütig sein,“ sagte der brummige Greis.

„Ewig wird es Zank und Streit geben,“ sagte der Alte mit dem weißen Barte und den glänzenden Augen. „Die Weiber werden einander allezeit die Augen auskratzen.“

„Eine weitere wichtige Frage ist dann, wie der Boden nach seiner Güte verteilt werden soll,“ sagte Nechljudow. „Warum sollen die einen fette Schwarzerde, die andern dagegen Lehm und Sand bekommen?“

„Man muß es eben in kleine Parzellen teilen und jedem von jeder Bodensorte etwas geben,“ sagte der Ofensetzer.

Darauf entgegnete Nechljudow, daß es sich, wenn die Sache im großen geordnet werden sollte,

nicht bloß um die Verteilung innerhalb einer einzigen Gemeinde handle, sondern um die Bodenverteilung im allgemeinen, in verschiedenen Gouvernements. „Wenn man den Bauern den Boden umsonst hingibt, warum sollen dann die einen guten und die andern schlechten Boden besitzen? Alle werden natürlich guten Boden haben wollen.“

„Ganz recht,“ sagte der Soldat.

Die andern schwiegen.

„Die Sache ist nicht so einfach, wie es scheint,“ sagte Nechljudow. „Und nicht wir allein denken darüber nach, sondern noch viele andere Leute. Da ist zum Beispiel ein Amerikaner George, der hat sich da etwas zurecht gelegt, und ich stimme ihm bei.“

„Aber du bist doch der Herr, du brauchst es doch nur abzugeben — was kümmert dich alles andere?“ sagte der zornige Alte. „Es ist doch nur dein guter Wille.“

Diese Unterbrechung brachte Nechljudow in einige Verwirrung, doch bemerkte er zu seiner Genugtuung, daß nicht er allein über sie ungehalten war.

„So wart doch, Onkel Semjon, laß ihn erst ausreden!“ sagte der bedachtsame Bauer mit seinem eindringlichen Baß.

Das ermutigte Nechljudow, und er begann ihnen das Henry George'sche Projekt der „single tax“ zu erläutern.

„Die Erde gehört niemandem als Gott allein,“ begann er.

„Ganz recht, so ist's wirklich,“ ließen sich einige Stimmen vernehmen.

„Die ganze Erde, aller Grund und Boden, ist gemeinsam. Alle haben das gleiche Recht darauf. Nun gibt es aber besseren und schlechteren Boden, und jeder will natürlich guten Boden haben. Wie soll man es nun anfangen, um das auszugleichen? Nun denn, eben so, daß, wer guten Boden besitzt, denen, die keinen Boden besitzen, so viel bezahlt, als sein Boden kostet,“ sagte Nechljudow, gleichsam sich selbst Antwort gebend. „Und da es schwer ist, zu bestimmen, was jemand zu zahlen hat, und an wen er es zu zahlen hat, und da doch auch Geld für gemeinsame Zwecke gesammelt werden muß, so ist es am besten, es so einzurichten, daß derjenige, der das Land besitzt, an die Gemeinde für die mannigfachen Zwecke und Bedürfnisse zahlt, was sein Land kostet. So werden alle gleichmäßig befriedigt. Willst du Land in Besitz nehmen, dann mußt du eben zahlen — für gutes Land mehr, für schlechtes weniger. Willst du kein Land besitzen, dann zahlst du auch nichts; die Steuern für die gemeinschaftlichen Bedürfnisse werden statt deiner diejenigen bezahlen, die das Land besitzen.“

„Das ist recht,“ sagte der Ofensetzer, die Brauen bewegend. „Wer besseres Land hat, der mag auch mehr zahlen.“

„Ein kluger Kopf, dieser Schorsch,“ sagte der stattliche Alte mit dem Wickelbart.

„Wenn nur die Steuer der Kraft entspricht,“ sprach im Baßton der Hochgewachsene, der offen-

bar schon eine Ahnung hatte, worauf die Sache hinauslief.

„Die Steuer muß eben so sein, daß sie nicht zu hoch und nicht zu niedrig ist . . . Ist sie zu hoch, dann wird sie nicht bezahlt werden können, und es wird Verluste geben, und ist sie zu niedrig, dann wird jeder vom andern kaufen wollen, sie werden mit dem Grund und Boden Handel treiben. Da heißt es eben die richtige Mitte treffen . . . So also wollte ich es hier bei euch einrichten.“

„Das ist richtig, das ist wahr. Nun denn, man kann es versuchen,“ sagten die Bauern, die den Kern der Sache vollkommen erfaßt hatten und Nechljudows Projekt billigten.

„Nein, ist das ein Kopf, dieser Schorsch — was der sich ausgedacht hat!“ wiederholte der breit-schultrige Alte mit dem Mosesbart.

„Nun, und wenn ich zum Beispiel ein Stück Land nehmen wollte, was dann?“ sagte der Verwalter lächelnd.

„Wenn gerade eine Parzelle frei ist, dann nehmen Sie sie und arbeiten darauf,“ sagte Nechljudow.

„Was brauchst du Land? Du bist ohnedies satt,“ sagte der Alte mit den glänzenden Augen. Damit war die Beratung zu Ende.

Nechljudow wiederholte nochmals seinen Vorschlag, doch verlangte er nicht sogleich eine Antwort, sondern riet den Bauern, die Sache erst mit der Gemeinde zu besprechen und dann zu ihm zu kommen und ihm ihre Entscheidung mitzuteilen.

Die Bauern sagten, sie würden es mit der Gemeinde besprechen und ihm Antwort geben, und

nachdem sie sich verabschiedet hatten, gingen sie in angeregter Stimmung fort. Von der Straße her vernahm man ihr lautes, immer entfernter klingendes Gespräch. Und bis spät in den Abend hinein erschollen ihre Stimmen und klangen den Fluß entlang vom Dorfe herüber.

Am nächsten Tage arbeiteten die Bauern nicht, sondern berieten über den Vorschlag des Herrn. Die Gemeinde teilte sich in zwei Parteien: die eine sah den Vorschlag des Herrn als vorteilhaft und ungefährlich an, die andere erblickte darin einen listigen Betrug, dessen Wesen sie noch nicht erkannte, und den sie darum ganz besonders fürchtete. Am dritten Tage jedoch willigten alle ein, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen, und kamen zu Nechljudow, um ihm den Beschluß der ganzen Gemeinde kundzutun. Auf die Fassung dieses gemeinsamen Beschlusses hatte die Äußerung einer alten Frau Einfluß gehabt, daß nämlich der Herr um seine Seele besorgt und auf deren Rettung bedacht sei. Das hatte den Bauern sogleich eingeleuchtet und jegliche Befürchtung, daß etwa ein Betrug dahinterstecken könnte, beseitigt. Diese Erklärung wurde auch durch die großen Geldbeträge bestätigt, die Nechljudow während seines Aufenthaltes in Panowo verteilt hatte. In Wirklichkeit waren diese Geldspenden darauf zurückzuführen, daß Nechljudow hier zum erstenmal jene tiefe Stufe des Elends und der Verkommenheit kennengelernt hatte, bis zu der der Bauer herabgesunken war. Wohl war er sich bewußt, etwas Unvernünftiges zu tun, doch war er durch dieses Elend so tief

erschüttert, daß er alles in seinem Besitz befindliche Geld — es hatten sich für Waldverkäufe aus früherer Zeit und als Anzahlung auf das in Kusminskoje veräußerte Inventar gerade jetzt größere Summen bei ihm angesammelt — zur Verteilung brachte.

Kaum hatte das Volk in Erfahrung gebracht, daß der Herr denen, die ihn darum baten, Geld gebe, als es auch sogleich in Scharen aus der ganzen Gegend herbeiströmte und seine Hilfe erbat. Die Frauen zumal kamen in großer Anzahl. Er wußte nicht, wie er sich zu den Bittflehenden verhalten, wie er diese ganze Frage entscheiden, wen er bedenken, und wieviel er geben sollte. Er fühlte, daß es nicht anging, denen, die ihn darum baten und der Hilfe offenbar bedurften, nichts von dem Gelde zu geben, das er doch in so großer Menge besaß. Andererseits hatte es wenig Sinn, es unter die zu verteilen, die ihn zufällig darum baten. Das einzige Mittel, aus diesem Dilemma herauszukommen, war, daß er abreiste. Und das tat er denn auch so rasch wie möglich.

Am letzten Tage seines Aufenthalts in Panow ging Nechljudow in das Haus und machte sich dort an die Durchsicht der von den Tanten hinterlassenen Sachen. Als er sie durchsuchte, fand er in der untersten Schublade einer alten, bauchigen Mahagoni-Chiffonnière mit Griffen in Form von Löwenköpfen eine ganze Anzahl von Briefen und dazwischen eine Photographie, die in einer Gruppe Sofia Iwanowna, Maria Iwanowna, ihn selbst als Studenten und Katjuscha als frisches, hübsches, lebensfrohes Mädchen darstellte. Von allen Sachen,

die im Hause waren, nahm Nechljudow nur die Briefe und dieses Bild für sich. Alles übrige überließ er einem Müller, der durch Vermittlung des lächelnden Verwalters das Haus samt allem Mobiliar um den zehnten Teil des Wertes auf Abbruch erstanden hatte.

Wenn Nechljudow sich jetzt jenes Gefühl vergegenwärtigte, das er in Kusminskoje gehabt, als ihm plötzlich die Aufgabe seines Eigentums leid getan, konnte er sich nicht genug wundern, daß ein solches Gefühl überhaupt in seinem Herzen hatte aufkeimen können. Jetzt empfand er eine fortwährende Freude der Befreiung und ein Gefühl der Neuheit, ähnlich jenem, das ein Reisender haben muß, der ein neues Land entdeckt hat.

10.

Die Stadt machte auf Nechljudow, als er diesmal wieder hinkam, einen seltsam überraschenden, neuartigen Eindruck. Er fuhr des Abends, als die Laternen schon angezündet waren, vom Bahnhof in seine Wohnung. Sämtliche Zimmer rochen noch nach Naphthalin, und Agrafena Petrowna und Kornej waren beide sehr erschöpft und verärgert, ja sie hatten sich sogar wegen der Einräumung der Sachen gezankt, deren Gebrauchszweck einzig darin zu bestehen schien, daß sie aufgehängt, gesontt und wieder weggehängt wurden. Nechljudows Zimmer war zwar nicht besetzt, doch auch nicht in Ordnung; durch die herumstehenden Koffer war der

Zugang dazu erschwert — offenbar kam seine Ankunft all den Geschäften, die da nach irgendeinem absonderlichen Gesetz der Schwere immer wieder in dieser Wohnung vorgenommen wurden, hindernd dazwischen. Alles dies war Nechljudow, nach all den Eindrücken des ländlichen Elends, durch seine handgreifliche Widersinnigkeit, der auch er einmal sich untergeordnet hatte, so unangenehm, daß er beschloß, schon am nächsten Tage in ein Gasthaus überzusiedeln. Er überließ es Agrafena Petrowna, bis zur Ankunft seiner Schwester, die dann endgültig über alles, was im Hause war, verfügen sollte, die ihr notwendig scheinenden Anordnungen zu treffen.

Am nächsten Tage, gleich früh morgens, verließ er das Haus, nahm nicht weit vom Gefängnis in einem recht bescheidenen, nicht sehr sauberen *Chambre garnie* eine Wohnung von zwei Zimmern und begab sich, nachdem er angeordnet, daß die von ihm ausgewählten Sachen aus dem Hause dahin gebracht würden, zum Advokaten.

Draußen war es kühl. Nach den Gewittern und Regengüssen war jene Abkühlung erfolgt, die im Frühling gewöhnlich einzutreten pflegt. Es war so kalt, und es wehte ein so scharfer Wind, daß Nechljudow in seinem leichten Überzieher fror und tüchtig ausschreiten mußte, um sich zu erwärmen.

In seiner Erinnerung tauchten all die Dorfgestalten auf: die Frauen, Kinder und Greise, deren Elend und Verkommenheit er jetzt gleichsam zum erstenmal wahrgenommen, vor allem dieses lächelnde Kindchen mit dem Greisengesicht, das mit den

wadenlosen Beinchen zappelte. Als er an den Läden vorüberging, in denen Fleisch, Fische und fertige Kleider feilgeboten wurden, war er — als sähe er dergleichen zum erstenmal — betroffen von der Satttheit all der sauberen, feisten Ladeninhaber, wie sie das Dorf nirgends aufzuweisen hatte. Ebenso satt waren auch die Kutscher mit ihren ungeheuer breiten Rückseiten und den Knöpfen auf dem Rücken, und die Schweizer in den betäubten Mützen, und die Stubenmädchen in ihren Schürzen und Lößchen, namentlich aber die Führer der Renndroschen mit den rasierten Nacken, die sich in ihrem Fuhrwerk flegelten und die Vorübergehenden frech und verächtlich musterten. In allen diesen Menschen sah er jetzt unwillkürlich eben jene Dorfleute, die des Bodens beraubt und dadurch in die Stadt getrieben worden waren. Ein Teil dieser Leute hatte es verstanden, sich die Bedingungen des städtischen Lebens zunutze zu machen — sie waren ebenso geworden wie die Herren und freuten sich ihrer Lage; ein anderer Teil dagegen war in der Stadt in noch schlimmere Verhältnisse gekommen, als sie das Land darbot, und lebte noch kläglicher als auf dem Dorfe. Als solche klägliche Existenzen erschienen Nechljudow die Schuhmacher, die er am Fenster eines Kellers arbeiten sah; ebenso kläglich waren die hageren, zerzausten, blassen Wäscherinnen, die an den offenen Fenstern, aus denen der Seifendampf herausströmte, mit den mageren, enblößten Armen Wäsche plätteten; ebenso kläglich erschienen Nechljudow zwei Anstreicher, die in ihren Schürzen, an den nackten Füßen ein Paar zerrissene alte Stiefel und

vom Kopf bis zu den Füßen mit Farbe bekleckst, die Straße daherkamen. Mit den von der Sonne gebräunten, fleischlosen, schwachen Armen, an denen die Ärmel bis über die Ellbogen hinaufgestreift waren, trugen sie Eimer mit Farbe und schimpften in einem fort. Ihre Gesichter hatten etwas Gequältes und Verbittertes. Denselben Ausdruck hatten auch die verstaubten, schwarzen Gesichter der Kutsher, welche die Lastfuhrwerke fuhren und auf ihren Tragbäumen hin und her geschüttelt wurden. Den gleichen Ausdruck hatten die Gesichter der zerlumpten, gedunsenen Männer und Frauen, die, mit kleinen Kindern an der Hand, an den Straßenecken standen und um Almosen bettelten. Dieselben Gesichter sah Nechljudow auch an den offenen Fenstern der Schenken, an denen er vorüberkam. An den schmutzigen, mit Flaschen und Teegeschirr vollgestellten Tischchen, zwischen denen die weißgekleideten Kellner mit schaukelndem Gange hin und her eilten, saßen schreiend und sich in singendem Tone unterhaltend schwitzende Menschen mit roten, stierenden Gesichtern. Dort saß gerade solch' einer am Fenster — er hatte die Brauen emporgezogen und die Lippen vorgestreckt, und er starrte vor sich hin, als suche er sich an irgend etwas zu erinnern.

„Warum sind sie nur alle hierher gekommen?“ dachte Nechljudow, während er unwillkürlich zugleich mit dem Staube, den der kalte Wind ihm zutrug, den überall verbreiteten Dunst ranzigen Öls einatmete, der von den frischen Farbanstrichen ausging.

In einer der Straßen holte Nechljudow einen Zug von Lastwagen ein, die mit irgendwelchen Eisenwaren beladen waren und auf dem holprigen Pflaster so entsetzlich rasselten, daß ihm die Ohren brummten und der Kopf ihn schmerzte. Er beschleunigte seinen Schritt, um an den Wagen vorüberzukommen, als er plötzlich durch das Gerassel des Eisens hindurch seinen Namen vernahm. Er blieb stehen und sah in kurzer Entfernung vor sich einen Offizier mit spitzgedrehtem und gewichstem Schnurrbart und blankem, strahlendem Gesichte, der ihm von einer Renndroschke freundschaftlich mit der Hand winkte und dabei in dem lächelnden Munde zwei auffallend weiße Zahnreihen zeigte.

„Nechljudow! Bist du es?“

Nechljudows erstes Gefühl war von freudiger Art.

„Ah, Schönbock!“ rief er freudig, doch begriff er sogleich, daß er durchaus keine Ursache hatte, sich besonders zu freuen.

Es war derselbe Schönbock, der ihn damals bei den Tanten abgeholt hatte. Nechljudow hatte ihn längst aus den Augen verloren, doch hatte er gehört, daß er trotz seiner Schulden, nachdem er zwar aus der Garde ausgeschieden, aber doch bei der Kavallerie geblieben war, sich durch irgendwelche Mittel in der Welt der reichen Leute gehalten habe. Sein zufriedenes, heiteres Aussehen bestätigte das.

„Wie hübsch, daß ich dich erwischt habe! Kein Mensch ist sonst in der Stadt aufzutreiben. Das heißt, du bist gealtert, mein Lieber!“ sagte er, aus der Droschke steigend und die Schultern

reckend. „Nur am Gange habe ich dich erkannt. Wie ist's, wollen wir zusammen zu Mittag essen? Wo kann man denn hier bei euch anständig futtern?“

„Ich weiß nicht, ob ich Zeit habe,“ antwortete Nechljudow, der nur daran dachte, möglichst rasch von dem Kameraden loszukommen, ohne ihn zu verletzen. „Was machst du denn hier?“ fragte er ihn.

„Geschäfte, lieber Freund — Vormundschaftsgeschichten! Ich bin nämlich Kurator, führe die Geschäfte Samanows — du weißt, des reichen Samanow. Er ist fertig. Und dabei hat der Mensch vierundfünfzigtausend Desjatinen Land!“ sagte er mit einem ganz besonderen Stolze, als hätte er alle diese Desjatinen selbst gemacht. „Alles war in der größten Unordnung. Das Land war den Bauern ganz in Pacht gegeben. Sie zahlten nichts, die Rückstände betrugen über achtzigtausend Rubel. Ich habe in einem Jahre Ordnung geschaffen und siebzig Prozent mehr für die Vormundschaftskasse herausgewirtschaftet. Äh?“ sagte er mit Stolz.

Nechljudow erinnerte sich gehört zu haben, daß Schönbock, der selbst sein ganzes Vermögen durchgebracht und so viel Schulden gemacht hatte, daß er nie an ihre Tilgung denken konnte, dank irgend einer besonderen Fürsprache zum Kurator über das Vermögen eines reichen alten Mannes eingesetzt worden sei, der gleichfalls sein Vermögen durchgebracht hatte, und daß er jetzt von dieser Kuratel sein Leben bestreite.

„Wie kann ich ihn nur loswerden, ohne ihn zu beleidigen?“ dachte Nechljudow, während er das glänzende, pralle Gesicht Schönbocks mit dem ge-

wichsten Schnurrbart betrachtete und sein gutmütig kameradschaftliches Geplauder anhörte, das sich immer noch um seine großartigen Erfolge als Kurator und um die Frage, wo man gut zu Mittag essen könne, drehte.

„Na, wo wollen wir also zu Mittag essen?“

„Ich habe wirklich keine Zeit,“ sagte Nechljudow und sah auf die Uhr.

„Na, dann schlag' ich vor . . . heute ist Pferderennen, wirst du da sein?“

„Nein, ich bin nicht da.“

„Ach, komm doch! Ich habe selbst keinen Rennstall mehr, doch halte ich auf Grischas Pferde. Du erinnerst dich seiner wohl noch? Er hat einen famosen Stall. Komm nur, wir essen dann zusammen.“

„Auch das kann ich nicht,“ sagte Nechljudow lächelnd.

„Ja — was denn? Wohin willst du denn jetzt? Soll ich dich hinbringen?“

„Ich will zum Advokaten — er wohnt hier gleich um die Ecke,“ sagte Nechljudow.

„Ach ja, du hast da irgend etwas im Gefängnis zu tun! Willst dich wohl zur Kapazität für das Gefängniswesen ausbilden? Man hat mir bei Kortschagins davon erzählt,“ sagte Schönbock lachend. „Sie sind schon abgereist. Was ist denn da los? Erzähl' doch mall!“

„Es ist alles wahr, was man dir erzählt hat,“ antwortete Nechljudow. „Aber das läßt sich hier auf der Straße nicht so erzählen.“

„Na ja, na ja, du bist eben immer ein Sonderling gewesen. Kommst du also zum Rennen?“

„Nein, ich kann wirklich nicht, und ich will auch nicht. Bitte, sei mir nicht böse!“

„Unsinn, böse sein! Wo wohnst du eigentlich?“ fragte er, und plötzlich wurde sein Gesicht ernst, die Augen blickten starr, und die Brauen gingen hoch. Er wollte sich anscheinend irgendetwas ins Gedächtnis rufen, und Nechljudow sah auf seinem Gesichte ganz denselben stumpfen Ausdruck, wie ihn jener Mann mit den hochgezogenen Brauen und den vorgeschobenen Lippen gehabt hatte, der ihm am Fenster der Schenke aufgefallen war.

„Ist das eine Hundekälte, äh?“

„Ja, ja.“

„Hast du alle eingekauften Sachen?“ fragte Schönbock seinen Kutscher. „Na, dann leb' wohl, habe mich herzlich gefreut, dich wieder mal zu sehen,“ sprach er zu Nechljudow, schüttelte ihm kräftig die Hand und bestieg die Droschke. Er winkte noch mit der breiten, mit einem neuen waschledernen Handschuh bekleideten Hand, zeigte dabei die auffallend weißen Zähne in dem lächelnden Munde und fuhr dann rasch davon.

„Bin ich wirklich auch einmal solch einer gewesen?“ dachte Nechljudow, seinen Weg zum Advokaten fortsetzend. „Nun, vielleicht nicht ganz so einer — jedenfalls aber war ich auf dem besten Wege, solch einer zu werden und mein Leben so wie dieser da zu verbringen.“

11.

Der Advokat ließ Nechljudow außer der Reihe vor und begann sogleich von dem Prozesse der Menjschows zu reden, dessen Akten er durchgelesen hatte. Er war außer sich über die gänzlich unbegründete Anklage.

„Die Sache ist einfach empörend,“ sagte er. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Brandstiftung von dem Besitzer selbst verübt wurde, dem es um die Versicherungsprämie zu tun war. Doch zunächst handelt es sich nicht um seine Schuld, sondern vielmehr um den Nachweis, daß die Menjschows unschuldig sind. Für ihre Schuld liegen nicht die geringsten Beweise vor. Das ist dem besonderen Eifer des Untersuchungsrichters und der Nachlässigkeit des Staatsanwaltsgehilfen zu danken. Wenn die Sache nur nicht in der Kreisstadt zur Verhandlung kommt — hier, bei uns, büрге ich Ihnen für einen Erfolg, ich würde die Verteidigung sogar ohne jedes Honorar übernehmen. Nun die andere Sache: das Gnadengesuch der Fedoßja Birjukowa ist aufgesetzt. Wenn Sie nach Petersburg fahren, nehmen Sie es, bitte, mit, reichen Sie es selbst ein und verwenden Sie sich dafür. Sonst erfolgen erst allerhand Anfragen, und es kommt bei der Sache nichts heraus. Suchen Sie jedenfalls die Bekanntschaft von Persönlichkeiten zu machen, die in der Bittschriftenkommission Einfluß haben. So — das wäre wohl alles?“

„Doch! nicht. Man schreibt mir noch...“

„Sie sind da, wie ich sehe, zu einer Art Trichter,

einem Flaschenhalse geworden, durch den sich alle Beschwerden des Gefängnisses ergießen," sagte lächelnd der Advokat. „Es ist schon gar zu viel, Sie werden es nicht bewältigen.“

„Nein, es handelt sich da wirklich noch um eine besondere Sache," sagte Nechljudow und erzählte kurz die Geschichte eines schriftkundigen Bauern, der im Dorfe mit seinen Freunden zusammen das Evangelium gelesen und es ihnen erklärt hatte. Auf Betreiben der Geistlichkeit war einzig deshalb eine Untersuchung gegen ihn eröffnet und die Anklage erhoben worden.

„Ja — was wundert Sie denn daran?“

„Nicht weniger als alles. Ich kann einen Polizeiwachtmeister begreifen, der Ordre parieren muß — aber der Staatsanwaltsgehilfe, der die Anklage erhebt — der ist doch ein gebildeter Mensch!...“

„Darin liegt eben der Irrtum, daß wir anzunehmen geneigt sind, unsere Gerichtsbeamten seien liberale Leute. Vielleicht sind sie das einmal gewesen, heute aber steht die Sache anders. Sie sind einfach Beamte, deren Sorge sich einzig und allein um den Zwanzigsten*) dreht. Der Mann bekommt sein Gehalt, möchte aber noch mehr haben, denn er braucht noch mehr — das ist der Inbegriff seiner Prinzipien. Er wird anklagen, richten, verurteilen, wen Sie wollen... Ich sage den Herren Richtern stets," fuhr er fort, „daß ich meinen Blick immer nur mit Dankbarkeit zu ihnen erhebe, denn wenn ich, oder Sie, oder überhaupt wir alle nicht hinter Schloß und Riegel sitzen, so schulden wir das einzig ihrer Güte.“

*) In Rußland der Tag des Gehaltsempfangs.

„Aber wenn alles von der Willkür dieser Herren abhängt — was sollen dann die Gerichte?“

Der Advokat lachte ganz vergnügt.

„Was für Fragen Sie stellen! Nun, Väterchen, das ist Philosophie. Gewiß, man kann sich auch darüber unterhalten. Kommen Sie doch am Sonnabend zu uns, Sie treffen bei uns eine ganze Schar von Gelehrten, Literaten und Künstlern. Dann wollen wir diese allgemeinen Fragen aufs Tapet bringen,“ sagte der Advokat, den Ausdruck „allgemeine Fragen“ mit ironischem Pathos hervorhebend. „Sie kennen doch meine Frau? Kommen Sie, bitte!“

„Ja, ich will zusehen,“ sagte Nechljudow. Er fühlte, daß er eine Unwahrheit sagte, denn an nichts in der Welt lag ihm weniger als an dieser Abendgesellschaft bei dem Advokaten, samt all den Gelehrten, Literaten und Künstlern.

Er verabschiedete sich. Bis zum Gefängnis war es noch weit, und es war schon spät, und darum nahm er eine Droschke und fuhr hin. Auf einer der Straßen wandte sich der Kutscher, ein Mann in mittleren Jahren mit klugem, gutmütigem Gesichte, zu Nechljudow um und zeigte nach einem ungeheuren Gebäude, das dort im Bau begriffen war.

„Da, was für ein mächtiges Haus sie hier aufgerichtet haben!“ sagte er, als habe er selbst den Bau mit veranlaßt und sei stolz auf ihn.

In der Tat war es ein auffallend großes Haus, das da in irgendeinem ungewöhnlichen Stil errichtet wurde. Ein festes Gerüst aus mächtigen Tannenbalken, die durch eiserne Klammern zusammengehalten wurden, umgab den Bau, der durch einen

Bretterzaun von der Straße getrennt war. Auf den Absätzen des Baugerüsts wimmelten gleich Ameisen kalkbespritzte Arbeiter umher: die einen mauerten, die andern meißelten an Steinblöcken herum, noch andere trugen Mulden und Kübel mit Baumaterial hinauf oder brachten sie leer herunter.

Ein dicker, elegant gekleideter Herr, wahrscheinlich der Architekt, stand neben dem Baugerüst, zeigte nach oben und sprach mit dem respektvoll zuhörenden Unternehmer, dem man seine Herkunft aus der Gegend von Wladimir ansah. Aus dem Tor fuhren leere Wagen, an dem Architekten und dem Unternehmer vorüber, während beladene hineinfuhren.

„Und wie fest sie alle, die Arbeitenden wie die Arbeitgeber, davon überzeugt sind, daß das alles so sein müsse, daß, während ihre Frauen daheim über ihre Kräfte arbeiten und ihre Kinder in den Flickenhäubchen angesichts des drohenden Hungertodes greisenhaft lächeln und mit den Beinchen zappeln, sie dieses dumme, überflüssige Haus für irgend einen dummen, überflüssigen Menschen bauen müssen!“ dachte Nechljudow, während er das Haus betrachtete.

„Ja, ein verdammt dummes Haus,“ sagte er, seinen Gedanken laut aussprechend.

„Wieso denn dumm?“ versetzte der Kutscher gekränkt. „Es gibt den Leuten wenigstens Arbeit, daran ist doch nichts Dummes!“

„Aber es ist keine notwendige Arbeit.“

„Wenn man baut, wird sie schon notwendig

sein,“ sagte der Kutscher. „Sie schafft doch den Leuten Brot!“

Nechljudow schwieg, zumal das Wagengerassel die Unterhaltung erschwerte. Kurz vor dem Gefängnis bog der Kutscher von der gepflasterten Straße auf die Chaussee ab, so daß das Sprechen erleichtert wurde, und er wandte sich wieder an Nechljudow.

„Wie viel Volk jetzt in der Stadt zusammenströmt — nicht zu sagen ist's!“ sagte er, während er sich auf dem Bock umwandte und Nechljudow auf eine Gruppe ländlicher Arbeiter aufmerksam machte, die in Halbpelzen, mit Sägen, Äxten und Säcken über den Schultern, ihnen entgegenkamen.

„Kommen denn jetzt mehr als in früheren Jahren?“ fragte Nechljudow.

„Gar kein Vergleich! Jetzt drängen sich die Leute so um jede Stelle, daß es ein Jammer ist. Die Arbeitgeber gehen mit dem Volke um wie mit Holzspänen. Alles wimmelt von Arbeitssuchenden.“

„Wie kommt das nur?“

„Es gibt zu viel Menschen. Wo sollen sie alle bleiben?“

„Was tut's denn, daß ihrer so viel sind? Warum bleiben sie nicht im Dorfe?“

„Was sollen sie da? Es fehlt doch an Land!“

Nechljudow hatte eine ähnliche Empfindung wie jemand, der eine kranke Stelle am Körper hat: es scheint ihm, daß er sich immer wieder an dieser Stelle stößt — es scheint ihm jedoch nur darum

so, weil nur die Stöße gegen diese kranke Stelle ihm Schmerz verursachen.

„Ueberall dieselbe Ursache,“ dachte er und begann den Kutscher auszufragen, wie viel Land zu seinem Dorfe gehöre, wie viel er selbst besitze, und warum er in der Stadt lebe.

„Bei uns kommt eine Desjatine auf die Seele, lieber Herr,“ erzählte ihm der Kutscher bereitwillig. „Wir nehmen für drei Seelen Land: ich habe den Vater und einen Bruder daheim, ein anderer Bruder ist Soldat. Die beiden bebauen nun das Land, aber was ist da viel zu bebauen! Auch der Bruder wollte nach Moskau kommen.“

„Können sie denn kein Land hinzupachten?“

„Wo sollen sie heute Land pachten? Die Herren, die es früher hatten, sind bankerott. Die Kaufleute haben alles Land in Händen, und die geben nichts in Pacht, die bearbeiten alles selber. Bei uns ist ein Franzose, der das Land vom früheren Besitzer gekauft hat. Der verpachtet nichts, abgemacht.“

„Was für ein Franzose?“

„Dufare heißt er, vielleicht haben Sie von ihm gehört. Er macht im ‚Großen Theater‘ die Perücken für die Schauspielerinnen. Ein gutes Geschäft, hat ihm viel Geld gebracht. Er hat das ganze Gut von unserem gnädigen Fräulein gekauft. Jetzt ist er unser Herr und reitet auf uns nur so herum. Er selbst ist ein ganz guter Mensch, aber seine Frau, eine Russin, ist ein solches Biest, daß Gott erbarm'. Sie plündert das Volk ganz aus, ein Elend ist's!...

Da ist das Gefängnis. Wo soll ich halten — an der Einfahrt? Ich glaube nicht, daß Sie eingelassen werden.“

12.

Mit einem Gefühl der Beklemmung und des heimlichen Bangens, das ihm der Gedanke, in welcher Verfassung er wohl heute die Maslowa antreffen würde, wie überhaupt ihr ganzes Wesen und diese Zusammenpferchung von Menschen im Gefängnis verursachte, zog Nechljudow am Haupteingang die Klingel und fragte den Aufseher, der zu ihm austrat, nach der Maslowa. Der Aufseher erkundigte sich und sagte, sie sei im Krankenhause. Nechljudow begab sich ins Krankenhaus. Der Krankenhauswächter, ein gutmütiges altes Männchen, ließ ihn sogleich ein und wies ihn, als er hörte, wen er sprechen wollte, nach der Kinderabteilung.

Ein junger Arzt, der sehr stark nach Karbolsäure roch, trat zu Nechljudow in den Korridor und fragte ihn in strengem Tone, was er wünsche. Dieser Arzt suchte den Gefangenen alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen und hatte deshalb beständig unangenehme Zusammenstöße mit der Gefängnisverwaltung und sogar mit dem Oberarzt. Da er fürchtete, daß Nechljudow vielleicht von ihm irgendetwas Ungesetzliches verlangen könnte, und überdies zeigen wollte, daß er niemandem gegenüber eine Ausnahme mache, so stellte er sich absichtlich streng.

„Hier sind keine Frauen, hier sind die Kinder-säle,“ sagte er.

„Ich weiß es, aber hier befindet sich eine Wär-terin, die vom Gefängnis aus hergeschickt wurde.“

„Ja, hier gibt es zwei solche Frauen. Was wün-schen Sie also?“

„Ich kenne die eine von ihnen — die Maslowa — näher,“ sagte Nechljudow, „und ich möchte sie sehen. Ich fahre nach Petersburg, um in ihrem Namen ein Kassationsgesuch einzureichen. Dann möchte ich ihr auch noch dies hier übergeben — es ist nur eine Photographie,“ sagte Nechljudow, während er das Kuvert mit dem Gruppenbilde aus der Tasche zog.

„Dem steht nichts entgegen,“ versetzte der Arzt in mildem Tone. Er wandte sich an eine alte Frau in einer weißen Schürze und sagte ihr, sie möchte die Gefangene Maslowa, die zur Pflege hier wäre, her-beirufen. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, oder wenigstens ins Empfangszimmer gehen?“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Nechljudow. Er wollte sich die freundlichere Stimmung des Arztes zu nutze machte und fragte ihn, wie man im Kranken-hause mit der Maslowa zufrieden sei.

„Ganz gut, sie macht ihre Sache nicht schlecht — wenn man in Betracht zieht, in welchen Verhält-nissen sie bisher gelebt hat,“ antwortete der Arzt. „Uebrigens, da ist sie.“

Aus einer Tür trat die alte Wärterin, und ihr folgte die Maslowa. Sie trug eine weiße Schürze über einem gestreiften Kleide und auf dem Kopfe ein Tuch, das ihr Haar verbarg. Sobald sie Nechljudow erblickte, errötete sie jäh, blieb wie unschlüssig

stehen, runzelte dann die Stirn und kam, die Augen niederschlagend, auf dem Korridorläufer mit raschen Schritten auf ihn zu. Als sie vor ihm stand, wollte sie ihm zuerst nicht die Hand reichen, gab sie ihm dann aber doch und errötete noch mehr. Nechljudow hatte sie seit jenem Zusammentreffen, bei dem sie sich wegen ihrer Heftigkeit entschuldigt hatte, nicht gesehen, und er erwartete sie jetzt ebenso zu finden wie damals. Sie war jedoch heute eine ganz andere, in ihrem Gesichtsausdruck lag etwas Neues, etwas Zurückhaltendes, Verlegenes, das, wie ihm schien, nicht zu seinen Gunsten zu deuten war. Er sagte ihr dasselbe, was er bereits dem Arzte gesagt hatte — daß er nach Petersburg reise, und übergab ihr das Kuvert mit der Photographie, die er aus Panowo mitgebracht hatte.

„Das habe ich in Panowo gefunden — eine alte Photographie, vielleicht macht es Ihnen eine kleine Freude. Behalten Sie sie!“

Sie zog die schwarzen Brauen empor und sah ihn mit ihren schielenden Augen verwundert an, als wollte sie fragen: wozu das? Dann nahm sie schweigend das Kuvert und steckte es hinter die Schürze.

„Ich habe dort Ihre Tante gesehen,“ sagte Nechljudow.

„So — haben Sie sie gesehen?“ versetzte sie gleichgültig.

„Wie gefällt es Ihnen hier?“ fragte Nechljudow.

„Ich danke, gut,“ sagte sie.

„Ist der Dienst nicht zu anstrengend?“

„Nein, gar nicht. Ich bin nur noch nicht daran gewöhnt.“

„Ich bin sehr froh, daß Sie hier sind. Es ist immer besser als dort.“

„Dort? Wo — dort?“ sagte sie, und helle Röte übergieß ihr Gesicht.

„Dort, im Gefängnis,“ sagte Nechljudow rasch.

„Inwiefern ist's hier besser?“ sagte sie.

„Ich glaube, die Menschen sind hier besser. Es gibt hier keine solchen wie dort.“

„Dort sind viele gute Menschen,“ sagte sie.

„Wegen der Menjschows habe ich Schritte getan, ich hoffe, daß sie freikommen werden,“ sagte Nechljudow.

„Das gebe Gott, sie ist ein so prächtiges altes Mütterchen,“ sagte sie, ihre Charakteristik der alten Menjschowa wiederholend, und lächelte dabei.

„Ich reise heute nach Petersburg ab. Ihre Sache wird bald zur Verhandlung kommen, und ich hoffe, daß das Urteil aufgehoben wird.“

„Ob sie es aufheben oder nicht — jetzt ist alles gleich,“ sagte sie.

„Warum ‚jetzt‘?“

„So,“ sagte sie und sah ihm flüchtig, mit einem fragenden Blicke, ins Gesicht.

Nechljudow verstand dieses Wort und diesen Blick in dem Sinne, als wolle sie wissen, ob er an seinem Entschlusse noch festhalte, oder ob er sich mit ihrem abschlägigen Bescheid zufrieden gebe und von seiner Absicht abstehe.

„Ich weiß nicht,“ sagte er, „warum Ihnen jetzt alles gleich ist. Mir ist es in der Tat jetzt gleich, ob Sie freigesprochen werden oder nicht. Ich bin

in jedem Falle bereit, das zu tun, was ich gesagt habe," sprach er in bestimmtem Tone.

Sie hob den Kopf empor, und ihre schielenden schwarzen Augen waren voll auf sein Gesicht gerichtet, daß sie zugleich ihn anzusehen und an ihm vorüberzusehen schien. Sie strahlte vor Freude über das ganze Gesicht. Doch sagte sie etwas ganz anderes, als ihre Augen zu sagen schienen.

„Es hat keinen Zweck, was Sie da sagen,“ sprach sie.

„Ich sage es nur, damit Sie es wissen.“

„Darüber ist schon alles gesagt und nicht weiter zu reden,“ entgegnete sie, nur mühsam ein Lächeln unterdrückend.

Vom Saale her ließ sich ein Geräusch vernehmen. Man hörte das Weinen eines Kindes.

„Ich glaube, man ruft mich,“ bemerkte sie, sich unruhig umsehend.

„Nun, dann leben Sie wohl,“ sagte er.

Sie tat, als sehe sie nicht, daß er ihr die Hand entgegenstreckte, und ohne sie zu drücken, wandte sie sich um und ging, nur mühsam ihren Triumph verbergend, mit raschen Schritten auf dem Korridorläufer davon.

„Was geht in ihr vor? Wie denkt, wie fühlt sie? Will sie mich nur auf die Probe stellen, oder kann sie mir wirklich nicht verzeihen? Kann oder will sie mir das alles nicht sagen, was sie denkt und tut? Ist sie milder gestimmt, oder ist ihre Erbitterung noch gestiegen?“ fragte sich Nechljudow und vermochte sich auf alle diese Fragen keine Antwort zu geben. Eins wußte er jedenfalls: daß

sie anders geworden war, daß in ihrer Seele eine wichtige Wandlung sich vollzog, die sie nicht nur mit ihm, sondern auch mit dem vereinigte, in dessen Namen diese Wandlung geschah. Und diese Vereinigung versetzte ihn in eine freudig erregte, rührungsvolle Stimmung.

13.

Als die Maslowa in den Krankensaal zurückgekehrt war, in dem acht Kinderbettchen standen, begann sie auf Geheiß der Schwester, eins der Betten zu machen. Sie neigte sich dabei mit dem Laken allzuweit über, glitt aus und wäre fast gefallen. Ein kleiner Rekonvaleszent mit umwickeltem Halse, der ihr zusah, lachte laut auf, und die Maslowa konnte sich nun nicht mehr beherrschen, sondern brach, während sie sich auf das Bett setzte, in ein so lautes, ansteckendes Lachen aus, daß auch einige der Kinder mitzulachen begannen und die Schwester ärgerlich auf sie losschrie:

„Na, was wieherst du denn so? Glaubst wohl, du bist noch drüben, wo du früher warst? Geh, hol' das Essen für die Kinder!“

Die Maslowa schwieg, nahm das Geschirr und ging dahin, wohin man sie schickte. Doch wechselte sie noch rasch einen Blick mit dem umwickelten Kleinen, dem gleichfalls das Lachen verboten worden war, und platzte abermals heraus. Mehrmals im Laufe des Tages, sowie sie irgend allein war, zog sie die Photographie ein wenig aus dem Kuvert

und betrachtete sie mit Entzücken. Doch erst am Abend, als ihr Dienst vorüber und sie allein in dem Zimmerchen war, das ihr und einer Wärterin als Schlafraum diente, nahm sie die Photographie ganz aus dem Kuvert heraus und schaute lange auf das verblaßte und vergilbte Bild. Unbeweglich saß sie da und liebte gleichsam mit den Blicken jede kleinste Einzelheit der Gesichter, der Kleider, der Balkonstufen und der Sträucher, von deren Hintergründe sich sein Gesicht, und das ihrige, und die Gesichter der Tanten abhoben. Sie konnte sich nicht sattsehen an allem, namentlich an sich selbst, an ihrem jugendlichen, hübschen Gesichte mit dem um Stirn und Schläfen sich ringelnden Haar. So ganz war sie vertieft in das Beschauen des Bildes, daß sie es gar nicht bemerkte, als ihre Zimmergenossin, die Krankenwärterin, eintrat.

„Was hast du denn da? Hat er dir das gegeben?“ fragte die gutmütige, dicke Wärterin, sich über die Photographie beugend. „Bist du das etwa?“

„Wer denn sonst?“ sagte die Maslowa lächelnd, während sie der Wärterin ins Gesicht sah.

„Und wer ist das? Er selbst? Und das ist wohl seine Mutter?“

„Nein, seine Tante. Würdest du mich darauf erkannt haben?“ fragte die Maslowa.

„Gott bewahre! Nie im Leben hätt' ich dich erkannt. Das ist ein ganz anderes Gesicht. Es liegt doch, mein' ich, eine ganze Reihe Jahre dazwischen?“

„Jahre? Ein ganzes Leben liegt dazwischen!“ sagte die Maslowa, und ihre lebhaftere Munterkeit

war plötzlich verschwunden. Ihr Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an, und eine Falte schnitt sich zwischen den Augenbrauen ein.

„Wie denn, du hast doch ein leichtes Leben gehabt?“

„Das nennst du ein leichtes Leben?“ versetzte die Maslowa, schloß die Augen und schüttelte den Kopf. „Schlimmer als Zwangsarbeit war es.“

„Aber wieso denn?“

„Wieso? Jeden Tag dasselbe, von acht Uhr abends bis vier Uhr morgens — immer dasselbe!“

„Aber warum geben sie es dann nicht auf?“

„Sie möchten es schon aufgeben, aber sie können nicht. Ach, was ist da zu reden!“ schrie die Maslowa, sprang auf, warf die Photographie in die Schublade des kleinen Tisches, lief, gewaltsam ihre zornigen Tränen zurückhaltend, in den Korridor hinaus und schlug die Tür hinter sich zu.

Während sie die Photographie betrachtete, hatte sie das Gefühl gehabt, als sei sie noch ebenso, wie sie dort dargestellt war, und sich ausgemalt, wie glücklich sie damals gewesen, und wie glücklich sie noch jetzt mit ihm hätte sein können. Die Worte der Zimmergefährtin hatten sie daran erinnert, was sie jetzt war; sie hatten ihr das ganze Grauen und Entsetzen jenes Lebens zum Bewußtsein gebracht, das sie zwar immer halb unbewußt empfunden, jedoch nie ganz klar gefühlt hatte. Jetzt erst erinnerte sie sich lebhaft aller jener schrecklichen Nächte, namentlich einer Nacht in der Butterwoche, als sie einen Studenten erwartete, der ihr versprochen hatte, sie freizumachen. Sie erinnerte sich, wie sie in dem

weit ausgeschnittenen, mit Wein begossenen, rotseidenen Kleide, eine grellrote Schleife in dem krausen Haar, gegen zwei Uhr nachts einige Gäste hinausbegleitet, sich dann in der Tanzpause, ermüdet und betrunken, zu der mageren, knochigen, finnigen Klavierspielerin, die den Geiger begleitete, gesetzt und vor ihr über ihr schweres Leben geklagt hatte, wie dann auch die Klavierspielerin sagte, sie habe ihre Stellung satt und wolle sich verändern, und wie dann ihre Freundin Klara dazugekommen sei und sie plötzlich alle drei sich entschlossen hätten, dieses Leben aufzugeben. Schon hatten sie, in der Meinung, daß der Trubel der Nacht vorüber sei, auseinandergehen wollen, als plötzlich eine Schar von neuen trunkenen Gästen lärmend in den Saal trat. Der Geiger spielte ein Ritornell, die Klavierspielerin begann auf dem Instrument eine lustige russische Weise, die erste Figur einer Quadrille, herunterzupauken, und ein betrunkenener, nach Wein riechender, schlucksender kleiner Mensch in weißer Krawatte und im Frack — den er dann in der zweiten Figur ablegte — umfaßte sie, während ein zweiter, dicker, bärtiger Mensch, gleichfalls im Frack — sie kamen beide von irgend einem Balle — Klara umfaßte und sie alle vier eine ganze lange Zeit umherwirbelten und sich drehten, und schrienen und tranken... Und so war es ein, zwei, drei Jahre und länger gegangen — wie sollte sie sich da nicht verändert haben? Und die Ursache von alledem war er! Und plötzlich erwachte wieder in ihr die alte Erbitterung gegen ihn, und sie hätte auf ihn loschimpfen und ihn mit Vorwürfen überschütten

mögen. Es tat ihr leid, daß sie sich heute die Gelegenheit hatte entschlüpfen lassen, ihm noch einmal offen heraus zu sagen, daß sie ihn durchschaue, und daß sie sich nicht von ihm einfangen lasse, ihm nicht erlaube, sie seelisch zu mißbrauchen, wie er sie schon körperlich mißbraucht habe, und sie zum Gegenstand seiner Großmut zu machen. Um nun auf irgend eine Weise dieses quälende Gefühl des Mitleids mit sich selbst und diesen Drang, ihm Vorwürfe zu machen, in sich zu ersticken, weckte sie in sich das Gelüste, Branntwein zu trinken. Wäre sie jetzt im Gefängnis gewesen, dann hätte sie sicher das Nechljudow gegebene Wort gebrochen und hätte Branntwein getrunken — hier aber konnte nur der Feldscher ihr welchen geben, und dem ging sie aus dem Wege, weil er bereits zudringlich gegen sie geworden war. So saß sie denn eine Weile auf der kleinen Bank im Korridor, kehrte dann in ihr Stübchen zurück, und ohne auf die Frage ihrer Stubengenossin zu antworten, weinte sie lange über ihr verlorenes Leben.



